Germ 332.4 (2)

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY

Archibald Cary Coolidge

*Class of 1887*

PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928

DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

P G 1 Ann 222 4

N° 1.

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische

# Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe, Kaufleute u. s. w.

von

Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberbergrath und öffentl. ord. Professor der Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitdirektor des naturhistorischen Museums derselben, Direktor des naturwissenschaftl. Seminars, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes.

Neue Folge. — Zweiter Jahrgang.

Erster Band.

Erstes Heft.

Köln am Rhein:

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1835.

Δ

P GERM 332.4 (2')

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Feb 1958

513 ...

# I.

## Geſchichte des Königsſtuhles bei Rhenſe. *)

Der Königsſtuhl (thronus imperialis, sella regia) ſtand zwiſchen der Stadt Rhenſe und dem Dorfe Capellen, etwa 500 Schritte unterhalb jener Stadt und nur dreißig Schritte vom Rhein entfernt. Ein ſchöner Obſthain von Nuß- und Aepfelbäumen umſchattete ihn. Südlich von ihm ſtrömte in ſilbernen Wellen der Rhein vorbei; nördlich erblickte ihn die mit Fruchtbäumen und Weinſtöcken bedeckte anmuthige Hügelreihe. Ein achteckiges, aus dem bekannten mendiger Lavaſtein ſtark gemauertes Gebäude ohne Dach, vor Regen und Wind ſchirmend, erhob er ſich auf neun großen Säulen und acht Schwibbbögen. Vom Rheine her, an mittäglicher Seite führte eine ſteinerne Treppe von vierzehn Stufen hinauf, die oben mit einer ſtarken eiſernen Thüre verſchloſſen wurde. Auf der entgegengeſetzten Seite prangte im Wappen der doppelte Reichsadler, umgeben von den Wappen der Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz u. a. Oben rund herum zog ſich eine ſteinerne Bank mit acht Sitzen, ſieben für die Kurfürſten, der achte für den neuerwählten Kaiſer.

Als den Erbauer dieſer Bühne nennt man den Kurfürſten von Mainz, Peter Aichſpalt auch Aichſpalter oder Eichſpalter. Auch war es das Amt des Kurfürſten von Mainz, die übrigen Kurfürſten durch

*) Wir verweiſen hierbei auf dasjenige, was im vorigen Hefte S. 223 f. bereits über den Königsſtuhl beigebracht worden iſt. D. H.

Schreiben zur neuen Kaiserswahl auf diesen sogenannten Königsstuhl einladen zu lassen. Die Erbauung dieses mehr dauerhaften als zierlichen Wahlgebäudes gerade auf dieser Stelle hatte ihre Veranlassung darin, daß die Gebiete der vier rheinischen Kurfürsten sich hier berührten. Denn das Schloß Lahneck nebst der Stadt Oberlahnstein gehörte Kurmainz, Kurköln lag mit dem später ummauerten Rhense in der Mitte, Kurtrier übersah das Ganze auf seinem majestätischen Schlosse Stolzenfels (der Stolzen Veste), welches sein graues Haupt über Capellen erhebt und jetzt ein Eigenthum unsers geliebten Kronprinzen Friedrich Wilhelm ist. Die Aussicht begrenzte Kurpfalz mit seinem Lehen Braubach und dem Schlosse Marksburg, das mit blanken Fenstern triumphirend über die ehrwürdigen Ruinen seiner Nachbarn noch jetzt hinschaut. Rhense war also der Mittelpunkt jener beliebten Nachbarschaft. Da stand die eigentliche Rathswahlstätte — der Königsstuhl; und der hier ertönende wirbelnde Trompetenruf der Reichsherolde verkündigte den Bewohnern der nahen Städte, Dörfer und Ritterburgen eine glänzende Reichsversammlung.

Hier saßen einst, an ihrer Lande Grenzen,
Des Volkes Horte, sieben an der Zahl,
Auf heil'gem Sitz, vereint zur Königswahl,
Gleichwie die Sterne um die Sonne glänzen.

Hier einten sie sich in des Reichs Gefahren,
Und boten hülfreich sich die Freundeshand,
Zu schützen Freiheit, Volk und Vaterland,
Und seiner Rechte Heiligthum zu wahren.

Und die Verfassung, die das Reich genossen,
Erweckte Liebe, Kraft und Heldenmuth,
Den Thron zu sichern mit des Volkes Blut. —
Doch wie ein Traum ist jene Zeit verflossen;
Das Denkmal sank — uns blieb im Wechselspiel
Nur der Erinn'rung herbes Schmerzgefühl.

Die erſte Meldung von der Zuſammenkunft der Kurfürſten auf dem Königsſtuhl finden wir bei der Wahl des Kaiſers Heinrich VII. (v. 1308—1313), eines Grafen von Lützelburg oder Luxemburg und eines Bruders des damaligen gelehrten, kriegeriſchen und hochverdienten Kurfürſten Balduin von Trier (v. 1307—1354), im Jahre 1308, dem merkwürdigen Jahre, wo Geßler's Tod durch Wilhelm Tell die Loſung war zu dem allgemeinen Aufſtande der Schweizer, der am Neujahrstage in den vier Waldſtädten ausbrach. —

Da nämlich die Kurfürſten die Plane des Königs von Frankreich, Philipp des Schönen, durchſchaueten, und dieſer ſich alle nur mögliche Mühe gab, den Papſt Klemens V. in Avignon für die Wahl ſeines Bruders, Carl von Valois, zu gewinnen: ſo verſammelten ſich jene, um Frankreichs Einfluß bei Zeiten ſchadlos zu machen, zuerſt in Boppard und ſetzten daſelbſt feſt: „daß alle die Fürſten bei den künftigen Wahlen ausgeſchloſſen ſeyn ſollten, die nicht von einem wirklichen Kurhauſe abſtammten; die Brüder und Seitenverwandten der Kurfürſten aber ſollten zwar auch zu den Berathſchlagungen gezogen werden können, wenn ſie durch Recht und altes Herkommen hierzu autoriſirt wären, mit dem Bedinge jedoch, daß nur die Häupter der Kurhäuſer die wirklichen Stimmen hätten."

Nach dieſen Präliminarien über die Form der Wahl begaben ſich die drei geiſtlichen Kurfürſten, Peter von Mainz, Balduin von Trier, Heinrich II. von Köln, ein Graf von Virneburg, nebſt dem Kurfürſten Rudolf von der Pfalz, welcher zugleich die Stimmen für Brandenburg und Sachſen hatte, nach Rhenſe, wo ſie am 25. November ihre einſtimmige Wahl Heinrichs VII. vor dem verſammelten Volke bekannt machten, ſich darauf nach Frankfurt verfügten und daſelbſt am 27. dieſes Mo-

nats die Wahl in dem dortigen Predigerkloſter erneuerten. Darauf geleiteten ſie den neuen Kaiſer über Köln nach Aachen, wo er nebſt ſeiner Gemahlinn, Margaretha, einer Tochter des Herzogs Jahann I. von Brabant, vom kölniſchen Kurfürſten geſalbt und gekrönt wurde. Die Regierung dieſes Kaiſers war von keiner langen Dauer. Auf ſeinem, ſeit Kaiſer Friedrich II. unterbliebenen, Römerzuge ſtarb er am 24. Aug. 1313 zu Buonconvento bei Siena eines plötzlichen Todes im 51. Lebensjahre.

Ueber die neue Königswahl wurden die Wahlfürſten uneinig. Der Kurfürſt Peter von Mainz; der Kurfürſt Balduin von Trier; Johann, König von Böhmen; Johann, Herzog zu Sachſen und der Markgraf Waldemar von Brandenburg entſchieden ſich am 20. October 1314 für Ludwig von Baiern; die andere Partei aber, nämlich der Kurfürſt Heinrich von Köln und Rudolf (Bruder Ludwig's von Baiern), Pfalzgraf zum Rhein und Herzog von Baiern wählten am Tage vorher zu Sachſenhauſen, nach einer vorhergegangenen Unterredung zu Bacharach, und im Einverſtändniſſe mit dem Kurfürſten Rudolf von Sachſen-Wittenberg und dem Herzog Heinrich von Kärnthen, der im Jahre 1310 der böhmiſchen Krone verluſtig erklärt worden war, den Herzog Friedrich den Schönen von Oeſtreich zum Kaiſer. Beide Kaiſer, die einſt vertraute Jugendfreunde geweſen, ſuchten ihre Rechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Nach ſieben blutigen Kriegsjahren entſchied ſich endlich das Glück für Ludwig in der verzweifelten Schlacht bei Bechwieſe, zwiſchen Mühldorf und Oettingen, am Inn (am 28. Sept. 1322), die der muthige Feldherr Sigfried Schweppermann und der tapfere Burggraf Friedrich von Nürnberg gewonnen hatte. Friedrich der Schöne ſelbſt gerieth nebſt dem

Herzog Heinrich von Kärnthen in Gefangenschaft und wurde in die Burg Trausnitz bei Sulzbach in Verwahr gebracht. Abet Ludwig fand an dem Papste Johann XXII. († 4. Dec. 1334), der die Kaiserkrone Deutschlands an Frankreich zu bringen gedachte, einen neuen großen und hartnäckigen Feind. Dieser erkannte ihn nicht nur als Kaiser nicht an, sondern that ihn am 5. Juli 1324 in den Bann und drang auf dessen Absetzung.

Zu dem Zwecke kamen die päbstlichen Gesandten nebst denen des Königs Carl IV. von Frankreich und den übrigen, dem Kaiser Ludwig abholden, Reichsfürsten, unter welchen sich auch der kriegerische Herzog Leopold von Oestreich, ein Bruder Friedrich des Schönen, befand, auf den Königsstuhl bei Rhense im Jahre 1325 zusammen, und suchten des Papstes kühnen Plan auszuführen. Allein der deutschgesinnte Kommenthur des deutschen Ordens zu Koblenz, Berthold von Bucheck, ein Bruder des damaligen Kurfürsten von Mainz, Mathias von Bucheck, widersetzte sich mit allem Nachdruck dem unerhörten Vorhaben der hohen Versammelten, und stellte ihnen in beredter Rede den großen Schimpf, den sie über ganz Deutschland bringen würden, wenn sie die Absetzung des deutschen Oberhauptes den willkürlichen Gesetzen des Papstes unterwerfen wollten, so deutlich vor, daß jene abstanden, und der Plan des Papstes völlig vereitelt wurde. Dieß wurde auf dem Königsstuhl bei Rhense erwirkt.

Dessenungeachtet suchte der Papst Johann den Kaiser Ludwig, der indessen seinen Gegner Friedrich den Schönen in Freiheit gesetzt und mit ihm die Regierung getheilt, und alle mögliche Gelegenheit benutzt hatte, um sich mit dem Papst auszusöhnen, zu unterdrücken. Sein Nachfolger, Papst Benedikt XII., fuhr in demselben Geiste Johann's fort. Da geschah es denn, daß die ersten Für-

ſten des Reichs zuſammentraten, ihre und des Kaiſers Rechte gegen die Anmaaßungen des Papſtes muthig zu ſchützen.

Am 15. Juli 1338 kamen daſelbſt die ſechs Kurfürſten (Böhmen fehlte) bei Rhenſe zuſammen und ſchloſſen hier auf dem Königsſtuhle den berühmten erſten Kurverein der ihre Gerechtſame und Wahlfreiheit, die Unabhängigkeit des Kaiſers und des deutſchen Reichs vom Papſte feſtſtellte und das päbſtliche Interdict, das ſchon ſieben Jahre lang Deutſchland drückte, aufhob. Die Kurfürſten beſtätigten darauf ihre Beſchlüſſe nochmals am 28. Auguſt zu Frankfurt, und zeigten dieſelben in einem ausführlichen Schreiben dem Papſte Benedict XII. durch ihren Geſandten Albrecht von Straßburg an, mit dem Erſuchen: „der Pabſt ſolle alle von ſeinen Vorfahren wider den durch Stimmenmehrheit rechtmäßig erwählten Kaiſer Ludwig von Baiern ausgegangene Verordnungen aufheben und widerrufen, weil es klar ſey, daß dieſelben die Unabhängigkeit des deutſchen Reichs zernichteten.“

Der Tod des Pabſtes Benedict († 25. Apr. 1342) unterbrach die gegenſeitige Ausſöhnung, die unter deſſen Nachfolger Klemens VI. ſchwerlich zu erreichen ſchien. Denn dieſer wiederholte ebenfalls gegen den Kaiſer den Kirchenbann und alle Ausſprüche des Papſtes Johann XXII., und beabſichtigte ſtatt ſeiner den böhmiſchen Prinzen Carl, den er erzogen hatte, auf den Thron zu bringen. Ludwig hatte nicht den Muth, gegen dieſe neue Anmaßungen der römiſchen Curie ſich nachdrucksvoll entgegenzuſtellen und ſeine und ſeines Reiches Selbſtſtändigkeit zu behaupten. Er, immer zum Frieden und Nachgeben geneigt, um dadurch ſchlimme Ereigniſſe für ſeine Unterthanen, deren Glück und Heil ihm über Alles ging, zu verhüten, war ſchon im Begriff nach Avignon zu reiſen, und hier die kaiſerliche Krone zu den Füßen des Papſtes, wie

dieſer verlangt hatte, niederzulegen, wenn nicht die im Herbſt des Jahres 1344 auf dem Königsſtuhle bei Rhenſe verſammelten Kurfürſten und Reichsſtände durch einen gemeinſchaftlichen Beſchluß dahin eins geworden wären: „an den Papſt einen Geſandten abzuſchicken, mit dem Erſuchen, von ſeinen auf den Umſturz des deutſchen Reichs abzielenden Forderungen abzuſtehen und den traurigen Spaltungen ein Ende zu machen.“ Der Papſt aber blieb, wie vorauszuſehen war, ſeinem Grundſatze getreu, und war weit entfernt, den billigen Wünſchen der deutſchen Reichswahlfürſten Gehör zu geben. Am grünen Donnerstage den 13. April 1346 ließ er von neuem gegen den Kaiſer eine Bulle bekannt machen, erklärte ihn des Kaiſerreichs verluſtig und forderte die Kurfürſten nachdrücklichſt auf, ſchleunigſt zur neuen Kaiſerswahl zu ſchreiten. Den Kurfürſten Heinrich von Mainz, einen Grafen von Virneburg entſetzte er ſeines Amtes, weil er die neue Wahl zu hintertreiben geſucht, und ernannte an ſeine Stelle den Dombechanten von Mainz, Gerlach, einen Grafen von Naſſau.

Der Kurfürſt Gerlach ſchritt nun mit den übrigen Kurfürſten Balduin von Trier, Wallram von Köln und Rudolf von Sachſen-Wittenberg zur Königswahl des vom Papſte bezeichneten Markgrafen Carl von Mähren. Nachdem ſie zu verſchiedenen Malen in Köln und Frankfurt wegen der Wahl dieſes Fürſten Unterredungen gepflogen hatten, verſammelten ſie ſich zuletzt auf dem Königsſtuhle bei Rhenſe am 10. Juli 1346 und erwählten am folgenden Tage den eben aus der Schlacht bei Creſſy (26. Aug. 1346) zurückkehrenden Carl, einen Sohn des Königs Johann des Blinden von Böhmen, der in der Reihe der Kaiſer unter dem Namen Carl's IV. bekannt iſt. Als Carl IV. auf dem Königsſtuhle dem in großer Menge verſammelten Volke vorgeſtellt, und ihm un-

ter schmetterndem Trompetenschall das Lebehoch ausgerufen wurde, fiel zufällig das am Rhein aufgesteckte Reichspannier ins Wasser, und ging aller Bemühungen ungeachtet, zu Grunde, welches man für eine gefahrvolle Vorbedeutung ansah.

Der neuen Kaiserswahl widersprach der vom Papste abgesetzte Kurfürst Heinrich von Mainz, der immer noch seinen Posten behauptete, am lautesten. Auf seine Seite traten der Pfalzgraf zum Rhein, wie auch Erich von Sachsen-Lauenburg, und der Markgraf Ludwig von Brandenburg, ein Sohn des Kaisers Ludwig, so daß der Kaiser bis zu seinem Tode († 11. Oct. 1347), der ihn in seinem 63. Lebensjahr auf einer Bärenjagd plötzlich überraschte, einen bedeutenden Anhang behielt. Diese starke Partei bot von Rhense aus anfangs dem König Eduard III. von England, darauf aber dem Markgrafen Friedrich dem Strengen von Meißen die Krone an; und als beide sie ablehnten, wählten sie im Jahre 1349 den biedern Grafen Günther von Schwarzburg († zu Frankfurt an Gift den 14. Juni 1349) zum Kaiser von Deutschland.

Indessen suchte Kaiser Carl IV. seinen Anhang immer mehr zu verstärken und seinen Gegnern zu schaden. Bekanntlich erschien um diese Zeit ein Betrüger in der Mark Brandenburg, der sich für den verstorbenen Markgrafen Waldemar († 1319) ausgab, welcher, seiner Aussage nach, nicht gestorben, sondern heimlich eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande verrichtet und nun wieder zurückgekommen sey. Dieser Betrüger wurde von Carl IV. eifrig begünstigt und sogleich förmlich mit der Mark Brandenburg belehnt. Auch die Nachbarfürsten von Brandenburg, als den Erzbischof Otto von Magdeburg, den Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, die Herzöge von Mecklenburg, den Herzog Barnim von Pommern und mehrere andere wuß-

te der Kaiſer bald für ſich zu gewinnen. Nach dieſen Vorfällen verzichtete ſelbſt der Gegenkaiſer Günther für die Summe von 20,000 Mark Silbers auf die Kaiſerkrone. So herrſchte endlich Carl allein und bald verſöhnt mit den übrigen Fürſten, auch mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Der falſche Waldemar mußte von der Bühne abtreten, und die Mark Brandenburg dem Markgrafen Ludwig einräumen, bis dieſelbe im J. 1373 an das Haus des Kaiſers Carl kam, und von ihm ſelbſt nicht ohne Ruhm beherrſcht wurde.

Nachdem der Kaiſer ſeine Regierung, in welche jene ſchreckliche Peſtkrankheit — der ſchwarze Tod genannt — fällt, durch mehrere treffliche Einrichtungen und Verordnungen, die in der berühmten goldnen Bulle enthalten ſind, ſegensreich gemacht hatte, und er ſein Lebensende herannahen ſah, hielt er mit ſämmtlichen Kurfürſten im Jahre 1376 eine Reichsverſammlung, anfangs zu Bacharach, darauf am Pfingſttage den 1. Juni auf dem Königsſtuhl bei Rhenſe, wegen der Wahl ſeines Sohnes Wenzel zum römiſchen König. Die Kurfürſten, mit beträchtlichen Schenkungen des Kaiſers beehrt, wählten darauf jenen Wenzel, welchen der für die Geſchichte der Stadt Rhenſe wichtige Kurfürſt Friedrich von Köln, ein Graf von Saarwerden, am 6. Juli zu Aachen krönte. Zu einer Zeit, wo in Deutſchland Befehdungen zwiſchen Städten und Fürſten an der Tagesordnung waren, wo ſelbſt durch Gegenpäpſte, von welchen der eine ſeinen Sitz in Rom, der andere in Avignon hatte, die alte Ordnung noch mehr gefährdet wurde, trat Wenzel ſeine Regierung an. Man erwartete von ihm eine beſſere Geſtaltung der Dinge. Allein der gemeinen Wolluſt fröhnend und auf ſeinem Schloſſe zu Prag mit prager Bier und Frauen ſich die Zeit verkürzend, lebte Wenzel unthätig und ſorgenlos

dahin. Das Faustrecht nahm allgemein überhand und die Gesetzlosigkeit stieg auf's höchste.

Da traten die Kurfürsten Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Werner von Trier und Rupert von Pfalz zu der achten Versammlung auf dem Königsstuhle bei Rhense zusammen und inthronisirten hier am 21. August 1400 den zu Boppard erwählten König Rupert oder Ruprecht, Grafen von der Pfalz und Herzog von Baiern, nachdem sie in der, dem Königsstuhl gerade gegenüber stehenden Kapelle bei Oberlahnstein, die Absetzung Wenzel's festgesetzt hatten. Zugleich entbanden sie die Unterthanen vom Gehorsam und den Pflichten gegen den abgesetzten Kaiser.

Die nachfolgenden Kaiser waren Sigismund (v. 1411—1437), der durch die bekannte Kirchenversammlung zu Costnitz (v. 1414—1418) berühmt geworden ist: und Friedrich III. (v. 1439—1493), während dessen langer Regierung zwar die traurige Kirchenspaltung beigelegt wurde, die namenlosen Befehdungen aber, die sich sogar bis auf die untern Stände erstreckten, fast ganz Deutschland einer Mördergrube ähnlich machten. Von diesen Kaisern ist es ungewiß, ob sie, nach ihrer Königswahl bei ihrer Reise nach Aachen zur Krönung, auf dem Königsstuhle bei Rhense inthronisirt worden sind.

Während der Regierung dieser beiden Kaiser aber fanden dreimal auf dem Königsstuhle Versammlungen der Kurfürsten Statt über andere Reichsgegenstände.

Als Erzbischof Friedrich von Köln am 6. April zu Bonn gestorben war, wurden die Domherrn über den neu zu erwählenden Erzbischof uneinig. Einige erklärten sich für Wilhelm von Ravensberg, Bischof zu Paderborn, Andere aber wählten den Grafen Dietrich II. von Mörs, Propst zu Bonn. Die uneinige Wahl veranlaßte einen Krieg. Diet-

rich ſuchte bei dem Kurfürſten Johann von Mainz Hülfe, und ſchloß den Sonntag nach Vitus und Modeſtus, d. h. am 16 Juni 1414 mit ihm und den paderborniſchen Landſtänden auf dem Königsſtuhle bei Rhenſe ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß. Die Fehde wurde jedoch bald beigelegt, denn Wilhelm von Ravensberg leiſtete freiwillig auf den Kurhut Verzicht und wählte dafür Dietrich's Nichte die durch ihre Schönheit ausgezeichnete Gräfinn Anna von Tecklenburg zur Gemahlinn.

Zwei Jahre darauf nöthigten die Unruhen der Huſſiten, welche unter ihren kühnen Führern, Niklas von Huſſinecz und Johann Ziska in Deutſchland ſchrecklich zu hauſen anfingen, die ſämmtlichen rheiniſchen Kurfürſten aufs neue zu einer Berathung auf den Königsſtuhl zuſammen zu treten (im J. 1416). Sie kamen alle überein: das Deutſche Vaterland gegen Gewalt zu unterſtützen. Der abgeſchloſſene Vertrag wurde darauf von den verſammelten Kurfürſten unterſchrieben. Dieß geſchah den Montag nach Petri Kettenfeier.

Die dritte Verſammlung, welche die rheiniſchen Kurfürſten und andere benachbarte Reichsfürſten, während der Regierung des zuletzt genannten Kaiſers, auf dem Königsſtuhle hielten, geſchah im Jahre des Herrn 1455, und zwar aus dem Grunde, weil kölniſche Kaufleute — was übrigens in jener harten Zeit des Fauſtrechtes nicht unerhört war — auf ihrer Reiſe zur frankfurter Meſſe von dem Grafen Johann von Weſterburg nebſt deſſen Reiſigen und Knappen überfallen, ihrer Güter beraubt und gefangen genommen worden waren. Die Kurfürſten entſchieden dahin daß jener Graf zu öffentlicher Abbitte und zu einer Strafe von 12,000 Gulden, die er den Gefangenen auszuzahlen habe, verurtheilt werden ſolle. Die alte Chronika van der Hilligen Stat Cöllen erzählt

in ihrer Weiſe den Hergang der Sache S. CCCXIIII alſo: „In den vurß jair voiren eyn deyll Burger vyſſ Coellen naer gewoinheit den Ryn vp in die Franckforder myſſe mit geleyde d' kuerfurſten. As Sy vp den Meyn quamen, vnd dat was do in des rychen Francken van Kroynenburch geleyde, So was eyn vorreder in dem ſchiffe, vnd vp dem vryen ſtroum. quamen etzliche quade gunre ind vyant d' Stat Coelne ind drungen dat ſchiff an dat lant mit gewapender hant. ind dat bede eynre d' hieſch Schram, der was vyant d' Stat van Coellen, ind eynre hieſch Viltmann, vnd die waren as heufftlude, mit anderen ſchynnern, die gotz vrundt ind alle d' werlt vyant waren. Jnd vigen der Stat Burger eyn deyll trefflicher mit yrem goide, ind voirten Sy tzo Weſterburch vp. Jnd d' juncker van Weſterburch Johan genoempt entfinck Sy, ind ſloich vnd ſtockde ſy vp ind aff, ind zoich ſy auch ſeluer ouer ind ſchatte ſy, ind he hielt vp de ſtraißenreuuer, dat doch eyme Edelen manne niet zo gehoert, der doch d' Stat vurß niet vyant enwas. Do die mere zu Coellen quamen. do ſchreyff d' Rait van Coellen dem rychen Francken ind ermaenden den ſyns geleytz ſegell ind brieff. Ouch ſchreyff die Stat van Coellen mit andern Steden dem van Weſterburch, die gefangen Burgere mit yr hauen widd' vry vyß tzo laiſſen. Mer der van Weſterburch enachte des niet. Jtem die Stat van Coellen ſchickde zo dem Byſſchoff van Mentz ind tzo dem Pfaltzgreuen vnd zo allen kuerfurſten eyns ander werff, ind zom derden maill ind ermaenden Sy yrs geleytz ſegele ind brieue ind erfolgden idt alſo verre dat die kuerfurſten zoſamen quamen zo Renß vp den Ryn vußgeſcheiden d' Pfaltzgreue, doch ſo was ſyn Rait dar. Der Rait van Coellen hatte dar geſchickt trefflichen yrre vrunde ind ermaenden die kuerfurſten yrs geleitz dat ſy yren Burgeren zo geſchreuen ind tzo geſacht hadden. Dar bynnen dat yrre

Burgere neder gelegen hetten ind gefangen waren. ind meynten, dat die furſten den van Weſterburch dar tzo halden ſulden, dat he yr Burgere vyſſlaiſſen ſoulde, off die Furſten ſulden den ſchaden belegen. Doch ſo wurden die Furſten des eyns, ind d' Stat van Coellen geſchickde vrunde ind der vurtz Franck ind das Raitz von Franckfort geſchickde vrunde, ind verbunden ſich zoſamen ind wurden gemeynlich des jonckeren van Weſterburch vyande, ind wurden is eyns, dat yederman wiſte wye vill ruytter ind reyſigen dat he hauen ſulde, ind die vp ein genoemde tzyt vur Weſterburch ſchicken ſulde. Jnd do die tzyt quam, ſante die Stat van Coellen yrre reyſigen opperwart. Da hoiff ſich up d' Proyß van Mentz ind van Bonne, dat was eynre van Naſſauwe. der reyt eynen dach zo vorens vyß zo dem jonckeren van Weſterburch, want he eme vruntlich was. Jnd dar quam auch der Greue van Virneberch, d' was ſchwaeger des Jonckeren von Weſterburch. Jnd der Greue van Seyn quam auch dar. Dit deden die drey Greuen van yrs ſelffs ſynne. Jnd hie enwiſte die Stat van Coellen nit aff, ind naemen ſich an des von Weſterburch meichtig zo ſyn, dat he die gefangen vyßließ, ind verburgden die gefangen vyß, ind wurden d' gefangen Burgere burgen, vur ſyben duyſend gulden zo geuen up eyn tzyt off die gefangen wederumb zo levern. Jnd d' van Weſterburch ergaff ſich dair tzo, doch in ſulcher maiß, dat die gefangen ſoulden des keyſers vngenaide off ſy kunten affſtellen. want die Stat van Coellen ind die furſten hatten den van Weſterburch vur des keyſers Gericht geladen. Vnd der keyſer hatte yn ouch doin laden vur ſyn gericht umb des willen dat he ſulche vngenade begangen hatte ind ſyn ſtraiſſen geſchynt. Ouch ſulden die gefangen der kuerfurſten vngenade affſtellen. Jnd der vurtz Francke hatte der geſellen vyr gefangen die mit waren geweiſt vnd hadden die Burger helpen vangen, die woulde he hain vp ra-

der laiſſen ſetzen, die woulde der van Weſterburch auch quyt hauen. moechten die gefangen dat zo wegen bryngen, ſo ſoulden ſy quyt ſyn. Jnd möchten Sy dat niet zo wegen bryngen, ſo ſoulden Sy tzo Weſterburch weder inhalden, bynnen eynre benoember tzyt, off Sy ſulden die ſyben Duyſend gulden zo Weſterburch ſtellen, ind dan ſulde der van Weſterburch ſyn auenture ſtain. Jnd her vur wurden die drei Greuen burge. Jnd want die vurß drey Heren dat buyſſen d' kuerfurſten in der Stat vurß willen hatten gedein, wart ein ander dach beſcheiden vur den Byſſchoff van Trier. Jnd wart eyn dach verfangen tzo Couelentz bynnen der neyſten vierzehn dagen dair naer ind dar intuſſchen ſulden die Ruytter ſtill lygen, vnd die Furſten ſulden ouch komen tzo Couelentz vp den dach. Jnd d' van Weſterburch ſulde ouch dar vervelicht ſyn, ind der dach gynck vur ſych, mer die Fürſten quamen ſelver niet dar. mer ſy ſanten yrre Rede trefflichen zu Coulentz, Jnd dar quamen auch des van Weſterburchs vrunde. Der Byſſchoff von Trier was ſelffs dar, ind ſyn broeder Marckgreue Karl von Baden. der bedingde dat die gefangen als gefenkniſſ ind beſchwerniſſ loß ledig ind vry ſulden ſyn vnd blyven, alſo dat ſy eynen haller niet endorſten geuen. Jnd d' vurß Marckgreue Karl nam des keyſers vngenade vp ſich, want he is waill macht hadde. he hedde des keyſers ſueſter tzo eyme wiewe. Jnd dar tzo ſoulde der Weſterburch widder geuen den Burgeren die gefangen waren geweiſt, zwölf duyſend guld vur yr genommen haue. ind Coſte ind ſchaden den Sy entfangen hatten, do Sy gefangen wurden, ind dae vur gode gewiſt ſtellen. Dat verburchde der von Weſterburch zo Terminen zo geven. Darvur wurden die drey Greven burghe, dat idt alſo gehalten ſulde werden. Ouch mogſt der van Weſterburch d' kuerfurſten man werden mit allen Sloeſſen. ind die oeffenen vyr jair lanck ind

dair tzo, zo voesse vallen den kuerfursten ind umb genade bidden dat Sy eme die undoichte vertzien woulden. Jnd dae quamen die zouldener der Stat van Coellen widder heym."

Endlich wurde hier auf dem Königsstuhle bei unsrer lieben Stadt Rhense im Monat März des Jahres 1486 einer der vorzüglichsten Kaiser, die Deutschland je besessen, Maximalian I. (v. 1486—1519), in seinem sieben und zwanzigsten Lebensjahre, in Gegenwart seines Vaters des Kaisers Friedrich III. und sämmtlicher Kurfürsten von dem cölnischen Kurfürsten Hermann IV., einem Grafen von Hessen, als römischer Kaiser inthronisirt. Er war es, welcher zuerst das Faustrecht mit kraftvoller Hand aufhob und eigene Gerichte im Lande stiftete. Dieser große Kaiser ist auch der letzte gewesen, der auf dem Königstuhle dem versammelten Volke als erwählter Kaiser vorgestellt wurde.

Seit dieser Zeit verfiel das merkwürdige Alterthum — der Königsstuhl. Im Jahre 1624 wurde er aber, auf Befehl des damaligen Landgrafen zu Hessen, von der Stadt Rhense, welche seit 1445 von dem cölnischen Erzstifte an jenes Land verpfändet war, vollkommen wieder hergestellt, nur mit dem Unterschiede, daß man die daran eingehauenen Wappen wegließ. Bei der über der Treppe befindlichen Jahreszahl las man noch lange die unverständlichen Buchstaben: LD. DB. MR., welche wahrscheinlich weiter nichts, als die Zeichen der Steine bedeuteten. [2])

Der Schultheiß zu Rhense, Johann Sebastian Hoegg, ein naher Verwandter der berühmten Maler Gerhard und Carl Kügelchen, der den Werth des Andenkens dieses ehrwürdigen Ueberbleibsels der kräftigen Vorzeit zu würdigen verstand,

2) Eine versuchte Deutung jener Buchstaben ist im vorigen Hefte. S. 226 angegeben. D. H.

ließ den Königsstuhl im Jahr 1775 roth und hellweiß anstreichen. [3])

Als sich die unglücksreiche französische Revolution auch in die glücklichen Rheingaue wälzte, diente der Königsstuhl im Jahre 1794 den Franzosen eine kurze Zeit zur Lagerhütte, aber kaum hatten sie ihre Benennung erfahren, als er augenblicklich in die Luft gesprengt wurde, weil der heilige Königsname ihnen verhaßt war.

So verbarg das Palladium deutscher Freiheit und deutschen Fürstensinnes seine denkwürdige Trümmer unter dem grünenden Teppich der Alles verwahrenden Erde. Nur die mittelste Säule ist, leider auch nicht mehr vollständig! zu Rhense in dem Weinhause „zum Königsstuhl" zu sehen; andere Trümmer sind vor und nach entkommen, und einige Reste zum Bau des Gemeindehauses verwendet worden. Zwei Originalsteine begrenzen jetzt das öde Grab des Königsstuhles und bezeichnen dem alterthumsliebenden Besucher die theuere Stätte. Aber die verwaist'ten Bäume, welche einst dieses unvergeßliche Alterthum und die hohen Häupter, die es aufnahm, mit kühlendem Schatten umgaben, feiern den Verlust ihrer segnenden Zierde mit dankbarer Fruchtbarkeit bis auf den heutigen Tag. Und wo einst das schaulustige Volk seinen Herrn und Fürsten des theuern Vaterlandes jubelnd begrüßte, und für ihn seine Gebete zum Himmel sandte; wo Deutschlands würdige Wahlfürsten und erlauchte Bekrönte, umgeben von dem glänzendsten Gefolge, über das Wohl der Unterthanen sich berathschlagten — da gräbt jetzt der stille, emsige Landmann und Winzer den bedeutungsvollen Boden, und der Nachtigall melodischer Gesang verhallt durch das nächtliche Dunkel!

Neuwied. Dr. Beck.

3) Gerade diese Würdigung hätten wir dem alten ehrwürdigen Denkmale nicht angedeihen lassen. D. H.

## II.

# Kurze Nachrichten über die Kunst- und Alterthums-Schätze in der Burg Rheinstein.

Unterhalb Bingen an jenem wilden zackigen Felsen hängt die alterthümlich neue Veste Rheinstein und gewährt auch selbst dem nur rasch mit der Dampffahrt vorübereilenden Reisenden einen imposanten Anblick. Jeder Rheinreisende hat sie geschauet; eine Schilderung ihrer äußern Erscheinung wäre hier überflüssig. Fautsberg, Voitsberg, Votsberg oder Vogtsberg hieß sie vormals bis in jüngerer Zeit der kunstliebende Prinz Friedrich von Preußen, Neffe des Königs, sie an sich brachte und im Sinne und Geiste der ursprünglichen Anlage wieder aufbauen ließ. „Ein rühmliches Beginnen, würdig eines Fürstensohnes aus dem erlauchten Stamme der Hohenzollern, der hochgesinnt, gleichsam angeweht vom Heldengeiste seiner erhabenen Ahnen, gerne an einer heilgen Stelle weilt, wo stolz flatternd die deutsche Reichsstandarte in ihrer Hand fernhin erglänzte! Denn war es z.B. nicht hier, wo der Sieger in der Schlacht von Mühldorf, Friedrich von Hohenzollern, Rathgeber und Begleiter Ludwig des Baiers, auf der Fahrt zur Rhenser Fürstenversammlung, mit dem Kaiser landete und das Reichsbanner am Rande des Stromes aufsteckte? So tritt nun in neuer Lebendigkeit, gleichsam aus der Vergangenheit herauf gezaubert, das Heroenalter jener herrlichen Männer vor die Seele des Wanderers.“ [1])

Unsere Absicht ist es indeß jetzt nicht, das Geschichtliche dieser ausgezeichneten Burg zu schildern. Manches, was darüber zu sammeln stand, ist be-

1) Klein's Rheinreise von Mainz bis Köln. Koblenz, 1828. S. 63.

reits in dem Werke von J. K. Dahl [2]) niedergelegt; auch begleitet daſſelbe ein Bild der Burg. Aber auch viel Bedeutendes aus dem Gebiete der Kunſt und des Alterthums hat der hohe Beſitzer auf Rheinſtein zuſammengebracht und ſorgt unabläßig für deren Vermehrung, als fernere angemeſſenſte innere Ausſchmückung der Burg. Dahl gibt davon blos ein kleines, nur Andeutungen enthaltendes Verzeichniß. Nähere Kunde darüber finden wir indeß an einem Orte abgedruckt, wo man ſie nicht leicht ſuchen möchte, nämlich in einer kritiſchen Beurtheilung der Dahl'ſchen Schritt. [3]) Dieſe Kunde iſt blos Vorläufer eines bei gleicher Gelegenheit angekündigten ausgeführten Werks über die Burg und ihre intereſſanten Kunſt- und Alterthums-Schätze, welches ein rheinpreußiſcher Schriftſteller verfaßt und zur Herausgabe beſtimmt hat, um als Führer dem Reiſenden zu dienen und eine bleibende Rückerinnerung zu vermitteln. Ehe aber noch daſſelbe ins Publikum getreten iſt, möge die erwähnte Skizze des auf Rheinſtein zu Schauenden, in den rhein. Prov. Bl. aus der angeführten Quelle ihre geeignete Stelle finden. Einſtweilen kann ſie in nachfolgender Mittheilung wenigſtens dem Reiſenden als Cicerone zur Andeutung manches Merk- und Denkwürdigen gelten.

Ein bequemer Weg, der dem Beſuchenden den herrlichen Felſen, auf dem die Burg ruht, faſt ſtets von anderer Seite zeigt, führt hinan. Burgthor mit Fallgatter und Zugbrücke mahnen kräftig an die Zeit,

2) Die Burgen Rheinſtein und Reichenſtein mit der Clemenskirche am Rhein. Hiſtoriſche Schilderung von J. K. Dahl. Nebſt einer Beilage, die in der Burg Rheinſtein aufbewahrten Alterthümer und Kunſtwerke betreffend, mit einer lithographirten Anſicht der bemeldeten Burg. Mainz. 1832. gr. 8.

3) Blätter für literariſche Unterhaltung, Beilage vom 30. September 1834.

wo der Befehdete hinter solchen Mauern Schutz suchen mußte. Es fällt die Zugbrücke nieder und wir treten in den schmalen Burghof. Links vom Thore wohnt der gefällige Burgwart in einem neuen massiven, dem Baustyle der Burg aber ganz conformen Gebäude. In diesem Hofe, obgleich man schon innerhalb der Burgmauern sich befindet, steht dennoch das Burggebäude auf dem schroffsten Felsen in schwindelnder Höhe über uns. Wir folgen dem Hofe und kommen auf der südwestlichen Seite des Felsens abermals an ein äußerst wehrhaftes Bohlenthor, neben welchem wieder ein Gebäude, zur Wohnung von Dienstmannen bestimmt, doch wehrfest auch wieder zur Vertheidigung dieses Thores dienend, sich befindet, und treten durch dasselbe auf der Südseite in einen besondern Hofraum, den die hohe Burgmauer gegen den Abgrund begrenzt, neben welchem eine breite, sehr bequeme Stiege zum Hauptportal des Gebäudes führt. Dieses Portal, aus Sandstein in Spitzbogenform, ist ein Meisterstück. Von kräftigen Epheuranken umgeben, ruht über dem Eingang ein Wappenschild und Helm darüber, den Adler Preußens in alterthümlicher Form führend, und der fromme, geistige Spruch: „Gott mit uns", der Wahlspruch einer an Tapferkeit reichen Vergangenheit, grüßt bedeutungsvoll den Eintretenden. Wendet man sich von diesem Portale rechts, so steigt man auf eine kleine vorspringende, zur Vertheidigung dienende Terrasse, welche sich vor einem niedrigen Thurme befindet, dessen unterer Theil eine Halle bildet, wo jetzt mehre kleinere Geschütze stehen. Der obere dagegen ist zu einem Gemache verwendet, zu dem aus der vor dem Rittersaale sich befindenden Terrasse eine in kühnem Bogen geschwungene Stiege aus Eisenguß führt. Zu dieser zweiten Terrasse, die gegen den Rhein hin sich öffnet, gelangt man auf einer, diesen Thurm außen, über einer entsetzlichen Tiefe umwindenden Steinstiege.

Tritt man durch das Hauptportal ein, so fühlt man sich abermals eigenthümlich überrascht. Zwei alte Bänke von besonderer Form mit Rück- und Seitenlehnen stehen an der Wand der Thüre gegenüber. Zu beiden Seiten hängen Brustharnische und Pickelhauben und gewaltige Hellebarden lehnen an der Seite dieser Harnische der Dienstmannen oder Reisigen, die nur eben ihren Platz hier verlassen zu haben scheinen, um sogleich wieder zur Wache zurückzukehren. Der Raum, in den wir eintreten, ist eine längliche Halle, deren ganzer Höhen- und Breitenumfang gegen Südosten ein Bogenfenster einnimmt, das zunächst die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, denn es zeigt in Glasmalerei eine herrliche Madonna mit der Krone auf dem Haupte, das Jesuskind auf dem Arme, und den rechten Fuß dem Geiste der Finsterniß und der Sünde auf das grinzende Haupt setzend, daß er sich im Gefühle der Vernichtung zur Erde beugt. In Zeichnung und Farbenpracht trefflich, bereitet diese schöne Composition auf die verwandten Schätze vor, welche uns weiter oben in reichem Maaße erwarten. Im Hintergrunde dieser Halle führen einige Stufen zu der zwar kleinen, aber hellen freundlichen Schloßkirche und eine Stiege in das erste Burggeschoß.

Schon die Thüre des Vorplatzes zum Rittersaale, wie die, welche nach der erwähnten, mit einem grünen Rasenplatze geschmückten größern Terasse führt, ist mit sehr schönen Glasmalereien geschmückt. Es sind zum größern Theile Wappen mit sehr schönen sinnvollen Arabesken und ähnlichen Verzierungen umgeben. Durch eine schöne Thüre, deren altes, kunstreiches Schloß beachtet zu werden verdient, tritt man nun in den hohen geräumigen Rittersaal. Der bekannte Decorationsmahler Pose aus Düsseldorf hat die Wände sinnig und einfach, in Spitzbogenfelder, Fenstern und Thüren entsprechend, verziert. An der Decke hin laufen kleinere Wappenschilder, dem gro-

ßen preußiſchen Reichswappen angehörend, umher. Sie ſind ſo behandelt, daß ſie, von unten geſehen, freiabſpringende Stucaturarbeit zu ſeyn ſcheinen.

Zuerſt feſſelt uns hier, rechts von der Thüre, in der Mitte der Weſtwand des Saales, ein grandioſer Kamin, der aus Köln ſtammt. Er iſt aus feinem Sandſtein und mit meiſterhaften Basreliefs, die Zerſtörung Trojas darſtellend, bedeckt. Alles dazu gehörige Feuergeräthe trägt den alterthümlichen Charakter. Obwohl frühern Jahrhunderten angehörend, hat dieſes ſchöne Stück plaſtiſcher Kunſt kaum gelitten. Richtet man das Auge auf die Wände des Saales, ſo ſtellen ſich geſchmackvoll geordnete Waffen aus alter Zeit dar, die ſich in jedem Felde je um eine Ritterrüſtung theils mehr, theils weniger vollſtändig gruppiren. Man ſieht hier Kampf- und Turnierſchwerter, gradklingige und Flammberge, Armbrüſte, künſtliche Gewehre alter Zeit, und allerlei Waffenſtücke, Panzerhemden, Helme, Schilde, auch ſarazeniſche Waffen und einige 1814 auf dem Schlachtfelde von Chalons sur Marne, wo der Burgherr als Reiterführer im Kampfe war, erbeutete Trophäen. Dieſe ſich ſtets mehrende Sammlung verſpricht einſt ein vorzügliches Ganzes zu werden, ob es gleich ſchwer, ja faſt unmöglich wird, daß ſie ſich jemals mit der in ihrer Art einzigen und unübertrefflichen des Grafen Erbach wird meſſen können, worauf es auch nicht angelegt zu ſeyn ſcheint, da es blos die Ausſchmückung des Saales im Geiſte jener Zeit gilt, welcher Zweck ſchon jetzt höchſt beifallswerth erreicht iſt.

Aus Hirſchgeweihen geformt, hängt an einer ehernen Kette ein Leuchter inmitten des Saales. Ob er gleich dem im Gemache des Herzogs von Naſſau auf dem Jagdſchloſſe Platte bei Wiesbaden an Schönheit nicht gleichkommt, verdient er doch beachtet zu werden. Wie in dieſem Saale der Culminationspunkt des Schloſſes ſich findet, ſo iſt auch

hier das Herrlichſte von gebranntem Glaſe in Thüren und Fenſtern zu ſchauen. Es ſind meiſt große Compoſitionen, um die ſich, trefflich geordnet, Bildwerke, bibliſche Geſchichten darſtellend, reihen und ſo ein Ganzes bilden, das vortrefflich genannt werden muß. Sehr oft kehrt hier die Geſchichte des Tobias wieder, wie auch in den Schnitzwerken im Schlafcloſette der Burgherrſchaft, beurkundend, wie gerade dies zarte Idyll dem alten, frommen Künſtlerherzen zuſagte.

Das erſte große Fenſter zunächſt der Thüre enthält eine ausgezeichnet ſchöne Familiengruppe. Es iſt ein zweiflügeliges Votivbild, von den dargeſtellten Perſonen wohl einſt einer Kirche geweiht. Links kniet die Mutter und hinter ihr die Tochter, Alle mit gefalteten Händen; rechts ebenſo der Vater und die Söhne. Die Geſichter ſind trefflich ausgeführt und tragen unverkennbare individuelle Aehnlichkeit. Von ſehr ſchöner Wirkung iſt das tiefgeſättigte Violett im Gewande der Mutter, an dem Schattirung und Faltenwurf gleich preiswürdig iſt. Das andere Fenſter hat im linken Flügel eine Madonna, im rechten das Bild des Jüngers, den Jeſus lieb hatte. Er iſt in dem Momente dargeſtellt, wo er, der kirchlichen Sage nach, über den Giftbecher die ſegnende Hand hebt und nun das Gift als Drache dem Becher entflieht. Der Adler, ſonſt das charakteriſtiſche Epitheton des Johannes, fehlt. Farbenpracht und tiefe Glut deſſelben iſt außerordentlich ſchön. Das ſüdliche Fenſter iſt eine Thüre, die auf einen Balkon führt; es enthält wieder eine große herrliche Compoſition, auch ein Votivbild eines Ritters von Couvelenz (Koblenz). Was wir von den vorigen gerühmt, das kommt noch in faſt höherm Grade dieſem Bilde zu. In der ſüdlichen Ecke befindet ſich ein Glasſchränkchen in der Mauer. In ihm erblickt man eine kleine Sammlung römiſcher Münzen und Gefäße ſo wie einige alte Waffenreſte, die man in

der Burg selbst fand; sodann ein köstliches Becken mit Kanne aus Elfenbein gearbeitet, sicher eins der schönsten Stücke aus Elfenbein, die man aus früherer Zeit besitzt. Die Basreliefs des Beckens, Noah, den ersten Winzer, darstellend, sind von seltener Schönheit. Mit dem Rittersaale durch eine Thüre verbunden ist ein kleines Gemach, das ein nach Westen gehendes, mit schönen gebrannten Gläsern ebenfalls wieder reichgeschmücktes Fenster erleuchtet. Der Maler hat die Wände mit besonderer Kunst behandelt. Täuschend ähnlich und nach den Lichteffekten des Fensters kunstvoll berechnet, läuft hohes, oben in Schnitzwerk ausgehendes Eichengetäfel umher. Man muß genau sehen, um nicht die Mahlerei für wirkliches Getäfel zu halten. Vorzugsweise ist hier ein Wandschrank zu beachten, welcher eine schöne Sammlung alter Trinkgefäße in edeln Metallen, Glas und anderm Material enthält, mitunter von einer Größe, die den eminenten Zecher Hasper aus Spada den Angstschweiß auf die Stirne hätte treiben können. Ein Deckelkrug, aus Medaillen zusammengesetzt, ist der Solitair der Sammlung. Altes, mit den schönsten Schnitzwerken bedecktes, vorzüglich erhaltenes Schreinwerk findet sich hier wie in allen übrigen Wohnräumen der Burg.

Eine zwar schmale, aber bequeme Wendelstiege führt in den zweiten Stock der Burg und zunächst in das Schlafgemach der Burgherrschaft. Vorzügliche Glasmalereien schmücken das Fenster, unter denen ein Cardinal mit einem zinnoberrothen Gesichte eine seltsame Wirkung hervorbringt. Schöne Schnitzwerke hängen an der Wand; aber das grandiose Himmelbett, mahnend an das zum selbdritt Lager bestimmte Bett des bekannten Doppelgatten, den Grafen von Gleichen, mit seinen schweren Damastgardinen fesselt das Auge. Täuschend ahmt die Mahlerei die alten glänzenden Seidendamasttapeten

nach. Das gesättigte Grün der Wände, das Zwielicht der gebrannten Gläser in dem Fenster und die jedem Lichtstrahle wehrenden schweren Damastgardinen sichern einen ungestörten Schlaf. Von hier tritt man in ein größeres Gemach mit rother Wandmalerei, ähnlich der im Schlafcloset. Auch hier zeigen die Fenster sehr schöne alte Glasmalereien. Ein altes interessantes Gemälde schmückt die Wand. Auch hier verdient das Schreinwerk Aufmerksamkeit. An dieses reiht sich ein blaugemaltes, ungemein freundliches Gemach mit alten Glasmalereien im Fenster. Die hintere Wand zeigt ein neues Gemälde von Zimmermann, die Burgherrschaft darstellend im Kostüm unserer Zeit. Es wirkt störend und hat nach unserm Bedünken kein ausgezeichnetes Verdienst. Länger weilt der Blick auf einem mildfreundlichen Engelsgesichte, das aus kleinem Rahmen herabschaut. Es ist Luthers liebe Käthe. Dieses Antlitz der Spiegel reiner Weiblichkeit, und man begreift gleich, warum Luthers großes Herz so fest an ihr hing und zu ihrem Preise so oft überströmt. Ein Thurmstübchen schließt dieses Stockwerk der Burg. Es ist ein Lieblingsplätzchen der Burgherrinn. Es weht uns ein milder, freundlicher Geist daraus an. Auch dies kleine Fenster zeigt ein treffliches Glasgemälde, und an der Wand hängt ein altes, sehenswerthes Madonnenbild. Aus diesem Stockwerke, welches die Gemächer der Prinzessinn enthält, steigt man in das dritte, die Wohnung Sr. königlichen Hoheit, des Burgherrn. In dem ersten der Gemächer befinden sich die einzigen neuen Glasmalereien der Burg. So schön sie sind (das eine stellt ein einfaches preußisches Adlerwappen dar, das andere eine Rosette) so treten sie doch begreiflicherweise vor den alten Meisterwerken, die sich hier in so reicher Auswahl finden, sehr in den Schatten. Es fehlt jene tiefe Glut des Schmelzes, jenes unaussprechliche Feuer der alten Gläser. Mehre interessante alte Bilder findet

man hier. Unter andern einen Lucas Kranach, Kurfürst Friedrich den Weisen darstellend, und ein altes Bild Franz von Sickingens im Knabenalter; es stammt von des Helden Lieblingssitz, der Ebernburg bei Kreuznach, wo nach Ernst Münch's trefflichem Werk einst ein so herrlicher Kranz großer Geister sich um den deutschen Ritter ohne Furcht und Tadel reihte. Spricht die Sage Wahrheit, so schoß in seltsamer Laune der Starke oft mit Bolzen nach seinem eigenen Bilde; Spuren dieser Art zeigt wirklich das Bild. Zwei Thurmstuben, die noch übrigen wohnlichen Räume, sind in gleichem Geiste ausgeschmückt. Aus diesem letzten Stockwerke steigt man auf die Zinnen der Burg. Eisengußstiegen führen zu den beiden Eckthürmchen, von wo man eine, obwohl beschränkte Aussicht in das Rheinthal genießt. Unten braust in der Tiefe der Rhein, und es dröhnt der Wellenschlag des Bingerloches zum Ohre. Rasch und wild rauschen die Dampfschiffe vorüber, träge schleichen Segelschiffe vorbei. Hohe Berge bilden einen abgeschlossenen Thalkessel, oben bewaldet, am Fuße mit Reben umgrünt. Rechts liegt das Dörfchen Aßmannshausen jenseits, diesseits ein einsames Haus im Rebengrün. Links schaut ernst und öde die Clemenskirche herüber. Der Rhein bildet einen See. Wenn irgend ein Ort zu sinniger Beschauung in Zurückgezogenheit vom eiteln Welttreiben geeignet ist, so ist es Rheinstein.

## III.

## Köln's Kunst-Institute.

Köln, die reiche, mächtige Stadt des Mittelalters, der Hauptstapelplatz der Waaren des Osten und Süden für das ganze nordwestliche Europa, so wie der Waaren des Norden für das ganze südliche,

war seit dem dreizehnten Jahrhunderte, wo sich eine eigentlich deutsche Kunst heranbildete, hochberühmt in allen Landen seiner Kunsterzeugnisse und seiner Kunstschätze wegen, denn außerordentlicher Wohlstand, ein großartiges gewerbthätiges Bürgerleben, das Ansehen der Stadt in kirchlicher, wie in politischer Hinsicht, ließen hier den Künstler einen sorgenfreien Herd finden, gaben ihm Gelegenheit sich Ruhm und Ehre durch Ausübung seiner Kunst zu erwerben, und wo dies der Fall, da fühlt sich der Künstler bald heimisch, denn er erreicht hier sein Höchstes, seines Daseyns Zweck.

Wie großartig sich die Kunst in Köln gestaltet, bekundet das Riesenwerk deutscher Baukunst, das erhabenste reinste Muster deutschen Baustyls auch in seiner Nichtvollendung — der Dom. Wo so gewaltige Kräfte menschlichen Geistes angeregt wurden zur Verherrlichung des Ewigen, da mußten auch alle bildenden und zeichnenden Künste, die eigentlich alle in der Baukunst ihren Ursprung fanden, da sie ursprünglich nur zur äußern Verschönerung ihrer Werke dienten, ebenfalls Anregung und mithin Jünger finden. In der Zeit des Gemüthes, wo die Religion durch ihre äußern Formen, den Cultus, sogar auf alle Aeußerungen der bürgerlichen Lebensthätigkeit mächtigen Einfluß übte, wo sie nicht bloser Name, mußte auch ihrer hohen Tochter, der Kunst, in allen ihren Zweigen reiche Nahrung durch sie werden und besonders in einer Stadt, wie Köln, die in ihren Mauern alle Mittel besaß, um sie zu fördern. Schwäbische Sänger preisen uns schon hochrühmend Köln's Maler und ihre Werke, spätere deutsche Zeitbücher thun ihrer mit dem größten Lobe Erwähnung. [1]) Ausgezeichnet waren vor allen deutschen Landen Köln's Glas-

1) Limburger Chronik a. 1380. — Vergl. Florillo, Gesch. der zeichnenden und bildenden Künste.

maler, wie uns noch einzelne ihrer Werke bezeugen. Aber ihre Namen, wie die Namen der kölnischen Maler sind mit der Zeit verschollen; eitler Nachruhm scheint der Väter Ziel nicht gewesen zu seyn, ihr Höchstes war ihnen das Kunststreben selbst. Gewiß ist es aber, daß sich in Köln eine eigne berühmte Kunstschule gebildet hatte. Köln's Ciselirer und Gold- und Silberarbeiter waren schon in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts berühmt, ihre Meisterwerke zierten Kirchen- und Klöster, prangten in den Prunksälen der Großen. Italien staunte seine Bildner an, da sie Arbeiten lieferten, wie sie in jenen Zeiten noch nicht gesehen worden, Figuren, gearbeitet in allen edlen Metallen, als ob sie leibten und lebten. [2]) Was Köln's Künstler in der Baukunst, in Bildhauerei, der reichen Zierde deutschen Baustyls leisteten, davon liefert Köln's Dom den schönsten Beweis, Kölner bauten am Mailänder Dom [3]) in Spanien [4]) und ein Kölner war es, der den Straßburger Münsterthurm nach eignem Plane vollendete [5]).

Umsonst hieß Köln nicht das deutsche Rom; umsonst wetteiferten nicht Fürsten und Großen, sich

2) Hagen's, des Florentiner Ghiberti Chronik seiner Vaterstadt. B. I, S. 138.

3) Ebendas. S. 137.

4) Johann und sein Sohn Simon von Köln bauten die Thürme der Domkirchen in Burgos (1442). Vergl. Boisserée, Geschichte des Kölner Doms S. 15. Wiebeking's bürgerliche Baukunde. B. III, S. 350 flg.

5) Vues pittoresques de la cathédrale de Strasbourg etc. par Chapuy. Texte par J. G. Schweighäuser. Strasb. 1827. Fol. p. 12. sq. — Johann Hültz aus Köln vollendete den Thurm († 1449). Ich führe Schweighäuser hier an, weil er die Hypothese, als hätten zwei Baumeister, Namens Hültz, am Straßburger Münster gebaut, widerlegt.

Köln's Bürger nennen zu können, denn das gesellige Leben stand im Mittelalter hier höher, denn irgend in einer Stadt, Nürnberg und Augsburg etwa ausgenommen; — ich rede nicht von den italischen Städten, die sich doch meist die Grundzüge ihrer Verfassungen in Köln geholt hatten. Umsonst hieß es daher auch nicht im Mittelalter „qui non vidit Coloniam, non vidit Germaniam.“ Welche Schilderung von Köln und seinem Leben und Treiben gibt uns nicht schon Petrarka in seinen Briefen an Colonna; welche Beschreibung nicht Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II. im fünfzehnten Jahrhundert in seiner Cosmographie. Köln, Nürnberg und Augsburg gaben in Deutschland den Ton an, wiewohl sich demselben, besonders seit dem fünfzehnten Jahrhundert, viel welsche Sitte beigesellte. Aus allen Gegenden Deutschlands nicht nur, sondern auch aus fremden Landen zogen daher Pilger nach der altberühmten Stadt am Rheine, wohin sie theils gläubiger Frommsinn, theils Kunst und Wissenschaft oder feinerer Lebensgenuß und Sitte führte.

Mit der neuen Richtung des Handels, dem Entstehen des eigentlichen Seehandels und mithin der Abnahme des Ansehens der Hansa, die ihre Zeit vollbracht hatte, mit dem Einwirken der Reformation und ihren Folgen für Köln, das, trotz aller Stürme, treu dem alten Glauben, der alten Lehre anhing, verblich Köln's Glanz, wenn ihm auch der Ruhm vergangener großer Zeiten blieb. Sein Handel wurde jetzt schon bald mehr Speditionsgeschäft, denn der Rhein konnte als Handelsverbindungsstraße doch nie ganz aufgegeben werden, blühend war daher immer die Rheinschifffahrt, durch welche Köln, des Stapel- oder vielmehr Umladerechts wegen, noch immer bedeutend gewann. Aber der großartige Reichthum, der allein Kunst hebt und lohnt, schwand, und einem Nachbarvölkchen durch Eintracht und Seehandel reich und mächtig, den

Niederländern ging die Sonne der Kunst auf, — die Blütenzeit der niederländischen Kunstschule entfaltete sich jetzt ganz, wenn auch hier schon früher ausgezeichnete Künstler gelebt und geschaffen hatten, denn alter Wohlstand und Volksthum waren ja die Grundvesten zu der spätern Größe der von jeher gewerbthätigen und rührigen Niederländer.

Köln's Kunstschätze waren aber noch immer die herrlichsten Zeugen seines alten Ruhmes, seines alten ehrwürdigen Glanzes — und wie reich, wie großartig waren diese Schätze? Köln's Verbindungen mit Italien brachten auch viele der prachtvollen Kunsterzeugnisse des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, des goldenen Zeitalters der Wiege der neuern Kunst, nach Köln. Seine reichen Patrizier, seine wohlhabenden Kaufherren lernten italienischen Luxus, italienische Pracht kennen, und suchten sich so auch Gegenstände der Kunst und des Kunstfleißes italienischer Städte, welche sie aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten, zu verschaffen. Mit ihnen wetteiferte hierin die mächtig reiche Geistlichkeit, die auch in steter Wechselverbindung mit Italien stand. Es war keine Kirche, kein Kloster, keine Kapelle, die nicht irgend ein Kunstjuwel aufzuweisen hatte, keine alte Familie, die nicht im Besitze eines oder mehrerer Familienstücke war; das Zeughaus Köln's enthielt kostbare Schätze alter Waffen und Rüstungen. Welche schöne Denkmale der Kunst waren nicht die meisten Kirchen selbst. [6]) Von den Heerzügen des dreißigjährigen Krieges in deren Gefolge Mord, Raub und Brand, blieb die

6) Köln zählte vor der französischen Revolution 118 Kirchen und Kapellen, von denen 86 eingingen und meist niedergerissen wurden. Jetzt hat Köln 4 Hauptpfarrkirchen, 19 Nebenpfarrkirchen, 7 Nebenkirchen und drei Kapellen. — Am Ende des 15. Jahrh. waren in Köln nur 92 Kirchen, denn viele Orden wurden später erst aufgenommen.

Stadt selbst verschont, sowie auch von den spätern Raubzügen der Franzosen unter Ludwig XIV., da die Stadt, unmittelbar Reichsfrei, sich um die Angelegenheiten der Churfürsten nicht kümmerte, ihr Gebiet doch wenigstens neutral blieb.

Als aber die alten Formen der deutschen Reichsverfassung mit den Fortschritten der französischen Revolutions-Armeen einstürzten, als Köln 1794 auch von den Franzosen eingenommen wurde; als endlich nach dem Frieden von Amiens die Stifter und Klöster aufgehoben wurden, war es um den größten Theil der prachtvollen Kunstschätze geschehen. Was blinder Fanatismus nicht zerstört, oder kleinliche Habgier unter dem Scheine des liberalen Patriotismus nicht geraubt hatte, um es bald möglichst zu Gelde zu machen, wurde jetzt von den französischen Kommissarien fortgeschleppt; unser Zeughaus wurde ausgeleert und manche der herrlichsten Kunstschätze wanderten nach Paris. Aus Klöstern und Kirchen wurden die herrlichsten Sachen von der Geistlichkeit selbst um Spottgeld verkauft, um nur etwas zu retten; viele Kunstschätze waren von einzelnen Stiftern schon früher geflüchtet worden, um nie mehr zurückzukehren. Man hielt eine Zeitlang öffentliche Gemäldeauctionen, und wer nur den Werth des Holzes bezahlte, erhielt die herrlichsten Bilder; ja man verkaufte Gemälde der deutschen Schule nach dem Werthe des Goldgrundes derselben. Von eigentlicher Kunstkennerschaft bei den Käufern konnte gar nicht die Rede seyn. — So entstand auch die Grundlage zu der herrlichen Sammlung der Gebrüder Boisserée und Bertram, die aber leider! der Vaterstadt nicht blieb und jetzt noch, einzig in ihrer Art, zur Zierde von Schleißheim dient, und in kunstgeschichtlicher Hinsicht von einem nicht zu schätzenden Werthe ist. [7]) Sie trafen den glück-

7) Bekannt sind diese Schätze der Kunstwelt durch die

lichen Augenblick und benutzten denselben. Nicht genug Dank können wir aber unserm seligen Wallraf wissen, daß er doch wenigstens etwas, mit der edelsten Uneigennützigkeit, seiner Vaterstadt rettete. Seinem Beispiele folgten noch einige Kölner, und so finden wir in der Lieversbergischen Sammlung, in der des Hrn. Buchhändlers G. Schmitz u. s. w. der Vaterstadt noch kostbare Schätze ihres alten Kunstreichthums erhalten. Werden sie ihr bleiben?! —

Wie viele der herrlichsten Bilder, alter Handschriften, — man soll sogar einen Theil des Domarchivs, weil es zu lästig war, Alles fortzuschaffen bei der Emigration des Kapitels im Kapitelhause selbst verbrannt haben, — und anderer derartigen Kunstdenkmale wurden nicht zerstört. Einzelne Kunstjäger suchten nun zwar Kunstschätze aus den Winkeln hervorzusuchen; aber nicht um sie der Vaterstadt zu erhalten, sondern um das, was sie für Kleinigkeiten eingehandelt, für große Summen über den Canal wandern zu lassen. Gott möge es ihnen verzeihen. Die erhabensten, die reinsten Denkmale der deutschen Baukunst, deren Köln in seinen Kirchen noch so viele aufzuweisen hatte, wurden niedergerissen, da sie das meiste Baumaterial boten. Dies war nicht Vandalismus der Franzosen, wie man sich später auszustreuen bemühte; man hatte einer Kommission die Wahl unter den niederzureißenden Kirchen gelassen; die schönsten, größten wurden aber zum Niederreißen gewählt aus kleinlicher Gewinnsucht. [8]) Es ist geschehen!

Unter der französischen Zwingherrschaft, wo nur Krieg der blutige Hebel aller Handlungen der Re-

schönen Lithographieen von Strixner, der sie jetzt auch kolorirt herausgeben wird.

8) Wenn also auch nicht Vandalismus der anordnenden Regierung, doch Vandalismus der ausführenden Beamten der niedergesetzten Kommission! D. H.

gierung und was Wiſſenſchaft und Kunſt betraf, nur Paris, des Herrſchers Sitz berückſichtigt, alle Provinzen aber ſtiefmütterlich in dieſer Beziehung behandelt wurden, war an ein eigentliches Kunſtleben in Köln nicht zu denken. Aus der Mitte der Stadt ſelbſt konnte aus manchen Gründen daſſelbe nicht gehoben werden, denn die Großartigkeit des frühern Städtelebens war längſt durch den kalten Egoismus der Geldpolitik zu Grabe gegangen. Speculationen in Domainenkäufen und Schmuggelhandel bereicherten den Einzelnen. Namen, wie Hardy, Gebrüder Manskirſch, Hoffmann, Beckenkamp, die in dieſen Zeiten noch als Künſtler ſchaffend wirkten, müſſen wir hoch verehren. Um dem Dilettantismus zu genügen, beſtanden, den Sinn für das künſtleriſch Schöne in den gebildeteren Klaſſen noch immer erhaltend, die Zeichnenſchulen des Herrn Katz und des Herrn Kunze.

Als aber der Deutſche wieder zu alter Thatkraft erwachte, als Preußens König das hohe Wort: „das Vaterland iſt in Gefahr!“ ſeinen treuen Unterthanen zugerufen, und Deutſche Deutſchland vom Fremdjoche befreiten, als der Rhein wieder von deutſchen Kriegern ſiegreich überſchritten wurde, und Köln endlich nach zwanzig langen Jahren wieder einem deutſchen Herrſcher huldigte, da brach ein ſchöner Morgen heran. Deutſche Kunſt und deutſche Sitte wurde wieder geehrt und geachtet. — Schätze der Kunſt, die nach der Seine gewandert, kamen zurück, wir nennen nur die Kreuzigung Petri von Rubens. Aber ach! der Sinn wurde rege für die Kunſt; elender Wuchergeiſt aber ſuchte hier in Köln noch die Ueberbleibſel der Kunſtſchätze hervor, um ſie Britten zu verhandeln, um ſie der Vaterſtadt zu entfremden. Einzelne Männer, wie Schaafhauſen, Katz, Toſetti, Riedinger, Kerp, J. B. Zanoli u. ſ. w. retteten, durch Anlagen von Privatſammlungen, manche Kunſtſeltenheit der Vaterſtadt.

Wallraf in seinem unermüdlichen, patriotischen Sammlergeiste, wurde auch in dieser Periode noch der Retter manches ehrwürdigen Denkmals der Kunst. Segen seinem Andenken! Seine Mitbürger haben ihm, seine der Stadt gemachten Sammlungen von Antiken, Gemälden, Waffen, Naturalien und Büchern, mit dem Namen Wallrafianum bezeichnend, ein Denkmal für ewige Zeiten in den Früchten seines Wirkens selbst gegründet.

Im segenreichen Gefolge des Friedens befinden sich immer Kunst und Wissenschaft, besonders wenn sie von oben herab gehegt und gepflegt werden, wie in unserm Staate, der in einer zeitgemäßen Aufklärung seiner Bürger das höchste Glück derselben sucht und eben dadurch ihre Nationalwohlfahrt begründet. Auch Köln empfand dies bald, es erlangte wieder Ansehen unter den Städten des Rheines, als die zweite Stadt eines Königreichs, das durch seine moralische Kraft, in dem trefflichen Systeme seiner innern Verwaltung und in der würdigen Stellung gegen Außen begründet, ein Muster unter den Hauptmächten Europa's glänzt. Was in Köln und überhaupt in den Rheinprovinzen sowohl für das höhere als das Schulwesen im Allgemeinen geschehen und noch täglich geschieht, brauche ich wohl nicht anzuführen, jeder wird sich davon überzeugt fühlen durch eigene Wahrnehmung. Daß aber das Gute vielleicht nirgend so schnell, wie hier Wurzel faßte und wie hier herrlich gedieh, liegt in dem lebensfrischen Geiste der Rheinländer, in ihrer rüstigen Nationalkraft, die alles Gute und Schöne, was ihr geboten wird, auch rüstig aufgreift und in sich zu herrlicher Frucht zu verarbeiten weiß. Die Kunst, immer heimisch am Rheine, zeigte sich auch bald wieder — die Akademie Düsseldorfs wurde unter Cornelius, dem Rheinländer, eröffnet und blüht jetzt, die gediegenste Kunstschule Europa's, unter des wackern Schadow Leitung und wird viel-

leicht durch den hohen Gerechtigkeitssinn unsres Königs die hochgepriesenen Kunstschätze, die ihr im Laufe des Krieges entfremdet wurden und jetzt in München prangen, wieder in ihren Hallen sehen. Allenthalben wurde ein lebendiges Kunststreben in Sang und Rede und in der That rege; man sammelte und schützte von Seiten der Regierung die Denkmale und Ueberbleibsel der Kunst, und auch Köln blieb nicht zurück; am Schönsten bekundete dies das im Jahre 1816 in Köln erschienene Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst und die einzelnen Stimmen, die sich früher schon aus Köln in dieser Beziehung hatten hören lassen — ich nenne nur Friedrich Schlegel.

Ein schönes erhabenes Beispiel gab uns der Landesvater selbst durch die Huld, mit der er die Reparatur des Domes unterstützte und so das hohe Meisterwerk von dem gänzlichen Ruin rettete. 9) Köln gab in der großartig volksthümlichen Weise, wie es die Jubelfeier seines Wallrafs im Jahre 1824 beging, den schönsten Beweis, daß es das Verdienst ehrte, daß es die Bemühungen des ehrwürdigen Patrioten um Köln's Kunst und Alterthum würdigte, und mithin die Erinnerung dessen, was es einst in dieser Beziehung gewesen, aber in den Verhältnissen der Zeit nicht mehr seyn kann, nicht ganz entschwunden war.

Konnte auch die große Vergangenheit der einzelnen Stadt — sonst ein Ganzes für sich — nicht mehr neu erstehen, so blieb doch der Sinn für Kunst immer noch in so weit rege, daß Einzelne ihr ihre Kräfte widmeten. Die Schule des Herrn Katz war und ist noch besucht und genügt dem Dilettanten, da Herr Katz bei einer kleinen aber ausgesuchten Bildersammlung, eine schöne Sammlung von

9) Der Vers. wird einen eignen Artikel in den Prov. Blätt. dem Dombaue widmen.

Kupferſtichen und Vorlegeblättern beſitzt. Die durch Herrn Mengelberg, von der Stadt und der Regierung unterſtützt, angelegte Zeichnenſchule für Handwerker, das Praktiſche verfolgend, fand die gehörige Würdigung und Anerkennung, da ſie ein weſentliches Bedürfniß, das damals beſonders gefühlt wurde, beſeitigte, und beſteht jetzt noch als Sonntagsſchule, neben der der Herren Imhoff und Grein. Eigentliche Kunſtinſtitute waren aber noch keine vorhanden.

Erſt mit der Einführung der freien Rheinſchifffahrt, deren natürliche Folge die Aufhebung des Umladerechts der Stadt Köln, nahm ihr ganzer Handel ihre ganze Induſtrie eine erfreuliche Richtung, einen lebendigen Aufſchwung; die bisher ſchlummernden Kräfte wurden angeregt und gaben bald der ganzen Stadt ein neues Anſehen, in der neuen Geſtaltung ihrer induſtriellen und kommerziellen Verhältniſſe. Wie Köln jetzt ſchon über zwanzig Zuckerraffinerien zählt, von denen einige dem Staate jährlich an 200,000 Thaler blos für Eingangsrechte der rohen Stoffe zahlen, ſo hat es jetzt auch ſchon mehr Eigenhandel, als es ſeit den letzten fünfzig Jahren wohl gehabt hat, und mithin muß ſein innerer Wohlſtand mit jedem Jahre zunehmen. Dieſe günſtige Richtung des Handels und der Gewerbe, da noch immer neue Fabriken verſchiedener Art angelegt werden, war auch nun Veranlaſſung, daß ſich hier einige größere Kunſtinſtitute bildeten, die dem ganzen Kunſtleben ein neues Leben ſchaffen und ſo auch den Kunſtſinn immer mehr und mehr anregen.

Ehe ich aber von dieſen rede, mögen noch einige Worte über die einzelnen, die zeichnenden und bildenden Künſte hier ausübenden, Künſtler vorhergehen. Unter den Malern, die hier wohnen und ihre Kunſt pflegen, nenne ich zuerſt Simon Meiſter aus Koblenz, Schüler des berühmten Horaz Vernet, deſſen keck kühne Art und Weiſe ganz auf

den würdigen Schüler übergegangen ist. Meister's Schlachtcompositionen sind eben so genial wie kühn und mit einer Glut und Raschheit ausgeführt, die am Schönsten die Sicherheit des Künstlers bewährt. Große Bilder von ihm, die die Kunstwelt schon kennt, sind: Einige Szenen aus dem letzten Kampfe der Griechen und Türken, Churfürst Albrecht Achill im Kampfe vor Nürnberg, jetzt im Cadettenhause zu Berlin; der Tod Adolph's von Nassau; Cosziusko's Gefangennehmung; Napoleon und seine Marschälle u. s. w. und dann das hier in Lebensgröße ausgeführte Bild Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen in Begleitung Sr. Excellenz des Generals v. Pfuel und des Obersten von der Lundt von einer Parade zurückkehrend, welches noch im Besitz des Malers ist. [10]) Die Porträts, die Meister liefert, zeichnen sich durch wahre künstlerische Auffassung der Aehnlichkeit und durch lebendige Wärme des Colorits aus. Seine Compositionen in Familienbildern sind eben so sinnig als wahr. Wenn auch seine Ausführung nicht so zart, wie es die neueren Schulen wollen, so ist sein Pinsel aber auch um so genialer und daß er ausführen kann, hat er in mehreren Bildern bewiesen. Auf Bestellung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen wird er ein Bild aus der vaterländischen Geschichte malen, die ihm auch den Stoff zu einer Serie von Gemälden liefern soll.

Anmuthig zart und äußerst naturwahr sind die Porträts des Herrn Louis Krevel, ebenfalls Zögling der französischen Schule. Ausgezeichnet

10) Meisters Bild ist in einer gelungenen Lithographie von Hütz er erschienen, als ein Andenken an die Anwesenheit Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen in den Rheinprovinzen. Subscriptionspreis, auf Sinesisch Papier, 3 Thlr., auf gewöhnliches Papier 2 Thlr. — Die Carnevals-Gesellschaft hat das Bild dem Maler abgekauft und dasselbe dem Wallrafianum verehrt.

iſt seine Behandlung der Stoffe und der Ajuſtements, wodurch er vorzüglich in kleineren ganzen Figuren einen gar lieblichen Effekt hervorzubringen verſteht, wie ein jüngſt von ihm ausgeſtelltes Phantaſiebild zeigte. Herr Greven aus Köln, Schüler der Düſſeldorfer Akademie, leiſtet als Portraitmaler ſchon Tüchtiges; man weiß nicht, ob man die Geduld in der Ausführung ſeiner Köpfe oder die Wahrheit in denſelben am meiſten bewundern ſoll. Ganz in der Weiſe der Düſſeldorfer Schule zart und gewiſſenhaft ausgeführt, fehlt es ſeinen Köpfen doch nicht an Leben und Wahrheit. Mengelberg's frühere Arbeiten ſind bekannt, ſeine Seiden- und Sammtſtoffe werden nicht leicht beſſer gemalt. [11]) Ein fleißiger Porträtmaler, beſonders in Miniatur, iſt Herr E. Bourel, Zeichnenlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnaſium. Er ringt beharrlich dem Beſſeren nach. Als Blumenmaler ausgezeichnet iſt Herr Grein, der, Vorſteher einer Zeichnenſchule, und in ſeinen Landſchaften treu den beſten Niederländern nachſtrebt und ſeinen Staffagen Leben und Mannichfaltigkeit zu geben weiß. Herr Fuchs hat als Wiederherſteller alter Gemälde und beſonders durch ſeine Zeichnungen zum Boiſſerée'ſchen Domwerke längſt einen Namen, auch arbeitet er im Dekorationsfache; doch muß hier vor allen Herr Mich. Welter, ein Kölner, genannt werden. Er machte ſeine Studien in Paris und Berlin und hat uns in einigen Dekorationen, den beſten unſrer Bühne, und in einigen Sälen des neuen Regierungsgebäudes, ſowie unter andern in der Wohnung und auf dem Landhauſe des Herrn Rentners Ph. Engels bewieſen, daß er Meiſter in ſeiner Kunſt und mit reinem Geſchmacke den zarteſten Farbenſinn verbin-

11) Ich führe hier unter andern das Bild Sr. Erzbiſchöfl. Gnaden des Grafen von Spiegel in Pontificalibus an, welches im Dom-Kapitelhauſe hängt.

det. Seine Aquarell, seyen es Landschaften oder architektonische Gegenstände, lassen Nichts zu wünschen übrig, zeigen deutschen Fleiß mit französischer Fertigkeit vereint. Als Zeichner führe ich Herrn H. Odendall noch an, eben so tüchtig als bescheiden. Der Calligraph J. Heinrigs ist bekannt.

Der zeichnenden Kunst förderlich war es, daß im vorigen und vorvorigen Winter im Wallrafianum unter der Leitung des Herrn Stadtrath DeNoël, Akte nach der Natur gezeichnet und von einigen modellirt wurden. Schade, daß diese Uebungen aufgehört haben. Uebrigens steht die Wallrafische Sammlung jedem Künstler zur Benutzung offen. Köln hat in Herrn Imhoff, Vater und Sohn und Herrn W. J. Imhoff drei tüchtige Bildhauer, die sich durch manches Werk in ihrer Kunst schon bewährt haben, wie es einzelne Büsten nach dem Leben und Figuren in Marmor ausgeführt, schon längst bewiesen. Einen tüchtigen Bildschnitzer, der eben so fleißig wie geschmackvoll arbeitet, besitzt Köln in Herrn Christ. Stephan, und einen nicht minder wackern Stukaturer, der vorzüglich modellirt und seine Arbeiten mit großem Geschmacke ausführt, in Herrn Fr. Lenhardt.

Um das Künstlerleben unter den jungen Künstlern rege zu erhalten, hat sich unter denselben ein Verein gebildet, der unter dem Namen „Verein bildender Künstler" wöchentlich einmal zusammenkommt, um so gegenseitig ihre Ideen über angefangene Kunstwerke, oder über das, was die Heimath und Fremde in der Kunst liefert, auszutauschen. Vier und zwanzig Mitglieder, Architekten in der Kunst, deren einige recht wackere Köln zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, Maler, Lithographen, Zeichner nehmen an demselben Antheil und bei dem schönen löblichen Zwecke des Vereins ist es nur zu wünschen, daß er noch lange fortbestehe und freudig gedeihe, denn das Schöne kann nie sattsam gehegt und ge-

pflegt werden, und ein solches Streben muß allenthalben die ihm gebührende Anerkennung finden.

Was nun die Kunstinstitute selbst betrifft, welche die jüngste Zeit in Köln entstehen sah, so nenne ich zuerst das

## Lithographische Institut

der Herren Gebrüder Kehr und Nießen.

Ob die Erzeugnisse der Lithographie, die durch die Bemühungen französischer und deutscher Künstler es jetzt zu einer großen Vollkommenheit gebracht hat, auch in der Folge ihren Kunstwerth neben dem Kupferstich [12]) und dem jetzt für kleinere Sachen schon weitgediehenen Stahlstiche halten werden, ist eine Frage, auf deren Beantwortung ich mich hier nicht einlassen kann. Ich betrachte die Steindruckkunst auf dem Punkte, auf welchem sie jetzt steht; kann mich nicht darum kümmern, ob sie vielleicht in den technischen Behandlungen, im Aetzen und Drucken es noch zu einer größern Bestimmtheit und Sicherheit bringen werde, als sie es bisher gebracht hat. Die Anforderungen, die man jetzt aber an eine Lithographie macht, soll sie den Namen eines Kunstblattes verdienen, sehen wir in den Leistungen,

12) Trotz der Fortschritte der Lithographie und der Menge ihrer Erzeugnisse, die ihrer Wohlfeilheit wegen neben guten Kupferstichen, immer mehr Käufer finden, hat die Kupferstecherkunst uns in den letzten Jahren wieder einige bedeutende Blätter geliefert. Toschi, längst rühmlichst bekannt durch seine große Platte nach Gerard: Einzug Heinrich IV in Paris, hat uns in seinem Spasimo nach Raphael wieder einen schönen Beweis seiner Kunst geliefert. Auch Deutsche streben hierin rüstig und wacker voran. Rahl's Nacht nach Correggio ist bekannt und schön ist die jüngst erschienene Madonna nach Correggio von Lutz in München. Sie machen dem deutschen Namen Ehre.

die das angeführte lithographiſche Inſtitut endlich dem Publikum bot, alle, und zwar auf's Schönſte, befriedigt. Da die Anſtalt ſich in einem wirklich großartigen Charakter eben durch ihre Arbeiten und das Ziel, das ſie ſich vorgeſteckt, angekündigt hat, ſo möge hier auch etwas Näheres über dieſelbe folgen.

Vor ungefähr drei Jahren faßten die Gebrüder Kehr, Söhne des Buchhändlers Kehr in Kreuznach, von denen der jüngſte ſelbſt Lithograph, den Entſchluß, eine lithographiſche Anſtalt zu errichten, wie deren einige in München beſtehen. Ihr Zweck war Bekanntmachung der ſchönſten Denkmale der zeichnenden und malenden Kunſt der Rheinlande — und mit Umſicht wählten ſie Köln, den Mittelpunkt ihres Strebens, zum Sitze ihrer Anſtalt, indem Köln ſelbſt in ſeinen öffentlichen und Privatſammlungen noch viele der koſtbarſten Schätze ihrem Unternehmen bot, und wirklich kamen die meiſten Beſitzer von Gemäldeſammlungen, wie zu erwarten ſtand, ihrem Wunſche recht freundlich entgegen.

Künſtler, welche als Steinzeichner ſich längſt den ehrenvollſten Ruf in Deutſchland, Frankreich und England gegründet, wurden engagirt und kamen freudig nach dem Rheine nach Köln, das für jedes Kunſtgemüth ſoviel des Anziehenden beſitzt. — In aller Stille ſchafften ſie, umſichtig wurde die Wahl der zu lithographirenden Blätter geleitet, um hierin alle Einſeitigkeit die ſolchem Unternehmen lo leicht ſchaden kann, zu vermeiden. Reicher und großartiger wurde die Wahl nur, als die Künſtler der Düſſeldorfer Akademie, nachdem ſie die Leiſtungen des jungen Inſtituts kennen gelernt, demſelben auch meiſt ihre Bilder zur Bekanntmachung durch Lithographie zuſagten. Welch eine wunderherrliche Vereinigung des Alten und des Neueſten der Kunſt! — Beharrlich verfolgten indeß die Begründer des Inſtituts, keine Aufopferungen, keine Mühen ſcheuend

und sie gern der Kunst und ihrem schönen Zwecke darbringend, ihr Ziel, ohne auch nur im Geringsten sich durch merkantilisches Interesse bestimmen zu lassen. Es galt der Kunst! und Köln sollte der Kunstwelt, den Kunstfreunden wieder etwas liefern, was seines alten Ruhms werth. In Köln sollte in diesem Kunstzweige etwas geleistet werden, wie es bisher noch nicht in der preußischen Monarchie, ich nehme in etwa das königl. lithographische Institut in Berlin nur aus, noch nicht geleistet wurde. Nur wenigen Freunden der Unternehmer waren aber die Leistungen der beschäftigten Künstler, eines Borum, Schreiner, Weiß, Ph. Kehr, die Erzeugnisse von beinahe drei vollen Jahren bekannt, sie hatten sich daran im Stillen erlabt, als die Leiter des Instituts sich endlich in den Stand gesetzt glaubten, auch vor dem Publikum öffentlich mit den Leistungen ihrer Anstalt auftreten zu dürfen, und sich mit einer öffentlichen Ausstellung demselben anzukündigen.

Dies geschah; — reich und manchfaltig war die Ausstellung, bot Vieles, was keiner erwartet hatte, und alle Vorurtheile, des langen Zögerns wegen hier und da aufgekeimt, waren mit einem Schlage durch die Leistungen, theils schon gedruckt, theils in den Steinzeichnungen selbst vorliegend, verscheucht. So etwas hatte auch die kühnste Erwartung nicht gefordert — Vieles wurde geboten, was man in dieser Vollkommenheit noch nicht gesehen hatte.

A. Borum, J. Schreiner zeigten sich der Kunstwelt wieder im ganzen Reichthum ihres außerordentlichen Talentes, denn einige Blätter, die ich hier von ihnen sah, übertrafen Alles, was ich bisher von ihnen gesehen hatte und doch meist so ausgezeichnet ist, daß es zu den besten in Deutschland erschienenen Lithographien gerechnet wird. Wo Männer, die solchen Ruf genießen, so Ausgezeichnetes in ihrem Kunstfache schon geleistet haben, beschäftigt

sind, und in einer Weise, daß sie ganz ihrer Kunst und dem Institute leben können, indem sie mit Jahrgehältern von 600—700 Thalern angestellt sind — ich sage, in einer solchen Anstalt kann nur Ausgezeichnetes geleistet werden. Eben so wacker und zu den kühnsten Hoffnungen Anlaß gebend, waren einige Blätter von J. Weiß und Ph. Kehr, so daß die Ausstellung ein Ganzes bot, das, wie gesagt, Niemand erwartet hatte und dem Institute selbst das herrlichste Gedeihen auch in merkantilischer Hinsicht vorhersagen läßt.

Sollte ich Rechenschaft über das Einzelne geben, was die Ausstellung selbst bot, so wüßte ich wahrlich nicht, womit ich beginnen sollte, denn dem Einen oder dem Andern von den dargebotenen Blättern den Vorrang geben, wäre ungerecht, indem sie alle in ihrer Art meisterhaft ausgeführt waren.

Borum's Klosterhof im Schnee, nach einem Originalgemälde des genialen Lessing in Düsseldorf, [13]) war ein Kunstblatt, daß gewiß wenig oder gar keine Pendants in den bisherigen Leistungen der Lithographie findet und bei der meisterhaften Behandlung der Zeichnung auch im Drucke nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht minder kunstvoll war eine große Landschaft, mit starken Baumparthien und weiter Fernung, in der Zeichnung behandelt und lieferte den Beweis, daß Borum wohl mit Recht der erste Landschaftszeichner Deutschlands zu nennen, denn der Duft, der Schmelz ist in der Zeichnung dem Original gleichsam abgestohlen. Eine kleine Landschaft und ein Kopf Napoleons nach einem Kupferstiche zeigten, daß Borum in jeder Manier Meister seiner Kreide ist.

Reicher war die Ausstellung an Produkten des Lithographen Schreiner, der schon seit drei Jah-

13) Das Original ist jetzt im Besitze unseres Hochwürdigsten Erzbischofs.

ren in der Anstalt arbeitet und religiöse wie profane Gegenstände geliefert hatte. Sein Franziskus nach dem Originale von Rubens, welches das Wallrafianum besitzt, ist ein Blatt, das den Lithographen von den gewöhnlich seelenlosen Copisten auszeichnet. Mit eben so vielem Glücke war die humoristische Kegelbahn nach Pistorius behandelt, und nicht minder schön die Lautenspielerinn nach Schmidt, beide Schüler der Düsseldorfer Akademie. Einige andere Bilder, so eine Grablegung nach Andrea del Sarto, und einige Genrebilder in niederländischem Geschmacke, eine kleine Madonna nach Heß lieferten den schönsten Beweis von der Pünktlichkeit, der Genauigkeit und dem kaum zu fassenden Fleiße des Zeichners, dessen Bilder immer eine Zierde der Sammlung seyn werden.

J. Weiß, noch ein junger Mann und noch nicht lange der Lithographie sich widmend, zeigte in einigen Blättern, so das Portrait des Malers Fohr, der Mutter Dow's nach Rembrand, und der betende Franziskaner, daß er eben so frei wie gewissenhaft arbeitet, und seine Leistungen sich kühn seinen Meistern an die Seite stellen können. Er ist jetzt in Düsseldorf beschäftigt, Rinaldo und Armide nach Sohn auf Stein zu zeichnen, und soll ein meisterhaftes Blatt liefern. Die Madonna nach Carlo Dolci von Ph. Kehr ist ein gar gemüthlich zartes Bildchen, auf eine ergreifend rührende Weise ist der Schmerz, der sich im Originale ausspricht, in der Lithographie wiedergegeben, die auch gar gut gedruckt ist.

Mit einem Worte, das Ganze war gediegen und schon so weit gediehen, daß die Sammlung nicht allein den Unternehmern, sondern auch der Stadt Köln selbst Ehre macht, denn diese Blätter durften sich meist dem, was bisher in der Lithographie in Deutschland erschienen ist, zur Seite stellen. Ge-

wiß wird dieſes Inſtitut, das ſo beſcheiden als tüchtig in's Leben trat, ſich des allgemeinſten Beifalls zu erfreuen haben, denn es bietet in ſeinen Leiſtungen jedem Freunde des Schönen etwas; ſey es nun der Kunſtkenner oder der bloſe Kunſtfreund — er findet hier Befriedigung ſeiner Wünſche, und Köln liefert jetzt auch wieder etwas Tüchtiges in einem Kunſtzweige, deſſen ſchönſte Leiſtungen bisheran uns nur die Fremde und Ferne, als Paris, München, Karlsruhe und Berlin bot.

Ich komme jetzt zu einer, nach ihrem nunmehrigen Wirken, weit jüngern Kunſtanſtalt, der

Manufaktur in bemaltem und vergoldetem Porzellan des Hrn. F. Bruckmann in Deuz.

Wir ſehen hier von einem Privatmanne ein Geſchäft errichtet und mit dem beßten Gedeihen geführt, das in Berlin, München nur durch bedeutende Unterſtützungen von Seiten des Hofes gedeiht. Die Bruckmann'ſche Manufaktur iſt nächſt der Königl. Porzellanfabrik in Berlin die zweite derartige Anſtalt unſeres Staates; denn was einzelne Fabriken in kleinern unbedeutenden Artikeln liefern, kann mit den Erzeugniſſen dieſer Anſtalt durchaus nicht verglichen werden, indem hier allen Bedürfniſſen entſprochen wird, auch nicht das Geringſte, was bei ſolchen Unternehmungen gefordert werden kann, überſehen wurde, alle Zweige der Porzellanmalerei ausgeführt werden. Es wurde durch die Bemühungen und Aufopferungen des Hrn. Bruckmann in den Rheinprovinzen ein Induſtriezweig in's Leben gerufen, der für die Folge ſehr bedeutend werden kann, indem die junge Anſtalt jetzt ſchon Arbeiten im eigentlichen Kunſtzweige der Porzellanmalerei und Vergoldung liefert, die ich ſelten ſo ſchön, viel weniger ſchöner in den Ateliers der Porzellan-Manufakturen in Paris, woher wir doch meiſt unſern bemalten und vergoldeten Porzellan

bisher bezogen, gesehen habe. In den Arbeiten der Bruckmannschen Manufaktur ist Alles vereint; Geschmack, Eleganz und Gediegenheit in der Ausführung von Porträts, der Früchte und Blumen, welche Letztere man wirklich in Deutschland nirgend besser liefert. Durch diese Leistungen, wie er sie uns jetzt schon bietet, erhob Hr. Bruckmann seine, zwar schon seit acht Jahren bestehende, aber bisher auch nur Gewöhnliches liefernde, Manufaktur zu einem wahren Kunstinstitute, das alle Anerkennung und besonders von den Bewohnern der Rheinprovinzen und ihrer Regierung beachtet und gehoben zu werden verdient; denn in diesem Industriezweige werden wir uns jetzt auch bald durch die Bemühungen eines Privatmannes ganz von der Fremde lossagen können, und so eine nicht unbedeutende Summe, die für bemalten und vergoldeten Porzellan nach Frankreich wanderte, der Heimath selbst bleiben. Immer ein Gewinn für das Allgemeine, denn was man hier so herrlich gedeihen sieht, wird und muß früh oder spät Concurrenz hervorrufen, wiewohl die Kosten der ersten Anlage eines solchen Geschäftes eben nicht klein sind. Die Anstalt ist schon, nachdem sie erst seit neun Monaten in ihrer jetzigen Gestalt neu in's Leben getreten ist, so bedeutend, daß sie, fünfzig Menschen etwa beschäftigend, schon die größere Hälfte des Preußischen Staates mit gewöhnlichem vergoldetem und bemaltem Porzellan versehen kann, und zwar zu Preisen, die weit billiger als die der deutschen Fabriken, da Hr. Bruckmann nur französischen Porzellan in seiner Manufaktur verarbeiten läßt, der, wenn auch nicht so stark, wie der Meißner und Berliner, doch durchsichtig, leichter und durch seine Formen ausgezeichnet, die nirgend so geschmackvoll, und dabei, trotz der Eingangsrechte, bedeutend billiger ist. Wenn die Preise der Bruckmann'schen Manufaktur jetzt noch denen der französischen Ma-

nufakturen gleich kommen, so muß ich aber auf der andern Seite auch gestehen, daß die Arbeiten derselben bei weitem den Vorzug vor den französischen verdienen. Die Vergoldungen dieser Anstalt verbinden mit der französischen Eleganz, dem reinsten Geschmacke und einer wahren Pracht, wie sie bisher nur die Franzosen lieferten, die Dauerhaftigkeit, das Solide deutscher Fabriken, vereinigen also das Schöne mit dem Dauerhaften — ein bedeutender Vorzug, den diese Manufaktur vor allen deutschen hat. Die Malereien, was die Gegenstände von Werth wie die gewöhnlichen Sachen angeht, sind vom Kleinsten bis zum Größten mit mehr Ausdauer, mit mehr Pünktlichkeit ausgeführt, wie dies in den gewöhnlichen französischen Manufakturen geschieht. Wenn der Käufer jetzt auch im Allgemeinen der Wohlfeilheit nachgeht und sich wenig um die Güte der Waare kümmert, so sind die genannten Eigenschaften der Arbeiten dieser Manufaktur doch Vorzüge, die jeder, wenn er sich einmal selbst davon überzeugt hat, berücksichtigen wird. Ich habe mich durch eigene Anschauung und Prüfung davon überzeugt, so daß ich diese Wahrheit auch öffentlich aussprechen darf.

Wenn ich nicht ganz irre, giebt der Staat jährlich 50,000 Thl. zu der Königl. Porzellanfabrik in Berlin [14]), und hat diese durch Bestellungen des

14) Dieses ist wohl gewiß nicht der Fall. Die Königl. Porzellan-Manufaktur zu Berlin liefert Ueberschüsse ab. Wie viel diese betragen, vermögen wir nicht anzugeben, da dieselben in dem letzten Etat der Staats-Einnahmen und Ausgaben (Gesetz-Sammlung, Jahrg. 1832. S. 66 f.) mit den Ueberschüssen der Verwaltung der Bergwerke, Hütten und Salinen in einer Summe zusammengefaßt sind. Ein mit den Verhältnissen jenes Etablissements bekannter Mann glaubte die jährlichen Ueberschüsse desselben auf 30000 Thl. annehmen zu können. D. H.

Königl. Hauses und anderer hohen Häupter immer Aussicht auf Absatz von eigentlichen Kunstgegenständen der Porzellanmalerei, kann daher tüchtige Künstler besolden und Ausgezeichnetes liefern. — Hr. Bruckmann ist aber ganz auf sich selbst zurückgewiesen, und hat demnach seine Aufgabe, alle Schwierigkeiten durch Beharrlichkeit überwindend, schon in so weit gelöst, daß aus seinen Ateliers Sachen hervorgehen, die allen Anforderungen in Bezug auf Ausführung der Malereien und besonders der Vergoldungen entsprechen, und kühn neben die Erzeugnisse der Berliner Fabrik sich stellen dürfen. — Von tüchtigen Künstlern, die Hr. Bruckmann aus Paris und Sachsen nach Deuz zog, werden hier Arbeiten geliefert, die sich der strengsten Critik in einigen Fächern, besonders was Blumen und Früchte angeht, unterwerfen können, und in den Decors und Vergoldungen auch die kühnsten Erwartungen übertreffen, denn, wie schon gesagt, schöner, eleganter werden derartige Sachen nicht in Paris ausgeführt.

Neben diesen Künstlern sucht Hr. Bruckmann Knaben der ärmern Klasse von Deuz heranzubilden, indem er dieselben auf seine Kosten im Zeichnen unterrichten und in seinen Ateliers malen läßt. Außer diesen Knaben, denen so die Gelegenheit geboten, sich zu einem nützlichen Stande in der Gesellschaft heranzubilden, beschäftigt er auch noch viele Mädchen, so daß seine Manufaktur ungefähr vierzig Menschen aus Deuz eine neue Nahrungsquelle bietet; er also auch in dieser Hinsicht zum Wohlthäter von Deuz wurde, das außerdem gar keine Fabriken besitzt.

Vasen aller Größen, Servicen, Cabarets in allen Formen, Teller, Mundtassen aller Gattungen werden hier vergoldet und bemalt, von denen einzelne wirkliche Kunstgegenstände bieten, unter andern mehre Vasen, die ich vor einiger Zeit selbst in den

Ateliers des Hrn. Bruckmann gesehen, und die, was Ausführung der Porträts, der Blumen und Decors, besonders im Relief, einer neuen Pariser Erfindung, die in Deutschland sonst noch nicht nachgeahmt, anging, als Meisterstücke zu betrachten waren. Heller, reiner gebrannt kann kein Porzellangemälde werden, wie es hier geschieht, herrlicher und klarer können die Farben nicht behandelt werden, und geschmackvoller, reicher und feuriger die Porzellanvergoldung in ihren verschiedenen Stufen nicht seyn. [15])

Köln sieht sich also auch in dieser Beziehung wieder den ehrenvollsten Platz unter den Kunstinstituten der Art angewiesen, und gewiß wird dieser Industriezweig bei der rüstigen Thätigkeit des Leiters, dem alles Glück zu wünschen und ein stetes Gedeihen seines Unternehmens, wie es bisher schon gedieh, sich dergestalt heben und ausdehnen, daß man bald auch von Kölner bemaltem und vergoldetem Porzellan spricht, wie man bisher nur von Pariser, Berliner, Meißner und Münchner Porzellan sprach.

In diesen beiden angeführten Kunstinstituten wird sich Köln bald wieder einen neuen Ruf in der Kunstwelt erwerben, und dieser gewiß der Künstler und Institute der Art noch mehre heranziehen, denn neben einer, unter dem Schutze einer alles Gute und Nützliche thätig schützenden und befördernden Regierung, deren sich besonders Preußen zu erfreuen hat, herrlich heranblühenden Industrie, die jetzt seit einiger Zeit in Köln in allen Zweigen reicher und blühender wird, fühlt sich auch die freie Kunst bald heimisch und wohl! — Der Himmel gebe seinen Segen und lasse das Vaterland im-

15) In Kurzem werde ich den Prov. Blättern einen eigenen Artikel liefern über die Behandlung der Farben, des Goldes in der Porzellanmalerei, wie es bei Hrn. Bruckmann geschieht, und über das Brennen des bemalten und vergoldeten Porzellans.

mer reichlicher den Segen des Friedens genießen, denn in der Wohlfahrt des Allgemeinen muß der Einzelne auch sein Wohl und sein Glück suchen und finden. W.

## IV.

## Die Wiederkehr des Halley'schen Kometen im Jahr 1835.

Von einer Natur-Erscheinung zu reden, welche im Jahr 1835 eintreten wird, dürfte wohl ganz passend seyn für das erste Heft dieses Jahres der vorliegenden gemeinnützigen Zeitschrift. Freilich ist von dem Wiedererscheinen des Halley'schen Kometen schon viel in Zeitblättern und Flugschriften gesprochen worden. Aber vieles davon ist offenbar unrichtig oder mindestens unbestimmt. Wir schöpfen daher lediglich, jedoch möglichst kurz und gedrängt, aus einer sehr lautern Quelle, nämlich aus einem Aufsatze über diesen Gegenstand, welcher dem diesjährigen, von der Königl. Preuß. Kalender-Deputation herausgegebenen Berliner Kalender von dem Direktor der Berliner Sternwarte Herrn J. Fr. Encke einverleibt worden ist.

Einige Gelegenheitsschriften hatten den Glauben verbreitet, als habe man die Wiederkehr dieses Kometen schon in 1834 erwartet oder sey mindestens über das Jahr zweifelhaft. Seit länger als 15 Jahren, wo man zuerst eine Berechnung der Zeit der Wiederkehr mit einiger Sorgfalt unternahm, ist aber stets das Jahr 1835 und der Monat November als die Epoche derselben angegeben worden, und durch keine spätere Arbeit ist dieses Resultat im mindesten zweifelhaft geworden, vielmehr hat jede es bestätigt! Halley beobachtete den nach ihm benannten Kometen im Jahre 1682, und fand bei der Berechnung seiner Bahn, daß derselbe bereits

1531 und 1607 geſehen ſey. Nach Halley verfolgte Clairaut den Weg des Kometen durch Rechnung während ſeiner Unſichtbarkeit und verkündigte, nach Erwägung aller Störungen, die den Lauf deſſelben treffen könnten, ſein Wiedererſcheinen auf das Frühjahr 1759. Dieſe Vorausberechnung beſtätigte ſich, und ſeitdem ermittelten die Pariſer Aſtronomen Damoiſeau und Pontécoulant, daß planetariſche Einwirkungen den Wiedereintritt des Kometen in die Sonnennähe diesmal um drei Monate beſchleunigen würden. Seine Sonnennähe wird man nämlich, je nach den vorliegenden verſchiedenen Beſtimmungen am 31. Oct., am 4., 7. oder 14. Nov. 1835 erwarten können.

In Betreff ſeiner Bahn hat er das allen Erſcheinungen ſeiner Art Gemeinſame, daß jene eine ſehr ſchmale Ellipſe bildet, während die Bahnen der Hauptplaneten ſich dem Kreiſe nähern. Der kleinſte Durchmeſſer der Halley'ſchen Kometen-Bahn beträgt nur den vierten Theil des größten. Bei der Erdbahn dagegen iſt dieſes Verhältniß wie 7000 zu 7001. Gleichwohl hat der Halley'ſche Komet in anderer Beziehung eine Verwandtſchaftlichkeit mit den planetariſchen Umlaufsgeſetzen. Während nämlich bei den meiſten anderen Kometen das Verhältniß zwiſchen ihrer kleinſten und größten Sonnenferne ſo groß iſt, daß der Aſtronom es nicht einmal in Zahlen auszudrücken wagen darf, ſondern es in ungewiſſe Weite hinausrückt, oder ſtatt einer Ellipſe eine Parabel als Bahn annimmt, iſt bei dem Halley'ſchen Kometen dieſe Verſchiedenheit zwiſchen kleinſter und größter Entfernung von der Sonne bedeutend geringer; ſie ergiebt ſich wie 1 zu 60. Mit der relativen Verſchiedenheit in dem Abſtande der Kometen von der Sonne ſcheint die Verbindung ihrer Körpertheile zuſammen zu hängen; beſonders iſt die Einwirkung der Sonne auf den Nebelſchweif deſſelben unverkennbar. Je mehr

die Sonnenferne schwindet, desto größer und glänzender wird der Schweif, und kurz nach der Sonnennähe, wenn also die Einwirkung der Sonne am anhaltendsten gewesen ist, tritt der höchste Punkt ein, in welchem der Komet den hellsten Nebelsaum nach sich zieht.

Was nun die Erscheinung betrifft, der wir im laufenden Jahre entgegen sehen, so läßt sich aus Encke's Bestimmung so viel schließen, daß die nördliche Halbkugel der Erde den hellsten Glanz des Kometen nicht wahrnehmen wird, weil sie ihn nur vor seiner Sonnennähe betrachten kann. Die günstigste Zeit seiner Sichtbarkeit wird gegen die letzte Hälfte des Septembers und den ganzen October hindurch seyn. Gegen Ende des Septembers und im Anfang des Octobers steht er im großen Bären, dem Pol so nahe, daß er vielleicht für unsere Polhöhe nicht untergeht. Im November verlieren wir ihn seines südlichen Standes und der Nähe der Sonne wegen aus dem Gesichte, vielleicht wird es möglich seyn, im December ihn trotz seines immer südlicher werdenden Standes noch des Morgens vor Aufgang der Sonne zu sehen. Am günstigsten war für das Schauspiel seiner Erscheinung das Jahr 1456, die kurz nach der Sonnennähe eintrat und mithin die größte Schweifentwickelung dem Auge sichtbar machte. Ein 60 Grad langer Schweif setzte damals die christliche Welt so sehr in Schrecken, daß der Pabst Calixtus IV. öffentliche Gebete anordnete, und um Jeden zu erinnern, an den Gebeten gegen die Tyrannei der Türken (die man in Verbindung mit der Kometenerscheinung setzte) Theil zu nehmen, um Mittag die Glocken läuten ließ, woher diese Sitte noch stammen soll. Auch im Jahr 1759, wo der Komet ebenfalls nach der Sonnennähe erschien, erblickte man die volle Entwickelung seines glänzenden Schweifes. Dagegen wird uns der Komet in diesem Jahre kein

Schauspiel der Art vorführen und nur matt und bleich an unsern Augen vorüber ziehen. Er wird fast dieselben Stellungen wie im Jahre 1607 durchlaufen, als ihn Kepler in Prag, Hariot in England und Longomontan in Kopenhagen fast gleichzeitig mit bloßen Augen am 23. September entdeckten. Sein Schein wird auch immer noch hell genug seyn, um ihn mit unbewaffnetem Auge wahrnehmen zu können. In Hinsicht auf die Lichtstärke vergleichen ihn die Beobachter bald mit Jupiter, bald mit Saturn, und die Länge seines Schweifes im Culminationspunkt seines Glanzes schätzen sie auf sieben oder sieben und einen halben Grad, eine Entfernung, die etwas kleiner ist, als der Abstand der beiden letzten Sterne im Schwanze des großen Bären von einander. Zu Anfang Octobers wird er der Erde am nächsten kommen, freilich immer noch bei einem Abstande von fünf Millionen Meilen.

Encke bemerkt in seiner anziehenden Abhandlung, daß die Kometen allerdings eine sehr geringe Dichtigkeit verriethen, daß aber keineswegs auf eine Ab- oder Zunahme ihrer Masse mit Sicherheit zu schließen sey. Die Astronomen betrachten überhaupt den massiven Gehalt aller Kometen gleich Null, nicht als ob denselben ein wägbarer Stoff überhaupt fehlte, sondern weil er so gering ist, daß seine Wirksamkeit sich aller Berechnung, aller Wahrnehmung entzieht. Die Masse seines Körpers läßt sich nämlich aus dem Grade der Anziehung berechnen, die er auf andere Körper ausübt, und die Erfahrung hat fortwährend bestätigt, daß der Grad der anziehenden Kraft, den ein Himmelskörper entwickelt, genau mit der Menge seiner Körpertheilchen correspondirt. Allein so nahe auch schon ein Komet bei planetarischen Gestirnen vorüber strich, so hat man niemals bemerkt, daß er auf den Umschwung und den Lauf derselben irgendwo einen

Einfluß geäußert hätte. Der Komet vom Jahre 1770 kam unserer Erde so nahe, daß er, bei gleicher Massenhaftigkeit, wie unser Planet, das Erdenjahr um drei Stunden hätte verändern müssen; allein er kam und ging, und unser Jahr, mithin unser Erdumschwung blieb sich gleich. Die Masse des Kometen muß also sehr unmerklich gewesen seyn, da sie aller anziehenden Kraft entbehrt. Hieraus kann sich die Welt genugsamen Trost abnehmen; weder in physischer, noch in geistiger Hinsicht darf man an den Kometen Bedeutsames knüpfen. Die Einsicht unserer Zeit hat sich aller Furcht entledigt.

## V.

## Göthe und seines Vaters Standuhr.

Die Zeit will es, daß auch die kleinsten Dinge aus der Erinnerung an Göthe's Leben und Tod als Reliquien aufbewahrt werden, und in der That ist ein solches Streben keineswegs zu tadeln, selbst wenn es blos zum Mitbeweise gilt, wie Deutschland seinen größten Dichter ehrt. Solche Reminiscenzen erhalten aber nur dann Werth, wenn sie den vollkommensten Stempel der Wahrheit tragen. Ein Zweifel über die völlige Richtigkeit einer solchen, welche ein Tageblatt jüngst zur Sprache brachte, wollen wir hier aufstellen. Mag ihn lösen oder berichtigen, dessen Wissen aus lauterer Quelle ihn dazu berechtigt.

In einem naturhistorischen Werke von einem glaubwürdigen Manne, Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe von Hermann v. Mayer (Frankf. 1832), lesen wir gelegentlich in einer Note zur Vorrede:

„Göthe in Frankfurt a. M. den 28. August 1749, Mittags 12 Uhr, scheinbar todt geboren; am 22. März 1832 nach 11 Uhr Vormittags in

Weimar gestorben. In seinem elterlichen Hause hörte die alte Standuhr, die ihm zu seinem 80. Geburtstage als eine merkwürdige Reliquie zum Geschenke gemacht wurde, bei ihrer Hinwegschaffung am 9. Juli 1828 um 11 Uhr 9 Minuten Vormittags zu gehen auf. Ich zeichnete sie damals, diese Zeit genau beachtend, selber ab. Ein eigenes Zusammentreffen zweier und selbst dreier Zeiten."

Dagegen erzählt das Beiblatt zur kölnischen Zeitung vom 18. Januar 1835 eine ganz andere Geschichte und aus ganz anderer Zeit von dieser Uhr aus Göthe's elterlichem Hause. [1]) In jedem

1) Diese Mittheilung lautet also: „In dem kleinen Vorzimmer zu Göthe's Arbeitsstube, das ganz mit Mineralienschränken besetzt ist, steht zwischen den beiden Fenstern eine altmodische große Pendeluhr. Diese Uhr stammt ursprünglich aus Göthe's elterlichem Hause und hat wahrscheinlich auch schon die Stunde seiner Geburt geschlagen. Beim Verkauf des Nachlasses von Göthe's Vater in Frankfurt a. M. ward auch diese Uhr mit verauctionirt, ohne daß sie besonders beachtet worden wäre. An ihre jetzige Stelle ist sie auf folgende Art gekommen: Am 7. November 1825 sollte Göthe's Jubelfest (die 50. Wiederkehr des Tages, an welchem er nach Weimar gekommen) gefeiert werden. Wenige Tage vorher kommt an den Herrn Kanzler von Müller (einen von des Dichters vertrautesten Freunden) ein großer Kasten nebst einem Briefe vom Herzog von Mecklenburg an, worin dieser Fürst sagt, er habe dem Wunsche nicht widerstehen können, etwas von Göthe zu besitzen, deshalb einem Frankfurter den Auftrag gegeben, irgend etwas Interessantes aus der Auction von seines Vaters Hinterlassenschaft ihm zu verschaffen, und als solches habe er die beifolgende Uhr bekommen. Nun wünsche er, daß diese Uhr am Vorabend des Jubeltages vor des Dichters Schlafzimmer gestellt werde, damit sie ihn früh mit ihrem alten Klange begrüße und ihm dann als werthes Andenken an seine Jugendzeit verbleibe. — Es ward nun die Vorkehrung getroffen, daß die

Falle gebührt Herrn Hermann von Mayer's Mittheilung die volle Glaubwürdigkeit und zwar vor jener Erzählung, deren Mittheiler sich nicht genannt hat, so lange allein als nicht der unabweisbare Zweifel, daß es sich dabei von einer zweiten Uhr handele, durch Bekanntwerdung eines nähern Beweises auf die Seite geräumt seyn wird. H.

## VI.

## Bulwers Urtheil

### über England und die Engländer. [1])

Bulwers letztes Produkt: „England und die Engländer" betitelt, ist dem Fürsten von Talleyrand

Uhr, nachdem Göthe zu Bett war, ganz geräuschlos an die Stelle, wo sie noch steht, geschafft und auf 5 Uhr gestellt wurde. Am andern Morgen wird sie aufgezogen, und als die fünfte Stunde voll ist, da verrichtet sie ihre alte Arbeit. Göthe, kaum erwacht, hört den ungewohnten und doch bekannten Klang: er ist überrascht und weiß nicht, woher der Ton kommt, er faßt nach der Klingel, der Bediente erscheint. Er ruft ihm entgegen: „Friedrich, Friedrich! was ist das? alle Erinnerungen meiner Jugend werden in mir wach!" —

Man hätte dem Jubelgreise an diesem Tage wohl keinen schönern Morgengruß bringen können, als durch den ehernen Mund dieser alten Jugendgenossinn! N.

1) Wer würde nicht gerne dieses Urtheil, so enge zusammengezogen wie F. Buchholz (neue Monatschrift f. Deutschl. 1834, 7s Heft) es lieferte, hier lesen! Bulwer gehört zu den vielgelesenen Schriftstellern in der Rheinprovinz, welche wegen ihrer geographischen Lage und wegen der gar vielfachen Besuche, die sie in neuerer Zeit von England aus erhält, mehr Interesse dabei hat, als irgend eine andere, zu erfahren, wie dieses Land und seine Bewohner in ihren nationalen Ansichten zu beurtheilen sind. D. H.

gewidmet; und was man sich nicht verhehlen kann, ist, daß das Kapitel, welches die Dedikation begleitet, einen Anstrich von Spott und Hohn hat. Bei dem Allen mußte ein Mann, so fein und so kaustischen Geistes, wie Hr. Bulwer ist, den Geist des Hrn. von Talleyrand kennen.

Allenthalben, wo man über England und die Engländer faselt, vorzüglich aber in Frankreich und in Deutschland, wird Hrn. Bulwers Werk dadurch, daß es frühere Urtheile berichtigt, nützliche Dienste leisten. In der That, der Verfasser des Pelham befand sich, als Mitglied des Parlaments, als Mann, der durch seine politischen Ansichten mit der ganzen Whig-Aristokratie aufs Innigste verbunden war, und als überlegener Geist und freisinniger Schriftsteller von den Vorurtheilen der englischen Gesellschaft sehr viel zu leiden hatte, in einer, man möchte sagen, fast beneidenswerthen Lage, um die Sitten seiner Landsleute zu beobachten und die Wunden seines Landes aufzudecken.

Dies nun hat er in seinem neuesten Werke gethan, und zwar ohne Schonung, mit ungemeiner Wärme, mit bewundernswürdiger Angemessenheit des Ausdrucks und mit dem sarkastischen Geiste, wovon er in Pelham, in Falkland und im Eugenius Aram bereits so anziehende Proben gegeben hatte.

Er geht von der Thatsache aus, daß die National-Eitelkeit des Franzosen darin besteht, daß er einem großen Lande angehört, während die Eitelkeit des Engländers ihren Hauptgenuß in dem Gedanken findet, daß ein so großes Land ihm angehöre. „Das Fundament aller unserer Ideen, wie aller unserer Gesetze", sagt er, „findet sich in dem Gefühl des Eigenthums. Weil dies meine Frau ist, so dürft ihr sie nicht beschimpfen; weil dies mein Haus ist so habt ihr darin nichts zu suchen; weil dies mein Land ist, so dürft ihr nicht schlecht von demselben reden, und weil dies mein Gott ist, so

dürft ihr seinen Namen nicht entheiligen." . . . .
„Der Engländer ist also eitel auf sein Land," fügt Hr. Bulwer hinzu. „Doch weßhalb? Etwa wegen seiner öffentlichen Gebäude? Er betritt dieselben nicht. Wegen seiner Gesetze? Er verschreit dieselben unaufhörlich. Wegen seiner Staatsmänner? Sie sind ihm Charlatane. Wegen seiner Schriftsteller? Er kennt sie nicht. Er ist eitel und eingebildet auf sein Land aus einem trefflichen Grunde; und dieser ist, daß dies Land ihn hervorgebracht hat."

Auf diesem Prinzip ruht Bulwers ganzes Werk; aus dieser weit getriebenen Concentration der Selbstsucht erklärt er alle Erscheinungen von Wohlhabenheit, von Größe, von Seltsamkeit, alle guten und bösen Wirkungen des Nationalgeistes, den Mangel an Geselligkeit, mit Einem Worte: die ganze gesellschaftliche Bewegung Englands. Daß lange Beobachtung und sehr viel Scharfblick den Resultaten dieses Schriftstellers vorangegangen sind, versteht sich wohl von selbst.

Höchst vollkommen erklärt Hr. Bulwer den Einfluß der englischen Aristokratie, deren Glieder, anstatt sich abzusondern von den übrigen Klassen, und ihre Würde auf den Vorzug eines Wappenbuchs zu beschränken, sich mit der Nation vermischt haben durch Aneignung aller der Vortheile, die ein solches Bündniß gewährt. Brittische Edelleute tragen kein Bedenken, die Töchter der Bankiers, Advokaten und Kaufleute zu heirathen; ihre Ackerbau- und Grafschafts-Versammlungen bringen sie in Berührung mit Leuten aus allen Ständen; ihre politischen Beziehungen verbinden sie auf's Innigste mit Männern von Talent und von Fähigkeit jeder Art. Diese Vermischung hat für sie die Wirkung hervorgebracht, daß sie den Werth des Menschen je mehr und mehr auf denjenigen zurückgeführt hat, den ihm seine Reichthümer gewähren; und so wird ein Gleich-

heits-Niveau bewirkt, wodurch alle übrigen Unterscheidungen vermischt werden.

Ausgehend von diesem Prinzip der Selbstsucht und der Begehrlichkeit, das er in seinen Landsleuten zur Anschauung gebracht hat, leugnet Hr. Bulwer den Haß, den die Engländer gegen die Franzosen, der allgemeinen Voraussetzung nach, hegen. Dieser, je mehr und mehr verschwindende Haß besteht, nach ihm, blos in der Entfernung, welche die Armuth der meisten Franzosen, die sich in England aufhalten, ihren Wirthen und ihren Gläubigern einflößt. „Alle Fremden und Unglücklichen," sagt er, „die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden, sind Gegenstände derselben Abneigung. Vor zwei Jahren kam ein Russe meiner Bekanntschaft nach England mit einem kleinen Koffer. Gerechter Himmel! wie viel Böses sagte er von uns. Ich sah ihn vor Kurzem, als er zurückgekommen war, um seinen zweiten Besuch zu machen. Er war entzückt von Allem, was er sah. Welche Fortschritte hatten wir gemacht! wie gastfreundlich waren wir geworden! — Worauf konnte der Unterschied in dem Urtheil des Russen über uns beruhen? Nur darauf, daß in der Zwischenzeit von einem Besuch zum andern sein Oheim gestorben war und ihm ein großes Vermögen vermacht hatte. Weder bei seinem ersten, noch bei seinem zweiten Besuche hatten die guten Leute in England den Fremden in's Auge gefaßt; bei dem ersten hatten sie nur seinen kleinen Koffer, bei dem zweiten nur seine drei Wagen, mit vieren bespannt, berücksichtigt.

Hr. Bulwer hat einen eben so durchdringenden Blick auf die untern Klassen, wie auf den Adel geworfen. Sein Kapitel von dem Einfluß der Wirthshäuser auf die Gesundheit und die Sitten des Volkes ist anziehend und voll neuer Ansichten. Seine Betrachtungen über das Heer, sehr ungünstig für die Verwaltung, sind stark und herausfordernd

genug, um eine Reform unvermeidlich zu machen. Ueberhaupt gehört sein Werk zu den Büchern, welche, indem sie den Schaden Israels aufdecken, bedeutende Folgen nach sich zu ziehen pflegen.

## VII.

## Wegebau-Angelegenheiten.

Das Bedürfniß, durch gute Straßen und Verbindungswege den Verkehr zu erleichtern und die Beziehung wie den Absatz der Produkte des Bodens und der Industrie zu befördern, hat sich allenthalben fühlbar gemacht; insbesondere aber hat in der Rheinprovinz kein Mittel, den geselligen Zustand zu verbessern, so lebhafte Theilnahme gefunden, als das Bestreben der königlichen Regierungen, jenes Bedürfniß durch Vermehrung, Verbesserung und Erhaltung der bereits vorhandenen Staats-, Bezirks- und Communalstraßen zu befriedigen.

Manche Verbesserungen, welche der Zustand des Rheinischen Landes seit 1815 erfahren hat, fanden anfänglich Schwierigkeiten, weil der wohlthätige Zweck nicht gleich erkannt werden mochte: bei der Verbesserung der Communalwege aber haben die Behörden die Gemeinden fast überall bereitwillig gefunden, zur Erreichung dieses nützlichen Ziels mit Eifer mitzuwirken, und wo dieses nicht der Fall war, da waren Umstände vorhanden, welche die Weigerung der Gemeinden zwar nicht rechtfertigen, aber doch erklären.

Ein großer Theil der Preußischen Rheinprovinz ist gebirgig. Der Hundsrücken erhebt sich bis zu 2000, das Eifelgebirge bis zu 1700, der Westerwald bis zu 1400 Fuß über dem Meere. Die hin und wieder sehr steilen Abhänge dieser Gebirge bilden zahllose Schluchten und Hohlwege, wodurch die Verbindungen sehr schwierig und das Hinabsteigen

zu den großen Adern des Verkehrs, dem Rhein und der Mosel sehr erschwert wird.

Es war daher seit lange die Aufgabe, die Zu- und Ausgänge der abgeschlossenen Gebirgshöhen zu vermehren, um es dadurch den Bewohnern derselben möglich zu machen, an dem betriebsameren Leben in der Ebene und an den Ufern der Ströme mehr Theil nehmen, ihre Bedürfnisse wohlfeiler beziehen, ihre Producte vortheilhafter absetzen zu können.

Vieles war dazu unter den früheren Landesherren mit lobenswerthem Fleiße bereits geschehen und manche dahin zielende Vorbereitung eingeleitet worden; auch in der neuesten Zeit wurde schon Bedeutendes geleistet, mehr vielleicht, als bei der ungeheueren Schuldenlast, welche auf die Provinz drückte, erwartet werde konnte; indessen bleibt noch viel zu thun und in manchen Gegenden ist noch kaum ein Anfang gemacht.

Vergleicht man die im vierten Hefte der rhein. Prov. Bl. v. J. S. 33 abgedruckte Hauptübersicht des Gemeindeschuldenwesens der Rheinprovinz, nach welcher in den Jahren von 1816 bis 1832 die ungeheure Summe von 10,938,999 Thlr. Schulden abgetragen worden sind, mit dem Betrage an directen und indirecten Staatssteuern, welche nach den Beiträgen zur Statistik der Rheinprovinz, Aachen, 1829, jährlich im Durchschnitt die Summe von 9,382,687 ausmachen und rechnet dazu noch große Lasten, welche die Verwaltung der Gemeinden, der Cultus, der öffentliche Unterricht u. s. w. nothwendig herbeiführen; so wird man erstaunen müssen, daß der Zustand des Landes noch so befriedigend erscheint.

Indessen die Schuldentilgung ist in raschem Fortgange, Ackerbau und Industrie sind in gedeihlichem Flor, der Handel entfaltet sich unter den Segnungen eines andauernden Friedens immer mehr, und wir dürfen hoffen, daß es auch dem Staate nach und nach gelingen werde, dahin zu gelangen, Er-

leichterungen der öffentlichen Laſten bewilligen zu können. Unter dieſen Ausſichten ſteht daher zu erwarten, daß die Gemeinden fortfahren werden, durch ausgedehnteres Wirken auf Vervollkommnung der Communikationsmittel immer größeren Antheil an dem allgemeinen Verkehr, und dadurch die Gelegenheit zur Verbeſſerung ihres örtlichen Wohls zu gewinnen.

Leider liegt aber ein großes Hinderniß dieſer Wegeverbeſſerung in der beſtehenden Geſetzgebung. Nach derſelben — in dem größten Theile der Rheinprovinz wenigſtens — ſollen nämlich die Communal- und Vicinalwege nur von denjenigen Gemeinden gebaut und unterhalten werden, über deren Gemarkung ſie führen. Es fällt aber in die Augen, daß in den gebirgigten Gegenden die Ebenung höckerichter Strecken, die Ausfüllung von Schluchten, die auf abhängigen, von den Gebirgsmaſſen leicht auszuwaſchenden, daher ſtärker als in den Ebenen nothwendig, zu befeſtigenden Wege größere Koſten und ſtärkere Anſtrengungen erfordern, als von einer kleinen, oft wenig bemittelten Gemeinde beſtritten werden können.

Die frühere Departementalverwaltung, welche dieſe Schwierigkeit lebhaft empfand, ſuchte deshalb in denjenigen Fällen, wo einzelne Gemeinden einer ſolchen Laſt nicht gewachſen waren, die übrigen Gemeinden theils durch Vorſtellungen, theils durch Anordnungen zur Theilnahme zu bewegen, und da ſie die Ortsvorſteher für die Sache zu intereſſiren wußte, ſo gelang es ihr oft ganz unerwartete Reſultate zu erlangen.

Man darf ſich hier beiſpielswegen nur auf den Kreis Mayen im Regierungsbezirk Koblenz beziehen. Noch nach Jahrhunderten werden die Gemeinden dieſes Kreiſes das Andenken des verſtorbenen Präfekten Lezay-Marnesia ſegnen, der ihnen — Anfangs gegen ihren Willen, bis ſie den Vor-

theil erkannten — zu der jetzigen ausgezeichnet schönen Straßenverbindung unermüdlich Anstoß gab.

Wo die Königl. Landräthe, die Bürgermeister und Ortsvorstände sich der Sache mit Liebe und Eifer annehmen und in den Gemeinden ein gemeinsames Interesse hervorzurufen und zu unterhalten verstehen, da gelingt es auch noch jetzt nicht selten, einen Complex mehrerer Gemeinden zu gemeinschaftlicher Ausführung eines nützlichen Verbindungsweges zu bereden. Aber nicht überall mag dieser Sinn erwartet werden dürfen und darum wäre zu wünschen, daß die sämmtlichen Gemeinden eines Kreises gesetzlich verpflichtet werden möchten auf gemeinschaftliche Kosten alle Wege, welche nicht aus öffentlichen Fonds gebaut werden, zu bauen und zu unterhalten.

Dieses Heranziehen auch solcher Gemeinden, welche von dem Wege, der gebaut werden soll, nicht berührt werden, rechtfertiget sich schon dadurch, daß die erleichterte Frequenz des Verkehrs ja nicht bloß der Gemeinde, durch welche der Weg zunächst führt, sondern mittelbar auch allen Uebrigen größeren oder geringeren, aber jedenfalls einigen, sicheren Vortheil bringt.

Einsender kennt mehrere Kreise in der Rheinprovinz, wo die beste Gesinnung sich in dieser Hinsicht zu erkennen gegeben hat, wo sich aber der unwissende Eigensinn oder karges Interesse einzelner Ortsbehörden an die mangelhafte Gesetzgebung anklammerten und dadurch die preiswürdigsten Unternehmungen rückgängig machten. Namentlich hatten sich die Kreisstände in den Kreisen Neuwied und Altenkirchen im Regierungsbezirk Coblenz auf eine sehr zu rühmende Weise geeinigt, um auf gemeinschaftliche Kosten aller Gemeinden die Vicinalwege, woran es in beiden Kreisen fast gänzlich fehlt, theils tüchtig herzustellen, theils neu anzulegen, und man hatte dabei in Aussicht genommen, die Communication so einzurichten, daß man von allen Punkten des Westerwaldes aus mit dem Rheinufer in leichte Ver-

bindung kommen möge. Eine Verbesserung dieser Art wäre für beide Kreise, besonders für jenen von Altenkirchen von unberechenbarem Nutzen und dieses erkennend gab die Königliche Regierung zu Coblenz, so wie für das Standesgebiet die fürstl. Regierung zu Neuwied, den desfalsigen Beschlüssen der Kreisstände ihre Zustimmung. Die Arbeiten wurden von vielen Gemeinden mit Eifer und Aufopferung begonnen, der Widerspruch einzelner Gemeinden hemmte aber das schöne Unternehmen und ein Ganzes kam nicht zu Stande, weil die Hauptstrecken, die einer künstlichen Ausrichtung bedürfen, den vereinzelten Kräften der dabei zunächst betheiligten Gemeinden zu große Schwierigkeiten darbieten.

So wird denn der Westerwald noch recht lange in seiner jetzigen schädlichen Isolirung von dem großen Verkehr verbleiben müssen; denn es wird viel Zeit vergehen, ehe sich dem größten Theil der armen Bewohner desselben die Einsicht eröffnet, daß ihre Armuth nicht der Grund, sondern die Folge des aus Trägheit und Unverstand vernachläßigten Wegebau's ist, der sie nun hindert ihre Produkte zu den Märkten zu bringen und zu verwerthen.

●. December 1834. Dr. Fr.

## VIII.

## Das englische, eiserne, für den Züricher See bestimmte Dampfboot, „der Vulkan" genannt.

„In Selby wurde vor Kurzem ein 96 Fuß langes eisernes Dampfboot, welches Herr Fairburn in Manchester erbaute, und welches für den Züricher See bestimmt ist, vom Stapel gelassen. Man will dasselbe auf dem Rheine so weit als möglich stromaufwärts führen, es dann zerlegen, und auf der Art nach Zürich schaffen. Es geht ohne Ladung 12

Zoll tief im Waſſer. Das Boot wurde in Manchester gebaut, dann in Stücke zerlegt, nach Selby gebracht, daſelbſt wieder zuſammengeſetzt und vom Stapel gelaſſen; wenn es aus dem Waſſer kommt, wird es hierauf wieder zerlegt, 40 engl. Meilen weit zu Lande transportirt, und endlich abermals zuſammengeſetzt und vom Stapel gelaſſen. Und bei allem dem wird es dennoch wohlfeiler und auch beſſer gebaut ſeyn, als wenn es auf dem Continent gebaut worden wäre! Dieß können wir Deutſche in Mechanics' Magazine N°. 584 zu unſerer Ehre leſen."

Dieſe wörtliche Mittheilung, enthalten in Dingler's polytechniſchem Journal (1. Dec.-Heft 1834), aus dem Mechanics' Magazine N°. 584, das durch die Fabrikanten Fairbairn u. Comp. in Mancheſter erbaute, für den Züricher See beſtimmte eiſerne Dampfſchiff „der Vulkan" betreffend, enthält ſo auffallende Unwahrheiten und weſentliche Unrichtigkeiten, daß wir uns veranlaßt ſehen, folgende Berichtigung, deren gewiſſenhafte Wahrheit wir verbürgen, zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

Im Monat Mai des verfloſſenen Jahres erfuhr die Verwaltung der Rheiniſchen Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft in Köln, daß durch die Fabrikanten Fairbairn u. Comp. in Mancheſter ein eiſernes Dampfſchiff für den Züricher See gebaut worden, für welches, bei angemeſſener Stärke und großer Maſchinenkraft, ein Tiefgang von 19" mit Waſſer im Keſſel und 8 Tonnen Brennmaterial an Bord, zugeſichert ſey, und daß dieſes Schiff alle Vorzüge der neueſten Entdeckungen ſowohl, als bewährter Erfahrungen, in ſich vereinigen ſolle.

Die Verwaltung der Rheiniſchen Dampfſchifffahrt, unabläßig bemüht ihr Unternehmen auf dem Rheine möglichſt auszudehnen und demſelben den möchlichſt höchſten Grad der Vervollkommnung zuzuwenden; überdem aber im Begriff, neue Dampf-

schiffe für den Oberrhein, namentlich für die Stromstrecke von Straßburg bis Basel, in Bau zu geben, wobei ganz besonders der möglichste Flottgang der Schiffe mit der höchsten Kraft der Maschinen verpaart seyn muß, legte natürlich einen großen Werth darauf, das so hoch angepriesene neueste Machwerk der nicht unberühmten Fabrikanten Fairbairn u. Comp. in Manchester nicht nur zu sehen, sondern es auch wo möglich auf dem Rheine, und namentlich auf der bezeichneten, sehr schwierigen Stromstrecke praktisch anzuwenden.

Der Antrag der Besteller dieses Schiffes, dasselbe, anstatt in Stücken zerlegt, über Havre nach Zürich zu beziehen, vielmehr den Humber herab über See nach Rotterdam, und von Rotterdam den Rhein hinauf nach Basel fahren zu lassen, wenn die Verwaltung der Rheinischen Gesellschaft die Mehrkosten dieser Transportweise übernehmen wolle, fand demnach eine geneigte Aufnahme, und es kam dieserhalb ein Vortrag zu Stande, wonach das Schiff im Monat Juli den Rhein hinauf fahren sollte.

Die Vollendung des Schiffes ward indessen bis in den Monat November verzögert. Bei der Ablieferung ergab es sich, daß der Tiefgang bedeutend überschritten war. Ob die Besteller in Selby auf dem Humber, wo das Schiff vom Stapel gelassen und die Maschinen in dasselbe eingesetzt worden, über den wahren Tiefgang des Schiffs getäuscht worden sind, oder ob ihr Vertrag mit dem Fabrikanten so lückenhaft war, daß sie das Schiff unbedingt annehmen mußten, ist nicht bekannt geworden; so viel ist aber gewiß, daß die Besteller der Verwaltung nach Köln meldeten, das Schiff habe zwar 7″ mehr Einsenkung als es im Vertrage bedungen worden, denn es gehe anstatt 19″, 2′ 2″ engl. M. tief; allein es bewähre sich in jeder andern Beziehung als so vorzüglich, daß man geneigt sey, diesen, zwar großen Fehler zu übersehen.

Das Schiff ward also von den Bestellern angenommen und von diesen nach einer sehr gefahrvollen, darum aber wahrhaft glücklichen Seefahrt, nach Rotterdam, und von da den Rhein herauf nach Köln gebracht.

Weil das Schiff, selbst bei einem Tiefgange von nur 26″ die ihm zugedachte Bestimmung: auf dem Züricher und zugleich auf dem Wallenstädter See zu fahren, nicht erfüllen konnte, so gaben die Besteller den Wunsch zu erkennen, dasselbe an die Verwaltung der Rheinischen Gesellschaft verkaufen zu können, und es war auch diese Gesellschaft, in der Voraussetzung, daß das Schiff wirklich nicht mehr als 26″ Tiefgang habe, (wobei es für den Oberrhein noch allenfalls brauchbar war) und daß es übrigens alle ihm angerühmten großen Vorzüge besitze, nicht abgeneigt auf diesen Kauf einzugehen. Es ward demnach die Ladung des Schiffes, welche demselben bei der Seefahrt als Ballast gedient hatte, und die aus Maschinentheilen für eine Dampf-Mahlmühle bestand, gelöscht, und der Tiefgang des Schiffs genau aufgenommen. Zum großen Erstaunen der Verwaltung und zum Befremden (?) der Besteller ergab es sich, daß dieser Tiefgang nicht 26″ sondern 34⅛ Zoll war, und daß der in dem Vortrage übereingekommene Tiefgang demnach nicht um 7″, sondern an dem noch bei weitem nicht vollständig ausgerüsteten Schiffe um 15⅛ Zoll überschritten war. Vollständig ausgerüstet aber wird das Schiff mindestens 40″ engl. Maß tief gehen; also mehr als das Doppelte des übereingekommenen Tiefgangs haben, und 3⅓ mal so tief gehen, als das Mechanics' Magazine den Tiefgang angiebt.

Obgleich dieser unmäßige Tiefgang für ein so kleines Schiff allein hinreichend war, der Verwaltung der Rheinischen Dampfschifffahrt alle Lust zum Ankauf desselben zu verleiden, so ward gleichwohl noch eine Probefahrt mit demselben vorgenommen, wobei

man so viele grobe Fehler wahrnahm, daß durchaus keine Rede mehr davon seyn konnte, dieses Schiff für den Dienst auf dem Rheine zu verwenden.

Als Hauptfehler, außer dem Tiefgange, werden angegeben:

1. Mangel an Geräumigkeit, sowohl für das Unterbringen der Passagiere, als der Waaren.
2. Enorme Kohlenconsumtion, die auf mehr als 350 Kilogr. auf die Stunde Feuerung berechnet worden ist.
3. Unerträgliches Heulen des Kessels und damit verbundene heftige Erschütterung des ganzen Schiffes.
4. Wird durch das Ausströmen des Dampfes in den Rauchfang ein beständiger arger Rußregen auf das Verdeck bewirkt, der den Aufenthalt der Passagiere auf dem Verdeck beinah unzuläßig macht.

Dabei ist das Schiff nichts weniger als ein schnelles Schiff, denn die Rheinische Gesellschaft besitzt kein einziges Schiff, welches nicht bedeutend schneller führe, als der Vulkan. Auch ist es häßlich von Form.

Dieses in Bezug auf die im Mechanics' Magazine so hoch angerühmten Eigenschaften des Schiffes. Was nun die nicht minder gepriesene Wohlfeilheit anbelangt, so müssen wir bemerken, daß die desfalsigen Angaben eben so grundlos sind.

Für den Preis, den die Besteller, in der getäuschten Voraussetzung, ein gelungenes Schiff zu erhalten, zu Manchester dafür bezahlt haben, werden die Fabrikanten Jacobi, Haniel u. Huyssen auf der Guten-Hoffnungs-Hütte in Sterkrath ganz gewiß ein eisernes Schiff liefern, welches alle verheissenen Vortheile auch wirklich besitzen wird, und dessen gute Eigenschaften sie nicht nur *versprechen* und in Journalen *anrühmen*, sondern auch durch bündigen Vertrag *verbürgen*. Wie sehr theuer der

Vulkan aber den Beſtellern zu ſtehen kommen wird, bevor derſelbe zu Zürich angelangt ſeyn wird, dieſes liegt noch außer aller Berechnung, denn noch konnte das Schiff nicht weiter als bis Kehl gebracht werden. Wie ganz enorm theuer das Schiff aber, ſelbſt wenn der urſprüngliche Preis billig genannt werden dürfte (das keineswegs der Fall iſt) durch ſeine große Fehlerhaftigkeit iſt, dieſes iſt nur gar zu anſchaulich.

Was die Fahrt des Vulkans den Rhein hinauf von Köln bis Kehl anbelangt, verweiſen wir auf die desfalſigen Berichte, enthalten in der Nro. 2 und 16 des in Köln erſcheinenden Allgemeinen Organs für Handel- uud Gewerbe des In- und Auslandes. [1])

1) Wir können uns nicht entſchließen, hier noch einmal die vielen Schwierigkeiten, welche das Schiff auf der Fahrt zu beſtehen hatte und welche Folge ſeiner Einrichtung ſind, aus der angeführten Quelle her zu erzählen, zumal da die Schilderung der mühſamen und oft behindert geweſenen Fahrt ſchon in viele Tageblätter übergegangen und dadurch bekannt genug iſt. Es liegt aber darin reichliche Beſtätigung des oben mitgetheilten, auf der ſtrengſten Wahrheit beruhenden thatſächlichen Berichts, welcher der Redaktion zum beliebigen Gebrauch übergeben worden iſt. Man wird ſich daher auch leicht überzeugen, daß, trotz allen Anrühmungen, das engliſche Schiff in den wichtigſten Beziehungen ein mißlungenes genannt werden muß, obgleich die Maſchine ſelbſt in demſelben, wie uns eine andere gute Quelle verſichert, gut gearbeitet ſeyn ſoll, und daß unſere deutſche Induſtrie demſelben gegenüber keiner Ehrenrettung bedarf. Es darf hier wohl noch beſonders herausgehoben werden, daß das angeführte Etabliſſement in unſerer Provinz, die Gute-Hoffnungs-Hütte zu Sterkrath bei Ruhrort, die Erbauung und vollſtändige Ausrüſtung von Dampfſchiffen unternimmt, die kontraktmäßigen Eigenſchaften verbürgt und von ſeiner Tüchtigkeit zur Ausführung in den beiden an-

## IX.

## Ueber die Selbstentzündung von Steinkohlenklein oder sogenanntem Gries.

Der Königl. Polizei-Direktor Herr Heister in Köln hatte durch die Kölnische Zeitung vom 24. December v. J. bekannt gemacht, daß in einem Kohlenlager in Köln durch die Selbstentzündung von sogenanntem fetten Kohlengries Feuer ausgebrochen sey, und gleichzeitig die Einwohner, insbesondere diejenigen, welche mit Steinkohlen Handel treiben, vor dem Aufbewahren von unvermischtem sogenannten fetten Kohlengries im Innern der Gebäude gewarnt. Ref. hörte über die Möglichkeit einer solchen Selbstentzündung sich von mehrern Personen zweifelhaft äußern. Dies veranlaßt ihn nachfolgend seine Meinung darüber und über die Vorbeugungsmittel gegen eine derartige Selbstentzündung mitzutheilen.

Der Kölner Fall war folgender: Die Herren Boisserée und Langen hatten in ihrem Hinterge-

erkannt vortrefflichen, für Rechnung der Rheinischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft fahrenden Schiffen „Stadt Koblenz" und „Stadt Mainz" den dündigsten Beweis geliefert hat und eben damit beschäftigt ist, abermalige Proben davon zu liefern, indem dasselbe den Bau von zwei neuen Schiffen „der Kronprinz von Preußen" und „der Beuth" übernommen hat, wovon das eine während des nächsten Sommers schon in Dienst treten, das andere aber erst im Jahre 1836 beendigt seyn wird. Uebrigens gibt uns die Mittheilung aus dem Mechanics' Magazine einen neuen Beweis von der Unzuverläßigkeit der Berichte der englischen Journale, besonders wenn es sich davon handelt, die industriellen Leistungen und die technische Vollkommenheit der Erzeugnisse des Inselandes zum Nachtheile derjenigen vom Continente hervorzuheben. D. H.

bäude ein Lager von circa 400 Malter fettem Gries, welches dort seit dem Monat März v. J. aufgehäuft war. Ein anstoßender Balkenriegel in der Fachwand entzündete sich am 15. November Morgens und loderte zwei Fuß hohe Flammen. Durch Einschlagen des Fachwerks war das Feuer bald gelöscht, aber bei der Untersuchung ergab sich, daß das Gries innerlich brannte, und dadurch ward die völlige Ueberzeugung gewonnen, daß dasselbe, welches nur durch Selbstentzündung in Brand gerathen seyn konnte, den hölzernen Riegel an einer augenscheinlich frei und entblöst liegenden Stelle entzündet hatte.

Der Brand von Steinkohlenflötzen in der Grube, so wie derjenige der Halden von bei den Bergwerken aufgehäuften Steinkohlen und Gries, beide durch Selbstentzündung veranlaßt, sind Uebel, welche der Bergmann leider genug kennt. Man ist längst von der ältern Annahme zurückgekommen, daß der Grubenbrand durch Anlegung oder durch Verwahrlosung des Feuers in der Grube entstehe, und es erscheint auch in der That fast unmöglich — wenn natürliche Umstände dazu nicht mitwirken — auf künstlichem Wege den Brand durch Anlegung in der Grube erzeugen zu können. Nur am Ausgehenden der Flötze (d. h. über Tage) wo die Kohle häufig zerklüftet ist und der abwechselnden Witterung ausgesetzt bleibt, erzeugt sich wohl ein Grubenbrand, ohne daß auf dem Flötze vorher ein Abbau Statt gefunden hat. Ein solches Beispiel liefert der noch und seit länger als einem Jahrhundert „brennende Berg" zu Duttweiler bei Saarbrücken. Der Grubenbrand findet sich in der Regel ein, wenn Abbau auf den Flötzen statt gefunden hat, wenn in den alten Bauen gewonnenes Steinkohlenklein zurückgeblieben, wenn die zurückgelassenen Räume dem Zudrang des Wassers und der Luft Veranlassung geben. Die mehrsten Steinkohlenflötze be-

ſitzen zwar die Eigenſchaft der Selbſtentzündlichkeit, jedoch wird die Selbſtentzündung nur erſt durch den Grubenbau und in ſolchen Fällen hervorgerufen, wenn noch andere Umſtände der Entſtehung und Ausbildung deſſelben günſtig ſind. Dazu gehört vor allen Dingen das Vorhandenſeyn des Schwefelkieſes, welcher ſich bald in größerer, bald in geringerer Menge bei den Steinkohlen findet, aber niemals gänzlich fehlt. Der Schwefelkies iſt es, welcher in Verbindung mit Waſſer die Zerſetzung des letztern bewirkt, und dabei ſoviel Wärme entwickelt, daß, in einem verſchloſſenen Raume, ein Grad von Hitze hervorgebracht werden kann, welcher zureichend iſt, um brennbare Stoffe zur Flamme zu entzünden, ſobald, nach der durch die Waſſerzerſetzung erfolgten ſtarken Erhitzung, ein friſcher Luftzug eintritt, durch welchen der bis zum Glühen erhitzte brennbare Körper mit Flammen zu brennen anfängt. Je reicher daher die Steinkohlen an Schwefelkies ſind, je mehr werden ſie zur Selbſtentzündung hinneigen.

Bei einem verſchloſſenen Raume, der nur Zuflüſſe von Waſſer und Luft hat, nicht aber von der letztern frei durchſpühlt wird, wodurch nothwendig eine ſucceſſive Ableitung der Wärme während ihrer Erzeugung bewirkt werden würde, kann blos die Selbſtentzündung eines Steinkohlen-Flötzes ſtattfinden. Die Erfahrungen, welche man bei Haldenbränden, beſonders in Schleſien gemacht hat, beſtätigen dieſes. Bei den aufgeſtürzten Kohlenhalden trägt die abwechſelnde Witterung über Tage, beſonders der Regen, dem dieſe Halden von kleinen Kohlen beſtändig ausgeſetzt bleiben, weſentlich zu ihrer Entzündung bei, und wenn auch die durch die Zerſetzung des Schwefelkieſes veranlaßte Entwickelung von Wärme nicht in einem ſolchen verſchloſſenen Raume erfolgt, wie durch den alten Abbau in der Grube gebildet wird, ſo werden doch

die untern Schichten der Kohlenhalden von den oberen faſt auf gleiche Weiſe eingeſchloſſen.

Die Maaßregeln, welche man früher gegen den Ausbruch des Haldenbrandes ergriff, entſprachen den Anſichten, welche man über die Veranlaſſung deſſelben gefaßt hatte. Man ſuchte nämlich, wenn ein Brand zu befürchten, oder wenn derſelbe ſchon wirklich ausgebrochen war, ſo weit es noch zuläſſig war, die Halden durchzuſtechen oder auseinander zu ziehen, um der Wärme freien Abzug zu verſchaffen. In der Regel kam man aber hiermit zu ſpät, indem ſich die Entzündung gewöhnlich zuerſt in den untern Schichten entwickelt, und auf der Oberfläche der Halden oft nur erſt wahrgenommen wird, wenn der Brand ſchon im Innern wüthet.

Die einzigen Vorkehrungen zur Verhütung ſolcher Zerſtörungen fand man in Bohrlöchern, welche man bis auf den Grund dieſer Halden niederſtieß, und wenn dieſe nicht ausreichen wollten, ließ man kleine Schächte darin abteufen; ſtets in der Abſicht, um in den Halden einen beſtändigen, möglichſt friſchen Luftzug zu unterhalten. Wie ſich leicht denken läßt, drückten ſich dieſe Bohrlöcher gewöhnlich bald zu, auch die kleinen Schächte, welche man überdies nicht überall anbringen konnte, hatten häufig gleiches Schickſal, und es waren daher dennoch dergleichen Haldenbrände nicht ganz zu vermeiden.

Erſt im Jahr 1824 wendete man in Schleſien ein dem Zwecke beſſer entſprechendes Verfahren an, welches ſich in ſeiner Ausführung ſo bewährt gezeigt hat, daß ſeit dieſer Zeit auf keiner Grube, wo man es in Anwendung brachte, ein Haldenbrand ausgebrochen iſt.

Man ſtürzt nämlich jetzt die kleinen Kohlen (das Gries) auf eine Lage von einem Fuß ſtarken Faſchinen, aus Reiſig geflochten, ſtellt — in einer Entfernung von 7—8 Fuß — auf dieſe horizontal liegenden, ſenkrecht ſtehende Faſchinen auf, und läßt auf die-

se Weise dergleichen Halden bis zur Höhe der aufrecht stehenden, Faschinen anwachsen. In Schlesien sind letztere bis 14 Fuß lang und also werden die Halden eben so hoch aufgefahren, ohne daß dabei ein Brand zu befürchten ist.

Bemerkenswerth ist es, daß sie im Anfange, wenn die Halden bis zu einer gewissen Höhe aufgeschichtet worden sind, aus den Faschinen eine bedeutende Ausdünstung entwickelt, wobei, wenigstens in den ersten 3—4 Monaten, ein hoher Grad von Wärme wahrzunehmen ist. Dies ist vorzüglich nach eingetretener nasser Witterung der Fall. Hören diese Ausdünstungen auf, so können die Faschinen ohne alle Gefahr zusammengedrückt werden; die Kohlen sind alsdann gegen alle Selbstentzündung sicher.

Wenden wir diese Erfahrungen auf Kohlen-Magazine an, so wird sich zwar weniger leicht eine Selbstentzündung des Steinkohlen-Grieses ereignen, wenn es schon eine Zeitlang anderswo, z. B. auf der Grube, gelegen hat und ummagazinirt worden ist, und wenn es vor dem Einfluß des Regen- und Schneewetters sicher, d. h. bedeckt, lagert. Wenn aber das Gries frisch oder gar feucht in größern Quantitäten aufeinander zu liegen kömmt, wie wahrscheinlich bei jenem verhältnißmäßig kleinen Magazine in Köln der Fall gewesen seyn wird, so ist auch die Entzündung unter Dächern wohl noch möglich. In allen Magazinen, bei welchen übrigens unter sonst gleichen Umständen die Gefahr der Selbstentzündung in dem Maaße steigt, als sie größere Quantitäten enthalten, läßt sich aber leicht und vollkommen sichernd die schlesische Zwischenlagerung von Faschinen oder Reisigbündel anwenden, welche wir daher sehr empfehlen möchten. Sie nutzt auch wohl sonst zur Erhaltung der guten Qualität des Grieses, denn wenn auch nicht immer die Hitze sich in den Haufen bis zur Selbstentzündung des

Grieſes ſteigert, ſo muß doch durch die ſtarke Erhitzung im Innern der Haufen ein Theil der brennbaren Stoffe zerſtört werden, welches aber mittelſt der durch die Faſchinen bewirkten ſucceſſiven Ableitung der Wärme möglichſt beſeitiget wird. Die vorſtehenden Mittheilungen ſind vorzugsweiſe gegründet auf einen belehrenden Aufſatz über die Veranlaſſung des Brandes in Steinkohlengruben durch Selbſtentzündung, ſelbſt zum Theil daraus entnommen, welchen Herr von Kummer im 2ten Hefte des 2ten Bandes des Archivs für Mineralogie, Geognoſie, Bergbau und Hüttenkunde von Dr. Karſten bekannt gemacht hat. N.

## Zugabe.

### Warnung vor Selbſtentzündung von Haidekraut oder Streuſel, Kohlenpulver u. ſ. w.

Wie eben der vorſtehende Aufſatz zur Druckerei abgegeben worden iſt, macht die Königl. Regierung zu Trier zur Warnung vor Selbſtentzündungen anderer Körper Folgendes bekannt, welches ſich jener Mittheilung angemeſſen anſchließt:

„Zu den Stoffen, welche unter gegebenen Bedingungen für ſich Wärme in hinreichendem Grade entwickeln, um bei dem freien Zutritt der atmoſphäriſchen Luft ſich zu entzünden, gehört auch das Haidekraut oder das Streuſel, ſo wie das Heu und das Stroh, wenn ſolches feucht eingebracht, feſt aufeinander gepackt, und in den Wohnhäuſern oder Scheunen aufbewahrt wird. Veranlaßt durch eine ſolche kürzlich vorgekommene Selbſtentzündung von Haidekraut, welche einen Brand verurſachte, der glücklicherweiſe ſogleich bemerkt und gelöſcht wurde, warnen wir die Eingeſeſſenen unſeres Bezirkes vor der Gefahr welcher ſie ſich ausſetzen, wenn ſie das naß eingebrachte und feſt aufeinander gepackte Futter, Heu oder Streuſel, in ihren Gebäulichkeiten oder

in deren Nähe aufbewahren, ohne daſſelbe bis zur völligen Trockenheit aufzurütteln und umzuwerfen. Je größer die Maſſen des feucht eingebrachten und feſt aufeinander gelagerten Heu's oder Streuſels ſind, um ſo eher iſt bei dem freien Zutritt der Luft eine freiwillige Entzündung möglich. So entzünden ſich durch einen ähnlichen, wenn auch im Anfang etwas verſchiedenen, Vorgang die fein gepulverten Kohlen, wie ſie zur Bereitung des Schießpulver nothwendig ſind, indem ſie vorher durch Einſaugung des in der atmoſphäriſchen Luft befindlichen Waſſers und der Luft ſelbſt an Gewicht bedeutend zunehmen und durch dieſe Lufteinſaugung die Entwickelung eines höheren Wärmegrades bedingt wird, welche als die wahre Urſache der freiwilligen Entzündung anzuſehen iſt. Die entzündlichſten Kohlen müſſen ſich aber wenigſtens in einer Maſſe von 60 Pfund zuſammen der Luft ausgeſetzt finden, wenn ſie ſich entzünden ſollen. Die Vermiſchung der Kohle mit Schwefel und Salpeter raubt den Kohlen die Fähigkeit der Selbſtentzündung; da aber dennoch immer eine Lufteinſaugung und folglich Erhitzung, wie bei allen feinen Pflanzenpulvern, die in großen Maſſen der Luft ausgeſetzt werden, wenn auch geringer als bei reinen Kohlen ſtattfindet, ſo iſt es rathſam, nicht zu große Maſſen dieſes Gemenges oder ſonſtiger Pflanzenpulver nach der Zerreibung der Luft auszuſetzen. [1])

Trier, den 5. Januar 1835."

1) Den Köhlern iſt es längſt bekannt, daß Kohlen, welche an der Luft liegen, um 10 bis 20 Prozent am Gewicht zunehmen. Dieſer Zuwachs rührt ſowohl von der atmoſphäriſchen Luft her, welche die Kohlen einſaugen, als auch von dem Waſſergas, welches aus der Luft in Menge abſorbirt und verdichtet wird. Geht dieſe Abſorbtion langſam bei ganzen Kohlen vor, ſo wird nicht leicht eine Selbſtentzündung möglich ſeyn. Wenn man aber Kohle unmittelbar nach

## X.

# Die Bereitung des mouſſirenden Champagnerweines.

An die Bemerkung, daß ſich die verſchiedenſten Weincrescenzen der Rheinprovinz zur Bereitung der mouſſirenden Weine in Champagner-Art eignen, wurde im vorigen Bande der rhein. Prov. Bl. S. 96 der Wunſch geknüpft, daß die Verfahrungsarten dabei durch dieſe Blätter näher bekannt gemacht werden möchten. Herr Landrath Gärtner in Ahrweiler iſt dieſem Wunſche bereits durch eine kurze, im Niederrheiniſchen Anzeiger für Staats- und Landwirthſchaftslehre, Natur- und Gewerbekunde vom 15. Dezember 1834 mitgetheilte Notiz entgegengekommen. Im Septemberhefte 1834 des Journal des connaissances usuelles befindet ſich indeß eine genaue und umſtändliche Beſchreibung von dem bei der Bereitung der mouſſirenden Weine in der Champagne beobachteten Verfahren, die manchem rheiniſchen Weinbauenden nicht unwillkommen ſeyn dürf-

dem Glühen pulveriſirt, noch ehe ſie alſo ihre Abſorbtion beendigt hatte, und dieſe nun nachher vor ſich geht, ſo kann ſich das Kohlenpulver ſo ſtark erhitzen, daß Feuer darin ausbricht, wie man dieß ſchon auf den Pulverfabriken bei größern Maſſen von 60 bis 100 Pfund, nach 6 bis 10ſtündiger Aufbewahrung, zu beobachten Gelegenheit hatte. Eine ſolche Selbſtentzündung findet aber niemals ſtatt, wenn die Kohle vor dem Pulvern einige Tage lang an der Luft geſtanden und die Abſorbtion beendigt hat. Es wäre wohl möglich, daß bei der Selbſtentzündung des Steinkohlengrieſes neben dem Schwefelkies, auch jene Abſorbtion von Luft und Waſſer mit als ſteigernde Potenz der Wärme wirkte, da außer der Holzkohle auch andere poröſe Körper die Eigenſchaft beſitzen viel Luft und Waſſer in ſich unter Entwickelung von Wärmeſtoff zu condenſiren. D. H.

te. Im Allgemeinen kömmt daſſelbe mit der von Herrn Landrath Gärtner nur ſehr kurz angedeuteten Methode überein. Jene Anweiſung halten wir daher, da ſie mehr ins Detail eingeht, nicht für überflüſſig, und geben ſie, wenig verkürzt, nach der Mittheilung in Schweitzer's und Schubarth's Univerſalblatt für die geſammte Land- und Hauswirthſchaft, Nro. 18, 1834, nachfolgend wieder, hoffend und wünſchend, daß ſie zur vermehrten Bereitung des rheiniſchen Sprudelweins beitragen möge. Die Erfahrung wird dabei wohl noch manches, welches das abweichende Klima und andere ſich an das Lokal knüpfenden Bedingungen erheiſchen mögen, dem Weinproducenten am Rhein und in ſeinen Nebenthälern lehren müſſen. Jedoch kann alles dieſes nur wenige Schwierigkeiten mehr darbieten, welches ſich bei den bereits großartig gewordenen glücklichen Verſuchen am Rhein, an der Ahr und der Moſel zureichend ausgewieſen hat. Und in der That iſt es Nationalſache dahin zu ſtreben, daß wir unſern Grenznachbaren in Frankreich für den Bezug des Weins der Freude und der Luſt, den wir bei dem Stande unſerer Kultur kaum mehr zu entbehren vermögen, nicht ferner zinsbar verbleiben. Die Produkte des Vaterlandes möglichſt hoch und werthvoll auszubringen, iſt nicht allein das Intereſſe des Einzelnen, ſondern damit zugleich auch dasjenige des ganzen Landes, das dahin gerichtete Streben alſo nicht allein gewinnbringend, ſondern zugleich eine wahre Bürgertugend. Beides ſcheint in dieſem Falle leicht zu erringen zu ſeyn. Wenn die großen Beſitzer bei uns mit gutem Beiſpiele vorangehen, ſo wird der kleinere Winzer bald nachfolgen. Glück auf alſo zur Darſtellung des heimiſchen Sprudelweines! und hier das bewährte Rezept dazu aus der Champagne ſelbſt.

Man wähle die reifeſten, ſüßeſten und vollkommenſten Trauben einer vorzüglichen rothen Wein-

ſorte aus, leſe ſie ganz früh noch im vollen Thau, werfe alle angegangenen, unreifen oder gar faulen Trauben und Beeren weg, lege ſie ſäuberlich und ohne ſie zu quetſchen in große Körbe und bringe ſie behutſam unter eine kleine, wohl gereinigte und gewaſchene Preſſe. Sobald als dies geſchehen iſt, ziehe man die Preſſe an, und laſſe den Saft 15—20 Minuten lang laufen. Nun windet man die Preſſe wieder auf, und bringt die durch den Druck in Unordnung gebrachten Trauben, die zum großen Theil noch nicht zerquetſcht ſind, wieder in Ordnung, preßt abermals, und läßt den Saft etwa zwanzig Minuten lang laufen. Den gewonnenen Saft gießt man hierauf in eine kleine Kufe.

Die unter der Preſſe zurückgebliebenen Trebern, die noch viel Saft enthalten, können zu dem andern auf gewöhnliche Weiſe bereiteten Weine genommen werden. Der zu ſchäumendem Wein beſtimmte, in einer Kufe geſammelte Moſt muß darin 24—30 Stunden ſtehen bleiben, um einen Theil ſeiner erdigen Theile und ſeiner Hefen abſetzen zu können. Hierauf wird er mit Vorſicht abgegoſſen und in ein reines etwas geſchwefeltes Faß, das keinen übeln Geruch haben darf und entweder neu ſeyn, oder nur zu weißem Wein gedient haben muß, gefüllt. Man macht daſſelbe ganz voll, damit der Wein bei dem Gähren alle in ihm enthaltenen Hefen und Unreinigkeiten ausſtoßen könne, und bringt es in einen kühlen Keller.

Wenn man den Moſt auf das Faß füllt, iſt es gut, auf 100 Kannen deſſelben ungefähr eine Kanne des beſten Cognacs hinzuzuſetzen; dadurch wird das Geiſtige des Weins vermehrt, die allzuheftige Gährung gemäßigt, und der Wohlgeruch (le bouquet) geſteigert. So lange die Gährung heftig vor ſich geht, muß man das Faß mit demſelben Moſte drei- bis viermal des Tages auffüllen. Der aus

dem Spundloche herausströmende Wein wird dabei sorgfältig gesammelt.

Wenn die lebhafte Gährung aufgehört hat, wird das Faß vollgefüllt, und wie gewöhnlich zugespundet. In der Zeit zwischen dem 15—30. Dezember bei heiterm trocknen Wetter wird der Wein auf ein anderes reines und geschwefeltes Faß gezogen, und dabei mit Hausenblase, wovon etwa ein Loth auf 200 Flaschen erfordert wird, auf die bekannte Weise geschönt.

Nun bleibt der Wein wieder ungefähr einen Monat lang ruhig liegen und wird dann abermals auf ein anderes reines und geschwefeltes Faß gezogen. Hier ist es nun, wo die Weinbereiter in der Champagne ihrem Wein mit etwas guten Cognacbranntwein und gewöhnlich einen Syrup, der aus weißem Candis, in weißem Wein aufgelöst, verfertigt wird, zusetzen. Letzteres ist bei allen den Weinen unumgänglich nothwendig, die von Natur nicht süß und mild genug sind. Man braucht in diesem Falle wohl fünf und mehr Pfund Candiszucker (bei uns vielleicht zehn Pfund) auf hundert Flaschen Wein.

Nun lasse man den Wein ruhen bis gegen Ende Februars. Dann wird er noch einmal mit Hausenblase geschönt, und wieder ruhig gelassen bis Ende März (vom 20—30. März) wo er bei heiterm trocknen Wetter auf Flaschen gefüllt wird. Diesen Zeitpunkt richtig zu treffen, ist von großer Wichtigkeit, weil man sonst Gefahr läuft, wenig oder gar nicht mousstirenden Wein zu erhalten.

Die Wahl der Flaschen, worin man diesen Wein aufbewahren will, ist ebenfalls äußerst wichtig. Sie müssen sehr stark, von gleichmäßiger Dichtheit seyn, und einen engen, kegelförmigen Hals haben, damit der Stöpsel durch die Expansivkraft der kohlensauern Luft leicht und heftig herausgetrieben werden könne, sobald man die Bande löst, die denselben fest halten. Eben so müssen die Stöpsel fein und von erster Güte

ſeyn; poröſe und wurmſtichige taugen ſo wenig, wie ſchon gebrauchte.

Man füllt die Flaſchen gewöhnlich ſo weit voll, daß ungefähr zwei Finger breit bis zum Stöpſel leerer Raum bleibt; treibt dann den Kork mittelſt eines kleinen hölzernen Schlägels in den Hals der Flaſche und bindet ihn mit einem geglühten Eiſendrahte auf die Weiſe feſt, wie man es an den aus der Champagne kommenden Flaſchen ſehen kann. Wenn dies geſchehen iſt, legt man die Flaſchen in einem kühlen Keller über einander, dafür ſorgend, daß zwiſchen den Flaſchenſchichten Latten ſich befinden, um ſie von einander zu trennen und feſt zu halten. Sie dürfen nicht hoch über einander liegen, und müſſen feſt, wagerecht und einzeln gelegt werden. Da die Gährung des Weines noch nicht vollendet iſt, wenn man ihn auf Flaſchen zieht, ſo geht ſie im Innern derſelben fort, und es entwickelt ſich dabei aus der Flüſſigkeit eine bedeutende Menge kohlenſaure Luft, welche, da ſie nicht entweichen kann, in der Flaſche eingeſchloſſen bleibt, und gezwungen wird, ſich, wenigſtens zum Theil, im Weine aufzulöſen. Sobald man nun die Flaſche öffnet, entwickelt ſich dieſe Luft von allen Seiten aus der ſie feſſelnden Flüſſigkeit unter der Form kleiner Bläschen, und dadurch entſteht das Schäumen oder Mouſſiren.

Sechs bis acht Wochen nachdem der Wein auf Flaſchen iſt, fängt die kohlenſaure Luft mit Macht ſich zu entwickeln an, ſo heftig, daß dadurch eine bedeutende Anzahl von Flaſchen zertrieben wird. In der Champagne rechnet man, daß ſolches mit 12—20 Stücken vom Hundert der Fall ſey. Man ſchichtet daſelbſt die Flaſchen am Rande einer kleinen Ciſterne oder eines andern ähnlichen Behältniſſes auf, um darin den aus den zerbrochenen auslaufenden Wein ſammeln zu können, der, nachdem er wieder geſchönt worden, neu auf Flaſchen gefüllt wird.

Denjenigen, die aus Liebhaberei ſich mit der Bereitung von nicht großen Quantitäten ſolchen Weines befaſſen, für die gegenwärtige Anweiſung eigentlich berechnet iſt, muß man rathen, ihre Flaſchen in einer Kufe, oder in einem Faſſe, dem auf einer Seite der Boden eingeſchlagen iſt, aufzuſchichten, damit ſie jeden Tag den Wein wieder ſammeln können, der ohne dieſe Vorſicht für ſie verloren gehen würde. Ein ſicheres Mittel, das Zerſpringen der Flaſchen zu verhüten, oder doch ſehr zu vermindern, beſteht darin, daß man dieſelben im erſten Jahre nur ¾ voll macht.

Wenn nun dieſer Wein ein Jahr auf Flaſchen gelegen hat, bildet ſich darin ein Bodenſatz, welcher ſeiner Durchſichtigkeit und Klarheit ſchadet, und deshalb weggeſchafft werden muß. Es geſchieht ſolches durch das ſogenannte Abſtechen (degorger). Um dies zu bewerkſtelligen, nimmt man eine Flaſche nach der andern beim Halſe, hält ſie in der Höhe des Auges, den Stöpſel nach unten, und dreht ſie etwa eine halbe Minute lang ganz ſachte, ohne ihre Richtung zu ändern, herum, als wenn man ſie ausſpülen wolle. Dies geſchieht, um den Bodenſatz, der ſich an den Seiten der Flaſchen angelegt hat, abzulöſen und ihn langſam und ohne Erſchütterung nach dem Halſe der Flaſche herabzutreiben. Man muß ſich auf's Aeußerſte in Acht nehmen, daß dabei der Wein nicht getrübt werde. Dieſe drehende Bewegung recht zu treffen, erfordert nicht wenig Geſchicklichkeit und Uebung.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe eine jede Flaſche behandelt worden, ſetzt man ſie, ſo wie es geſchehen, eine nach der andern, den Pfropfen nach unten, auf ein mit großen Löchern durchbohrtes Flaſchenbrett, wo ſie vierzehn Tage bis 3 Wochen ſtehen bleiben, bis ſich ſämmtlicher Bodenſatz auf dem Pfropfen geſammelt hat und der Wein ganz hell und klar geworden iſt. Wenn man ſich davon

überzeugt hat, kann man nun das eigentliche Abstechen vornehmen. Man nimmt zu dem Ende eine Flasche nach der andern vom Brette, hält sie mit der Mündung nach unten gegen das Licht, um sich von der Klarheit des Weines zu überzeugen; dann lehnt man sie längs an den linken Arm an, den Hals mit der linken Hand haltend; mit der rechten löst man unterdeß vermittelst eines Hakens den Eisendraht, der den Stöpsel hält. So wie dies geschehen, wird dieser sammt dem darauf liegenden Bodensatz und etwas trübem Wein von der kohlensauern Luft hinausgetrieben. Damit nichts verloren gehe, hält man während dieser Operation die Flaschen über ein Gefäß. In demselben Augenblicke, wo jene Entladung erfolgt, muß man aber auch gleich die Flaschen umkehren, damit nicht zu viel herausspritze. Sie werden nun mit ganz hellem Weine gehörig voll gefüllt, fest zugestöpselt, mit Bindfaden und dann noch mit geglühtem Eisendrahte zugebunden, hierauf verpicht und wieder auf die früher angegebene Weise aufgeschichtet. Nun ist der Wein fertig und kann nach fünf bis sechs Monaten getrunken werden.

Das Abstechen erfordert besonders viel Uebung und Geschicklichkeit, wenn es gehörig geschehen soll. Man muß bei demselben genau nachsehen, ob auch der Wein ganz hell geworden, und jede Flasche, der die gehörige Klarheit fehlt, wieder auf das durchlöcherte Brett setzen, um sie noch einige Tage abklären zu lassen. Bisweilen macht man die abgestochenen Flaschen mit einem Syrup von Candiszucker und weißem Wein, dem man etwas Franzbranntwein zusetzt, voll. Manche Weine müssen zwei- bis dreimal abgestochen werden. Es ereignet sich auch wohl, daß im zweiten Jahre die Gährung und das Zersprengen der Flaschen auf's Neue beginnt.

Es ist allerdings wahr, daß die Bereitung der

schäumenden Weine, setzt Herr Herpin, der Verf. dieses Aufsatzes, noch hinzu, viel Aufmerksamkeit, Mühe und selbst Kosten verursacht, dennoch werden die Weinbergsbesitzer eine große Ersparniß dabei finden, wenn sie sich ihren Bedarf davon selbst fabriziren. Sie können versichert seyn, daß sie sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, bei pünktlicher Befolgung der angegebenen Vorschriften, eines so vollständigen und zufriedenstellenden Erfolges zu erfreuen haben werden, wie es die Güte der angewendeten Trauben nur irgend erlaubt.

## XI.

## Ueber den Anbau zweier Futterrüben.

Vom

Hofgärtner Herrn Th. Rietner in Schönhausen. [1])

Bei meinen früheren Reisen im Auslande, fand ich in den Niederlanden sowohl wie in England den Anbau einiger Rübensorten in solcher Vollkommenheit ausgeführt, daß ich über die Größe der Rüben selbst in Erstaunen gerieth, und es von jener Zeit an immer mein Wunsch blieb, die Kultur dieser unten näher beschriebenen Rüben, selbst zu leiten. Seit drei Jahren ist dies bereits geschehen und mit — ich darf wohl sagen — sehr glücklichem Erfolge baue ich diese Rüben im Garten.

Es mag vielleicht Manchem nicht der Mühe werth scheinen, etwas zu lesen, was in ökonomischen Schriften so oftmals und vielseitig abgehandelt worden ist, und was auch ohnedies von einem jeden Garten- und Gutsbesitzer hergestellt werden kann; allein so

1) Entnommen aus dem eben erschienenen 2. Hefte, 10. Bandes der Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preuß. Staaten. S. 317. f. D. H.

viel ich bei uns, und auch in anderen Gegenden Deutschlands, die Futterrübe habe anbauen sehen, sind dieselben gegen die, deren ich mir die Erlaubniß nehmen werde, hier zu erwähnen, doch nur immer sehr kleine und der Mühe sich kaum belohnende Rüben gewesen.

1. Die Globe-Turnips der Engländer ist eine weiße, bei voller Zeitigung grünköpfige, tellerförmig runde, flach auf der Erdoberfläche liegende Rübe, die verhältnißmäßig zu ihrer Größe nur eine kleine, am Mittelpunkt der Rübe ausgehende Wurzel hat, weshalb sie sich auch sehr leicht aufnehmen läßt.

2. Die Norfolk-Rübe ist, wie der Name andeutet, gleichfalls eine englische Rübe, die mit der vorhergehenden Sorte auch sehr viel Aehnlichkeit besitzt, nur daß ihr Bau länger, daß sie oftmals oben gefurcht ist, und im Allgemeinen etwas größer wird.

Der Werth beider Sorten besteht besonders in Futter für's Rindvieh, und nur in wenigen Fällen werden sie zum Verspeisen für Menschen gebraucht, in welcher Beziehung die Globe-Turnips den Vorzug verdient.

Die Zeit des Säens fällt zwischen dem 15. Juni und 15. Juli; spätere Aussaaten schlagen fehl, weil sodann die Zeit bis zum Winter zur Bildung einer vollkommenen Rübe zu kurz ist.

In Betreff des Bodens und der Oertlichkeit verlangt die Globe-Turnips sowohl, als die Norfolk-Rübe, eine offene, dem freien Zutritt der Sonne exponirte Lage. Obschon sie in jedem gut kultivirten Boden wachsen, so habe ich doch gefunden, daß sie in einem frischen, nur nicht zu nassen Erdreich besser, und auf rijoltem am allerbesten gedeihen. Je reichhaltiger der Boden an Dung ist, desto mehr hat man sich von dem quantitativen Verhältniß der Rüben zu versprechen; nur ist ihnen frischer Dung weniger zuträglich, als der, welcher schon im Herbst untergegraben oder gepflügt worden ist, indem der

frische Dung öfters der Grund zur Erzeugung einer Fliege ist, die den Rüben nicht unbedeutenden Schaden zufügt.

Eine sehr große Vorsicht erfordert das Säen selbst. Ich habe gefunden, daß zu einem Stück Land von 23 □R. 3 Loth Saamen erforderlich sind, daß aber auch selbst diese Quantität zu groß ist, wenn die Pflanzen auf frischem Boden sehr üppig wachsen; in diesem Falle müssen dieselben zur Zeit, wo sie das dritte rauhe Blatt gemacht haben, verdünnt werden, und nur so viel stehen bleiben, daß auf 6 bis 8 □Zoll eine Pflanze bleibt. Da, wo der Boden weniger reichhaltig ist, können sie enger stehen, weil die Pflanze hier ein weniger großes Vermögen der Blatterzeugung bekommt.

Diejenigen Rüben, welche als erste Frucht auf frischen Boden gesäet werden, beschließen ihren Vegetationsprozeß für dasselbe Jahr im September; sodann wird das Kraut mit der Sense abgemäht, dem Vieh zur Fütterung gegeben, und die Rüben selbst mit der Hand herausgenommen, und entweder im Keller, oder sonst an einem frostfreien Orte bis zum weitern Verbrauch aufbewahrt. Nachdem das Land von Neuem gegraben, oder auch nur gehackt worden ist, säe ich sofort Spinat zum Frühjahrsgebrauch, oder Rabunzen darauf; gedüngt pflanze ich Winterkohl.

Wenn ich die in Rede stehenden Rüben als zweite Frucht säete, so geschah dies entweder auf früh abgetragene Erbsländer, oder da, wo früher Kohlrabi, auch wohl, wo Spinat oder Herbstrüben gestanden hatten. Allein auch nach den frühen Kartoffeln, nach der frühen Gerste und Roggen, habe ich schon eine sehr ergiebige Ernte dieser Rüben gehabt; jedoch blieben sie im Verhältniß zu jenen, wovon ich mir erlaube 2 Exemplare zu übersenden, und die auf frischen Boden, Mitte Juni gesäet wurden, nur klein.

Von der Art der beifolgenden Rüben wogen einige, der Globe-Turnips, mit dem Kraute 10½ Pfd.; von der Norfolk-Rübe 14 bis 15 Pfd., und hatten einen Umfang von 25 Zoll.

## XII.

## Bemerkungen über die Urſachen der in der Rheinprovinz ſehr häufig vorkommenden Lungenfäule des Rindviehes.

Vom Kön. Veterinair-Aſſeſſor Hrn. Mecke in Coblenz.

Die unter dem Namen „Lungenfäule" allgemein bekannte eigenthümliche Lungen-Entzündung des Rindviehes iſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Rheinprovinz immer häufiger geworden und gegenwärtig von allen einheimiſchen Thierkrankheiten diejenige, welche durch ihr unaufhörliches ſporadiſches und ſeuchenartiges Vorkommen die bedeutendſten Verluſte jährlich herbeiführt. Es iſt daher die Lungenfäule des Rindviehes ein Gegenſtand von ziemlich allgemeinem provinziellen Intereſſe, weshalb es mir erlaubt ſeyn mag, in dieſen Blättern durch Zuſammenſtellung der ſeit einer Reihe von Jahren gemachten Erfahrungen zur Berichtigung der über die genannte Krankheit und namentlich über die Urſachen derſelben herrſchenden, zum Theil ſehr irrigen Meinungen einen kleinen Beitrag niederzulegen.

Bei der Erforſchung der Urſachen jeder Krankheit, ſey es bei Menſchen oder Thieren, pflegt man gewöhnlich die Witterungsverhältniſſe vorzugsweiſe zu berückſichtigen und da auch nicht wenige Landwirthe dieſe als die wichtigſten Urſachen der Lungenfäule zu betrachten pflegen, ſo glaube ich dieſe meine Abhandlung damit beginnen zu müſſen, daß ich den Einfluß der Witterungsverhältniſſe auf die

Entstehung der Lungenfäule so genau als möglich zu bestimmen mich bemühe. Ich gebe hier zunächst eine Uebersicht der wichtigsten Charactere der Witterung seit einer Reihe von Jahren mit kurzen Bemerkungen über das Erscheinen der Lungenfäule und werde dann aus allen mir bekannt gewordenen Thatsachen diejenigen Folgerungen machen, welche sich meiner Ansicht nach mit Sicherheit daraus herleiten lassen.

Das Jahr 1821 hatte einen milden Winter, vom März bis Ende September fast anhaltendes regnerisches Wetter, oft wechselnde kühle Winde, unter denen der Westwind vorherrschte. Die letzten Monate des Jahres waren sehr milde und feucht, nur der October heiter und trocken. — Die Lungenfäule erschien sporadisch an verschiedenen Orten, seuchenartig nur seit September in einigen Gemeinden der Regierungsbezirke Coblenz und Trier.

Das Jahr 1822 hatte einen sehr milden Winter, der Frühling trat früh ein und war schön und fruchtbar, der Sommer gewitterreich, im Ganzen trocken und warm; Sept., Octob., Nov. und Dec. sehr schön, trockene und milde Winde wechselnd, Süd und Ost vorherrschend. — Die Lungenfäule sporadisch nur an einigen Orten, seit August und Sept. seuchenartig in vielen Gemeinden, besonders der Eifel.

Das Jahr 1823. Die Witterung größtentheils naß und veränderlich bei vorherrschendem Westwinde. Die Wintermonate hatten nur eine kurze Zeit trockene Kälte; Mai, Juni, Juli regnerisch und kühl; August. Sept. und October anhaltend schönes, warmes; November, December gelindes, feuchtes, nebeliges Wetter. — Die Lungenfäule kam im Allgemeinen nicht häufig vor; seuchenartig nur und zwar schon während des Sommers in einigen Gemeinden der Eifel.

Das Jahr 1824 hatte eine vorherrschend nasse Witterung. Der Winter milde, das Frühjahr feucht

und regneriſch, der Sommer brachte viele ſehr waſſerreiche Gewitter, eine anhaltend trockene Zeit war nie von langer Dauer, und im Herbſte regnete es ſo viel, daß Ueberſchwemmungen entſtanden. Weſtwind vorherrſchend und oft ſehr ſtürmiſch. — Die Lungenſeuche war in dieſem Jahre ſehr häufig. Schon im Winter zeigte ſie ſich ſeuchenartig in mehreren Gemeinden der Eifel und des Hundsrückens, ſeit Auguſt gewann ſie an Ausdehnung und in den letzten Monaten des Jahres herrſchte ſie in einigen dreißig Gemeinden der Eifel.

1825. Der Winter gelinde, viel Regen, Nebel und Stürme, der Sommer mehr trocken als feucht. Der Herbſt ſehr milde, feucht und regneriſch. Der Wind meiſt Weſt und Oſt, oft ſtürmiſch. — Die Lungefäule ſporadiſch und ſeuchenartig das ganze Jahr hindurch häufig, beſonders in der Eifel.

1826. Im Anfange trockene Froſtkälte, die mehrere Wochen anhielt, dann gelindes, feuchtes Wetter bis zum Frühjahre. Im Sommer anhaltende Hitze und Trockenheit. Der Herbſt regneriſch, nebelig, aber milde. Der Wind meiſtens Süd und Oſt. — Die Lungenfäule ſporadiſch an vielen Orten, ſeuchenartig nur in einigen Gemeinden.

1827. Der Winter war ſtrenge, die Kälte hatte im Februar eine ſehr bedeutende Höhe erreicht, ſelten war ſo viel Schnee gefallen, der Frühling war verſpätet, naß und kühl. Der Sommer gehörte zu den heißen, der Herbſt im Allgemeinen ſchön, beſonders der December milde, obſchon mitunter feucht und nebelig. — Die Lungenfäule erſchien ſporadiſch und ſeuchenartig nur an einigen Orten.

1828. Die Witterung regneriſch, oft wechſelnd bei vorherrſchendem Süd- und Südweſtwind. Januar unbeſtändig und regneriſch, bei ziemlich hoher Temperatur; Februar anhaltende Kälte und viel Schnee; März, April und Mai unbeſtändig, regneriſch und kühl; Juni trocken; Juli und Auguſt

heiß aber viel Regen; September und October milde und trocken; November und December rauh, nebelig, unbeständig und regnerisch. — Die Lungenfäule sporadisch und selten in der ersten Hälfte des Jahres, in der letzten seuchenartig in mehreren Gemeinden, namentlich des Reg. Bez. Trier.

1829. Januar und Februar hatten mehrmals anhaltende und starke Frostkälte, im März herrschten Kälte, rauhe Winde mit Frost, Nebel, Schnee und Reif. Im Ganzen war der Winter trocken. Im April folgte eine lange Regenzeit, welche mit geringen Unterbrechungen bis zum December anhielt, in welchem Monate eine trockene Frostkälte von einem bedeutend hohen Grade eintrat. Die Temperatur war weder von andauerndem Stande, noch erreichte sie eine bedeutende Höhe; es regnete sehr viel, besonders im Juli.

Dieser Witterung ungeachtet erschien die Lungenfäule nur an einigen Orten seuchenartig und zwar besonders während der letzten Hälfte des Jahres im Regierungsbezirk Trier.

1830. Der Winter sehr kalt. Vom 2 Dec. v. J. hatte die Frostkälte den ganzen Monat Januar bis zum 7. Febr. ununterbrochen fortgedauert. Auch war viel Schnee gefallen. Im März fiel kein Schnee mehr; auch blieben die gewöhnlichen Stürme dieses Monats aus. Es war durchgehends helles, mitunter warmes Wetter; April regnerisch und stürmisch, Mai angenehm; warmer Regen und heiterer Sonnenschein wechselten; Juni und Juli meistens regnerisch mit häufigen Gewittern und wechselnd; August und September abwechselnd regnerisch, die Herbstmonate im Ganzen trocken, schön und milde. — Die Lungenfäule verschwand oder ließ nach in allen den Gemeinden, in welchen sie seit vergangenem Herbste geherrscht hatte. Sie erschien überhaupt während des ganzen Jahres ent-

weder nur ſporadiſch oder doch ſelten von einiger Ausdehnung.

1831. Die Witterung war im Ganzen unſtät und regneriſch bei vorherrſchendem Südweſtwinde. Im Januar die erſten drei Wochen kalt, heiter und trocken; die letzte Woche brachte viel Schnee. Im Februar Froſt, Schnee und Regen wechſelnd. März regneriſch, April die erſte Hälfte trocken und warm, die letzte regneriſch und unfreundlich; Mai trocken und ſehr warm; Juni regneriſch, ebenſo der Auguſt und September, October warm und trocken, im November ſtarkes und anhaltendes Regenwetter mit heftigen Stürmen. December meiſtens regneriſch. Die Temperatur im Ganzen milde. — Die Lungenfäule erſchien zwar ſporadiſch häufig, aber faſt nirgends als Seuche.

1832. Die Witterung im Allgemeinen regneriſch, trübe und wechſelnd bei vorherrſchendem Südwinde. Die Regenmenge übertraf das Maaß von mehreren früheren Jahren, erreichte jedoch bei weitem nicht das vom Jahre 1829. Der Winter hatte abwechſelnd Froſt und Regen, das Frühjahr war unbeſtändig und regneriſch, der Sommer warm und regneriſch, die Herbſtmonate im Ganzen feucht, nebelig, ſtürmiſch aber milde. — Die Lungenfäule war ſporadiſch häufig, als Seuche kam ſie in allen Regierungsbezirken an einzelnen Orten vor.

Vergleichen wir nun die hier bezeichneten Jahre uneinander, ſo ergibt ſich die Thatſache, daß die Lungenfäule in jedem Jahre und zwar bei den verſchiedenſten Witterungsverhältniſſen vorgekommen iſt und daß die einzelnen Jahre ſich nur in quantitativer Hinſicht von einander unterſcheiden. Hieraus folgt nun, daß Witterungsverhältniſſe nicht die weſentlichen Bedingungen zur Entſtehung der Lungenfäule in ſich enthalten, welcher Schluß noch durch die vieljährige, und immer conſtante Erfahrung befeſtiget wird, daß

1. die Lungenfäule bei keinerlei Art von Witte-

rungsconstitution eine allgemeine Ausbreitung gewann, ungeachtet diese Witterungsconstitutionen nach den verschiedenen Gegenden der Provinz nicht so wesentlich von einander abweichen, daß aus diesen Differenzen das Vor- oder Nichtvorkommen der Lungenfäule abzuleiten wäre und daß

2. die Krankheit da, wo sie als Seuche auftrat, fortdauert, die Witterung mochte sich auch noch so sehr ändern.

Erwägt man nun noch die zahllosen Beobachtungen, deren Richtigkeit verbürgt werden kann, daß die Lungenfäule bei hoher, niederer und schnell wechselnder Temperatur, bei jedem Barometerstande, bei jedem Winde, bei vorherrschender Feuchtigkeit und Trockenheit in jeder Jahreszeit ꝛc. vorgekommen ist, so wird die Wahrheit der obengemachten Schlußfolge wohl nicht bezweifelt werden können und es braucht nur noch untersucht zu werden; in wiefern und welche Witterungsverhältnisse die Entstehung der Lungenfäule begünstigen. Obgleich diese Untersuchung erst bei der später folgenden Beurtheilung des Clima's und der Localitäten an Klarheit und Bestimmtheit gewinnen kann, so mag doch vorläufig schon die Frage einem Theile nach beantwortet werden. Auch hier gibt uns die Vergleichung der oben bezeichneten Jahre das Resultat, daß weder Temperatur noch Trockenheit und Feuchtigkeit der Atmosphäre einen bedeutenden Einfluß auf das häufigere oder seltenere Vorkommen der Lungenfäule haben. Wir sehen die Krankheit eben so häufig bei hoher als bei niedriger Temperatur, wenn sie einmal irgendwo herrschend geworden ist. Hinsichtlich der Jahreszeiten zeigt sich zwar die eigenthümliche Erscheinung, daß die Lungenfäule während des Winters, des Frühjahrs und in der ersten Hälfte des Sommers gewöhnlich nur wenige Thiere ergreift, wenn sie an Orten sich zeigt, wo sie noch nicht als

Seuche war, daß sie in der letzten Hälfte des Sommers, im Herbste und besonders im Spätherbste häufiger und dann vorzugsweise seuchenartig auftritt. Es wird aber später dargethan werden, daß diese ziemlich constante Erscheinung von den Temperaturverhältnissen der Athmosphäre nicht wesentlich abhängig ist. Wir sehen ferner die Krankheit bei vorhergehend trockner und bei vorherrschend feuchter Witterung, ohne daß man genau nachweisen kann, sie sey bei der einen oder andern häufiger. Man hat freilich oft behauptet, eine anhaltend feuchte Witterung begünstige die Entstehung der Lungenfäule ganz besonders und auf den ersten Blick scheint es auch wirklich so, allein man hat hier die Annahme auf zwei in nassen Jahren nicht selten gleichzeitig vorhandenen Thatsachen gestützt. Daher zeigt sich die Behauptung nur theilweise wahr, wenn eine dieser Thatsachen mangelt, wovon das überaus wasserreiche Jahr 1829 den Beweis liefert, indem in diesem Jahre die Lungenfäule viel weniger oft und ausgebreitet als in irgend einem der mehr trockenen Jahre vorgekommen ist.

(Fortsetzung folgt).

## XIII.

## Literatur, Landkarten, Lithographien.

1) Herr laß sie Alle ruhen im Frieden! oder das Andenken an die geliebten Verstorbenen nach den Grundsätzen der christkatholischen Kirche gefeiert in Betrachtungen und Gebeten über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen. Von Jos. Siegl. Mit einem Stahlstiche. 8. Köln, Bachem. 308 S. br. 1 Thl. Fein Papier br. 1 Thl. 10 Sg.

Der schon durch mehrere religiöse Arbeiten (Gott ist die Liebe; Herr führe uns nicht in Versuchung; Gebete und Betrachtungen für jeden Tag des Monats u. a.) rühmlichst

bekannte Verfaſſer hat das Belehrung und Erbauung ſuchende Publikum mit dieſem neuen Werke beſchenkt, welches, was ſowohl Inhalt als Darſtellung anbelangt, unſtreitig unter die gelungenſten ſeiner Arbeiten zu zählen iſt. Es bietet uns, in einem für die Fortſchritte unſerer Zeit paſſenden Gewande, Troſtgründe und Belehrungen ſowohl aus der Vernunft, als beſonders aus den Lehren der katholiſchen Kirche, die ſo ganz geeignet ſind, dem Menſchen Beruhigung und Troſt zu verſchaffen, wenn das Grab ihm theure Perſonen entriſſen hat, deren Verluſt unerſetzlich ſcheint. Das ganze Buch iſt in einem edeln und blühenden Stile gehalten; das reinſte innigſte Mitgefühl für Menſchenunglück, die lauterſte Liebe zu Gott und der feſteſte Glaube an ein dereinſtiges Wiederſehen unſerer im Tode vorangegangenen Lieben verleihen dem Buche einen ſo angenehmen Reiz und machen es vor allen andern Gebetbüchern ähnlichen Inhalts zum frommen Gebrauche ſo werthvoll, beſonders da es mit größerer Ausführlichkeit in Gebeten und Betrachtungen ſich über alle jene Verhältniſſe verbreitet, die uns im Leben ſo ſchmerzlich berühren und geiſtiger Weiſe mit den Vorangegangenen im Lande der Seligen gewiſſermaaßen in Berührung bringen. Denn wo iſt wohl hier Jemand, der nicht ſchon den Verluſt eines Vaters, einer Mutter, eines Freundes oder ſonſt einer geliebten Perſon zu betrauern hätte? Wie gerne verweilt nicht der gefühlvolle Menſch bei der Erinnerung an jene Perſonen, die ihm im Leben ſo theuer waren und die der unerbittliche Tod ſeinen liebenden Armen entriß? Wer vermag da unſerm gerechten Schmerze Troſt und Linderung zu geben, als der Gedanke, daß die theuern Abgeſchiedenen nicht einer ewigen Vernichtung anheim gefallen, ſondern daß ſie ſich in einem beſſern ewig dauernden Zuſtande befinden? Sehr gewandt und in einer für jeden fühlenden Chriſten anſprechenden Weiſe weiß der Verfaſſer auf alle uns ſo tief ergreifenden Punkte einzugehen und das Düſtere einer ungewiſſen Zukunft durch das ſtete Hinweiſen auf Gottes Barmherzigkeit, auf unſere Fortdauer nach dem Grabe und einſtige Wiedervereinigung mit den theuern Lieben im himmliſchen Vaterlande zu mildern. Vorzüglich ſchön iſt unter andern die zweite und dritte Betrachtung, wo der Verfaſſer ſo nachdrücklich die Lehre von der Fortdauer nach dem Tode entwickelt, die fünfte Betrach-

tung von dem Wiederſehen unſerer theuern Vorangegangenen, die ſechſte, welche die ſo tröſtliche Lehre der katholiſchen Kirche vom Fegfeuer enthält, das Dankgebet für die Unſterblichkeit und das Gebet auf dem Gottesacker, wo der Verfaſſer auf eine ſchöne und erhabene Weiſe unſer Innerſtes zu ergreifen und zu rühren verſteht. Den Schluß des Werkchens bilden zwei Litaneien. Bei jedem Gebete und bei jeder Betrachtung ſind mit dem größten Fleiße die dahin gehörigen Schriftſtellen geſammelt. Einen beſonderen Reiz verleiht dem Werke noch, daß viele Gebete und Betrachtungen in metriſchem Gewande erſcheinen, was um ſo mehr zu billigen iſt, da der ganze Gegenſtand an ſich ſelbſt der Art iſt, daß er mehr unſer Gefühl und unſere Phantaſie in Anſpruch nimmt, als die ſtrenge Logik des Verſtandes, und daher gar nicht unpaſſend in Gedichten gefeiert werden kann. Mögen dieſe wenigen Worte genügen zur Schilderung eines Buches, das nach des Verfaſſers eignem Ausſpruche dem Streben, Troſt und Beruhigung wegen des unbekannten Jenſeits beſorgten Gemüthern zu verſchaffen, ſein Entſtehen verdankt, durch eine allgemeine Verbreitung recht vielen Nutzen ſtiften, damit der edle Wunſch, den der Verfaſſer ſo ſchön und rührend in der Vorrede S. XV ausſpricht, nicht unerfüllt bleibe. „O, wie erfreuend, wäre es für mich, wie glücklich würde ſich der unwürdige Verfaſſer dieſes Büchleins fühlen, wenn es ihm durch daſſelbe gelänge, ſo manche Thräne der Verzweiflung, an den Gräbern geliebter Menſchen geweint, zu trocknen! O wie ſelig würde er ſich fühlen, wenn er zu hoffen wagen dürfte, daß der geliebte Leſer, der nur mit Kummer und Bangigkeit, mit Schrecken und Entſetzen an die ſchauerliche Stunde der Trennung von dieſer Erde und aus dem Kreiſe ſeiner geliebten Theuern denkt, ſein Auge nur hoffnungsvoll emporhebe, und dem Tode, der uns Allen gewiß iſt, ſtandhaft und freudig entgegenblicke, und ſich ſehne, ihn wie einen geliebten Freund zu umarmen, der ſeine Feſſeln löſet, und ihn auf die wohlthuendſte Weiſe den ſüßeſten Freuden entgegen führt.“ Kann wohl ein Beweggrund eines Menſchen und Chriſten würdiger ſeyn? —

2) Sammlung der Geſetze, Verordnungen und Bekanntmachungen über das Elementar-Schulweſen für den Regierungsbezirk Köln. Syſtematiſch geordnet und

herausgegeben von Fr. Stadeler. Köln 1835, bei Du-Mont-Schauberg. 264 S. gr. 8. in Umschlag geheftet. 22 Sg. 6 Pf.

Zweck und Inhalt der allerdings recht nützlichen Sammlung sind in ihrem Vorworte also angegeben: „Um die Schulvorstände des mühsamen Nachschlagens der hier und da zerstreuten Schulgesetze zu überheben und ihnen, so wie den Schullehrern selbst, ein Mittel an die Hand zu geben, sich mit den sie betreffenden Gesetzen bekannt zu machen, entschloß ich mich, aufgemuntert durch mehrere höhere Staatsbeamte, zu der Herausgabe gegenwärtiger Sammlung. Sie beschränkt sich vorzugsweise auf den Regierungsbezirk Köln, und enthält diejenigen Gesetze, Verordnungen und Bekanntmachungen, welche seit dem Jahr 1814 bis einschließlich 1833 über das Elementar-Schulwesen erschienen sind." Wenn nun so dem nähern Bedürfniß für den Regierungsbezirk Köln angemessen gesteuert ist, und das Buch für diesen Bereich empfohlen zu werden verdient, so können wir doch nicht umhin bei dieser Gelegenheit noch eine andere Schrift von ähnlicher Tendenz, nur hinsichtlich der darin enthaltenen Gesetze und Verordnungen der Zeit nach mehr ausgedehnt, aber weniger für die Rheinprovinz oder einen Theil derselben speciell angelegt, welche fast gleichzeitig mit jener erschienen und von den Königl. Regierungen officiell empfohlen worden ist, anzuführen, vorzüglich da sich beide Bücher einander zur Ergänzung dienen können. Sie führt den Titel: Das Volksschulwesen in den preußischen Staaten. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den Elementarunterricht der Jugend betreffen, von Dr. J. F. Neigebaur. Berlin, Posen und Bromberg, 1834, bei Mittler. gr. 8. Preis 1 Thl. 15 Sg.

3) Die Eisenbahnen als finanzielle Spekulationen betrachtet, von M. Surville, Ingenieur beim Brücken- und Wegebau. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen des Uebersetzers, besonders in Beziehung auf die zwischen Amsterdam und Köln projektirte Eisenbahn. Köln 1835. Druck und Verlag von Pet. Schmitz. 125 S. gr. 8. br. 17½ Sg.

Der H. Uebersetzer sagt im Vorwort, daß zu dem be-

abſichtigten Zwecke, nämlich das geldgebende Publikum, vor der Theilnahme an dieſer Unternehmung zu warnen und zurückzuhalten, eben ſo gut zwei kürzlich in London erſchienene Abhandlungen hätten benutzt werden können. Die Schrift von Surville habe er aber vorgezogen, weil derſelbe zugleich kritiſcher Beurtheiler und warmer Vertheidiger, ja ſelbſt eifriger Beförderer (?) der Eiſenbahnen ſey.

Ob aber dieſe Vorbemerkungen den Vorwurf der Parteilichkeit entfernen, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Die Schrift zerfällt in 5 Kapitel, nämlich: über die beſondere Beſtimmung der Eiſenbahnen; Berechnung der Betriebskoſten der Eiſenbahnen; über die Transporte, welche einer Eiſenbahngeſellſchaft nothwendig ſind, um bei einem gewiſſen Tarife beſtimmte Reſultate hervorzubringen; Unzulänglichkeit der Tarifſätze, welche in den verſchiedenen Eiſenbahnprojekten, die bis auf den heutigen Tag erſchienen, bezeichnet worden ſind; Urſache der in der Schätzung dieſer Tarifſätze begangenen Fehler; Legislative Anordnungen, um in Frankreich die Uebernehmung von öffentlichen Arbeiten und beſonders von Eiſenbahnen zu befördern.

Der Ueberſetzer begleitet dieſe Kapitel mit ſeinen Anmerkungen, worüber Ref. nur im Allgemeinen einiges bemerken will. Gleichzeitig mit obiger Schrift erſchien in Delft eine Broſchüre unter dem Titel: Bedenkingen over den yzeren Spoorweg van Amsterdam naar Keulen, die, wenn auch nicht aus einer Feder, doch wahrſcheinlich einerlei Urſprungs iſt.

Surville hat in ſeinen Berechnungen der Betriebskoſten, die Liverpool-Mancheſter-Eiſenbahn als Baſis gegen die Kanalfrachten in Frankreich genommen. Bei erſterer aber zu hohe und bei letzteren zu niedrige Sätze gegriffen und dadurch dem Unkundigen durch ſcheinbar richtige Zahlen etwas vorrechnen wollen. Die Erfahrung hat aber bereits längſt zu Gunſten der Eiſenbahnen entſchieden.

In den Anmerkungen zum erſten Kapitel ſucht der Ueberſetzer darzuthun, daß überhaupt Kanäle den Eiſenbahnen vorzuziehen ſeyen, daß eine Eiſenbahn von Holland nach Köln weder nöthig ſey noch ſich in ihrer Anlage verzinſen könne. Daß im Gegentheil der Waſſerweg viele Vorzüge vor einer Eiſenbahn habe, und ſucht

dieſe Behauptung durch den Entwurf der Kanalverbindung des Main's mit der Donau von Herr v. Pechmann zu beweiſen. Allein zur Würdigung dieſes Projekts muß man die mit Sachkenntniß abgefaßte Gegenſchrift des Ritters Fr. von Wiebeking zur Hand nehmen, worin derſelbe alle die einer ſolchen Ausführung entgegenſtehenden Schwierigkeiten auseinanderſetzt, und den Schluß zieht daß dieſe projektirte Kanalverbindung durchaus nicht gelingen könne.

Daß eine Eiſenbahnanlage von Holland nach Köln allerdings der Segel- und gewiß auch der Dampfſchifffahrt Schaden bringen, und hundertjährige Verhältniſſe umſtoßen könnte, darüber iſt Ref. einverſtanden, ebenſo iſt aber auch nicht zu verkennen, wie die leidenſchaftliche Darſtellung des unparteiiſch ſcheinen wollenden Ueberſetzers nur dahin zweckt, die in der Surville'ſchen Schrift auf Frankreich bezüglichen Verhältniſſe, in den Anmerkungen in ihrem grellſten Lichte zum Nachtheil der Eiſenbahnunternehmung darzuſtellen. Nebenbei wird beſonders die große Regelmäßigkeit der Dampfſchifffahrt auf dem Rheine hervorgehoben, die jedoch noch große Mängel hat und manches zu wünſchen übrig läßt.

Der Raum erlaubt nicht die vielen Mißgriffe hervorzuheben, welche allenthalben in der Schrift vorkommen. [1]) Nur ſoviel können wir noch bemerken, daß dieſelbe als das Rothgeſchrei einer Parthei zu betrachten iſt, die in der Anlage einer Eiſenbahn von Holland nach Köln ihr Intereſſe gefährdet, dagegen in jener von Antwerpen nach Köln nur die Beförderung deſſelben erblickt. V.

4) Bildniſſe der Profeſſoren der rhein. Friedrich-Wilhelms-Univerſität. Herausgegeben in dem lithographiſchen Inſtitut der Univerſität von Henry u. Cohen in Bonn. In Lieferungen zu 4 Portraits, gr. Fol.

Die Portraits ſind größtentheils ſehr treffend ähnlich, von dem akademiſchen Zeichner Herrn Hohe nach der Natur in einer ausgeführten, aber doch angenehm und leicht gehaltenen Manier unmittelbar auf den Stein getragen.

1) Wer ſich hierüber ferner unterrichten will, den verweiſen wir auf den ausführlichen Aufſatz über dieſen Gegenſtand in Becher's allgemeinem Organ für Handel und Gewerbe Nro. 9 u. 10, 1836. D. H.

Außer dem Namen befindet sich unter jedem Bilde ein Facsimile der Hand- und Unterschrift des Portraitirten nach eigener Bestimmung desselben. Dieses ist nicht ohne Interesse und daher gestatten wir uns, hier eine Uebersicht dessen zu geben, was unter den bis jetzt erschienenen Bildnissen steht, wodurch zugleich angedeutet wird, welche Portraits die bisher erschienenen zwei Lieferungen enthalten:

1) Dies ist meine Handschrift:
Dr. Augusti.

2) Tu recte vivis, si curas esse, quod audes.
Harleß, Dr.

3) Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.
Dr. Ferdinand Mackelbey.

4) Der Friede Christi walte in eurem Herzen . . . Das Wort Christi wohne reichlich in euch; in aller Weisheit belehret . . . Col. 3.
J. M. Augustin Scholz.

5) Dr. Achterfeldt,
Professor der Theologie mpp.

6) Thu nur das Rechte in Deinen Sachen,
das andere wird sich von selber machen.
Dr. Goldfuß.

7) — Seid fleißig zu halten die Einigkeit
im Geiste durch das Band des Friedens. Epheſ. IV.
Nitzsch.

8) Des Geistes Trieb, des Lebens Kraft
Im Recht stets neue Formen schafft.
Ferdinand Walter.

Das dritte Heft soll nächstens ausgegeben werden.

Die Subscription auf die Bildnisse geschieht entweder:

1. auf das ganze Werk und kostet alsdann die Lieferung von je 4 Portraits auf weißem Papier 1 Thl. 6 Sg., auf chinesischem 1 Thl. 18 Sg.
2. auf eine einzelne Fakultät, indem die philosophische in 3 Abtheilungen, nämlich in die Bildnisse der Professoren a) für das philologische, b) für das naturwissenschaftliche und c) für das philosophische und historische Fach zerfallen soll. Das Portrait für solche Unterzeichner kostet auf weißem Papier 10 Sg., auf chinesischem 15 Sg.
3. auf wenigstens 20 Exemplare eines einzelnen Por-

traits, welche auf weißem Papier 7 Thl., auf chineſiſchem 9 Thl. koſten.

4. Die Subſcribenten auf das ganze Werk können außerdem eine beliebige geringere Anzahl eines einzelnen Portraits zu dem erſten Subſcriptionspreiſe von 9 Sg. für Abdrücke auf weißem und 12 Sg. für ſolche auf chineſiſchem Papier erhalten.

Der Ladenpreis für das einzelne Portrait auf weißem Papier iſt 15 Sg., auf chineſiſchem 20 Sg.

## XIV.

## Miszellen aus der Provinz.

### Fabriken und Handel im Regierungsbezirk Köln.

Die Fabriken und namentlich die Zuckerraffinerien erfreuen ſich eines guten Abſatzes, vorzüglich nach Baiern und Würtemberg. Im Fruchthandel war es ſtill, da die Preiſe des Weizens und Roggens in Holland keine Ausfuhr nach dieſem Staate geſtatten; dagegen hatte in Rüböl und andern Fettwaaren ziemlich bedeutender Verkehr zu erhöhten Preiſen Statt. Im Wechſelhandel wurden wenig Geſchäfte gemacht, nur Deviſen auf Frankfurt und Hamburg wurden geſucht. Bedeutender waren die, welche in Wein gemacht wurden, von welchen allein ſeit dem Monat November hier 49,327 Ctnr. angebracht worden ſind. (Zeitungsbericht der K. Reg. zu Köln vom December 1834).

### Eiſenbahnprojekt von Köln bis zur belgiſchen Grenze.

In Becher's allg. Organ für Handel und Gewerbe Nro. 16, 1835, heißt es unter andern, daß die Eiſenbahn von Köln an die belgiſche Grenze auf 1½ Millionen Thaler veranſchlagt worden ſey, daß die Beſonnenſten ſie nicht über 2 Millionen Thaler geſchätzt hätten, daß hierauf circa 600,000 Thlr. unterzeichnet ſeyen und zwar in der Stadt Köln allein, ohne Aachen und die benachbarte Gegend und ohne daß das reiche bergiſche Land und ohne daß Frankfurt und die Oberrhein- und Maingegenden, die doch alle ſo weſentlich dabei intereſſirt ſeyen, dafür in Anſpruch genommen worden wären. Einſender zweifelt auch nicht an dem Aufbringen der zum Aufbau der Bahn erforderlichen zwei Millionen Thaler, möchte aber hiermit und zwar im beſten Sinne für die Sache an beſſer Unterrichtete die Fra-

ge richten: warum denn bisher nicht auch die Bewohner der andern eben genannten Nachbargegenden zu jenem Zwecke in Anspruch genommen worden sind? (Eingef.)

Eisenbahnprojekt auf der rechten Rheinseite.

Der Königl. Landrath des Kreises Solingen Hr. v. Hauer hat „als Handschrift" eine Denkschrift drucken lassen, [1]) worin er, durch genaue statistische Materialien unterstützt, darzuthun bestrebt ist, daß eine Eisenbahn zwischen Weser und Rhein, oder auch nur aus den Kohlenrevieren der mittlern Ruhr zum Rhein den Bezirk der bergischen Eisen- und Stahlfabriken und das untere Wupperthal in der Richtung nach Köln berühren oder vielmehr durchlaufen müsse. Die Motive sind auf Veranlassung und Mitwirkung eines eigenen für den gegenwärtigen Zweck sich gebildeten Comité's entwickelt, sie sind belangvoll und verdienen Berücksichtigung, wenigstens vollständige Würdigung bei der definitiven Feststellung der projektirten westphälisch-rheinischen Eisenbahn.

Promotionen der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn.

Die katholisch-theologische Fakultät der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität hat bisher von dem ihr durch die Stiftungsurkunde von Sr. Majestät dem Könige allergnädigst verliehenen Promotionsrechte keinen Gebrauch gemacht, weil ihr Verhältniß zur Kirche noch festzustellen war. So lange die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten der Rheinprovinzen in dem Zustande blieben, in welchem sie sich bei der letzten Regierungsveränderung befanden, konnte an Abhülfe jenes Mangels nicht gedacht werden: selbst der Wirkungskreis der Fakultät blieb sehr beschränkt, da die Aspiranten zum geistlichen Stande es vorzogen, in den Seminarien zu Köln, Trier u. a. wohlfeiler und schneller zu ihrem Ziele zu gelangen. In der letzten Beziehung trat schon im Herbst des Jahres 1825 eine Aenderung ein, nachdem in Folge von der Regulirung der katholisch-kirchlichen Verhältnisse im preußischen Staate der Hr. Graf Spiegel zum Desenberg und Kanstein den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte. Den Aspiranten zum geistlichen Stande wurde zunächst der Rath ertheilt, in Bonn zu studieren und kurz darauf die Verpflichtung

1) Unter dem Titel: Ueber die Richtung der projektirten westphälisch-rheinischen Eisenbahn durch den Bezirk der bergischen Eisen- und Stahlfabriken und das untere Wupperthal nach Köln.

auferlegt, einen dreijährigen theologischen Universitätscursus zu machen, dagegen das Seminar zu Köln auf die praktische Ausbildung der angehenden Geistlichen beschränkt und der Unterricht in den verschiedenen theologischen Disciplinen nur in so weit wiederholt als er zweckdienlich erscheint. Dadurch ist der Wirkungskreis der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn sehr erweitert worden; denn von 70 bis 80 stieg die Zahl ihrer Studierenden bald auf mehr als 200. Auch ihr Verhältniß zur Kirche und zum erzbischöflichen Stuhl zu Köln wurde durch die Allerhöchste Kabinetsordre vom 15. April 1825 in der Weise festgesetzt, wie das der katholisch-theologischen Fakultät zu Breslau zum dortigen Fürstbischof bereits seit langer Zeit besteht. Aber wie die Fakultät in obiger Beziehung zur Kirche stehe war noch festzustellen und fand Schwierigkeiten, die zum Theil in der Verlegenheit, wie dies am besten zu bewirken sey, ihren Grund hatten.

Auch muß der Wunsch, vorher Zeit für Beobachtungen und Erfahrungen zu gewinnen, um so billiger erscheinen, da die Vorurtheile gegen das Universitätsleben überhaupt und gegen dessen Zweckmäßigkeit für die Bildung angehender Geistlichen insbesondere sehr weit verbreitet sind. Die Erfahrung hat günstig entschieden. Man hat sich überzeugt, daß die Besorgnisse, als ob dem religiösen Sinn und die Sittlichkeit von Seiten der akademischen Freiheit Nachtheile erwachsen könnten, grundlos seyen, daß dagegen die vielseitige Anregung und wissenschaftliche Ausbildung, wozu die Universität Gelegenheit darbietet, sehr wohlthätig und zweckdienlich für die schwierige Wirksamkeit der Geistlichen seyen und durch Lyceen oder theologische Schulen an Seminarien sich nicht füglich ersetzen lassen. Eine Bürgschaft gewährt auch das katholisch-theologische Convictorium, worin einige sechzig hoffnungsvolle hülfsbedürftige Studierende der katholischen Theologie theils ganz unentgeltlich, theils gegen Erstattung eines Theils der Auslagen unter der besondern Aufsicht und Leitung eines Inspektors und einiger Repetenten zusammen wohnen und verpflegt werden, die aber in allem übrigen den Studierenden der Universität gleich stehen.

Der Bericht, welcher demnach der Herr Erzbischof von Köln an den heiligen Vater über die ganze Sachenlage der Fakultät schon vor einigen Jahren erstattete, konnte

nur sehr günstig ausfallen und der heil. Vater spricht sich in seinem Antwortschreiben vom 11. August 1832 im gleichen Sinne aus, die bestehenden Verhältnisse der Fakultät nach ihrem ganzen Umfange gutheißend und bestätigend. Nachdem dem Herrn Erzbischof von Köln die am 18. October v. J. vollzogenen Statuten der katholisch-theologischen Fakultät von Sr. Excellenz dem Hrn. Minister der Cultus-, öffentlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten amtlich mitgetheilt worden sind, so wie sie auch am 29. December v. J. den fünf Fakultäten der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität einer jeden die ihrigen übergeben wurden, drückt der Herr Erzbischof in einem amtlichen, an die katholisch-theologische Fakultät gerichteten Schreiben vom 31. Dezember v. J. seine innigste Theilnahme an ihrer vollständigen Constituirung aus, eröffnet ihr auch, ihre bisherige zuverläßige und ersprießliche Wirksamkeit anerkennend, die erwähnt beifälligen Aeußerungen des h. Stuhls und setzt es somit außer allen Zweifel, daß die katholisch-theologische Fakultät als solche in allen ihren kirchlichen Beziehungen von der kirchlichen Oberbehörde anerkannt sey. Hiermit sieht die katholisch-theologische Fakultät ihr Verhältniß zur Kirche so feststellt, wie es unter den obwaltenden Umständen erwartet werden kann. Sie hat dies in besonderm Schreiben an ihre vorgeordneten Behörden ausgesprochen, dadurch zugleich jenen amtlichen Mittheilungen ihre nähere Beziehung gegeben und sofort einige Ehrenpromotionen vorgenommen. Ihre Wahl fiel einstimmig auf

Se. fürstbischöfliche Durchlaucht, den Herrn Fürstbischof von Ermeland Fürst von Hohenzollern;

Se. bischöfliche Gnaden, den Herrn Bischof Bausch von Limburg;

Se. Hochwürden, den Herrn Dombechant und Generalvikar Hüsgen von Köln;

Se. Hochwürden, den Herrn Domkapitular und Schul- und Regierungsrath Schweitzer;

Se. Hochwürden, den Herrn Domkapitular, Vikariatamtsrath, Stadtdechant und Dompfarrer Filz.

Uebersicht der im Wintersemester 1834—35 auf der Königl. rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn anwesenden Studierenden.

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. Evangelische Theologen . . | a) Inländer 73 | b) Ausländer 24 | 97 |
| II. Katholische Theologen . . | a) Inländer 170 | b) Ausländer 10 | 180 |

| | | |
|---|---|---|
| III. Juristen . . . . . | a) Inländer 229<br>b) Ausländer 36 | 265 |
| IV. Mediciner . . . . . | a) Inländer 138<br>b) Ausländer 18 | 156 |
| V. Philosophen u. Cameralisten | a) Inländer 100<br>b) Ausländer 18 | 118 |
| Nicht Immatrikulirte . . . . . | | 16 |
| Summa . . | | 832 |

(Officielle Quelle).

Statistische Notiz über Bonn.

Die Bevölkerung der Stadt Bonn enthält, nach der neuesten Aufnahme, Anfangs 1835:

| | |
|---|---|
| Civil-Einwohner . . . . . | 12542 |
| Militair . . . . . | 808 |
| Nicht einheimische Studierende . . . | 805 |
| Summa . . | 14155 Seelen. |

Unter den Civileinwohnern befinden sich 10995 Katholiken, 1102 Evangelische, 445 Juden.

| | |
|---|---|
| Kirchen und Kapellen sind vorhanden . . . . | 7 |
| Sonstige öffentliche Gebäude . . . . . | 34 |
| Wohnhäuser . . . . . | 1175 |
| Fabriken und Mühlen . . . . . | 9 |
| Scheunen und Ställe . . . . . | 243 |
| Summa der Gebäude . . | 1468 |

| | |
|---|---|
| Pferde sind vorhanden (ohne Militär) . . . . | 241 |
| Ochsen . . . . . | 91 |
| Kühe . . . . . | 354 |

alles ohne die zur Stadt gehörigen beiden Landgemeinden. (Officielle Quelle).

Einweihung des neuen Ball- und Concertsaales der Bonner Lese- und Erholungs-Gesellschaft.

Die Eröffnung des Ball- und Concertsaales in dem neu erbauten großen Gesellschaftshause der Lese- und Erholungs-Gesellschaft zu Bonn fand am 6. Januar statt. Herr G. M. Kneisel, zeit. Sekretair der Gesellschaft, hatte zu diesem Zwecke den nachfolgenden Festgesang gedichtet, welcher gedruckt vertheilt und bei der Tafel abgesungen wurde.

## Festgesang.

Mel.: Bekränzt mit Laub u. s. w.

Zum erstenmal umfängt uns dies Gebäude
Zu festlichem Verein,
Und soll fortan und stets ein Sitz der Freude,
Der Kunst und Eintracht seyn.

Wo diese drei sich schwesterlich verweben,
Da herrscht die gold'ne Zeit,
Und labt aus ihrem Born das Erdenleben
Mit Himmelsseligkeit.

Die Freude, die, wie Einer Kette Glieder,
In Einen Bund uns reiht,
Und diesem Bund durch Gleichklang, Scherz und Lieder
Die wahre Würze leiht;

Die bei dem Festmahl mit der Liebe Bande
Der Bürger Herz umschlingt,
Wenn laut dem König und dem Vaterlande
Ein Lebehoch erklingt.

Die Tonkunst, die das Zauberreich des Klanges
Dem trunk'nen Ohr erschließt,
Und Hochgefühl auf Wogen des Gesanges
In uns're Brust ergießt.

Die Tanzkunst, die auf leichten Zephirschwingen
Das Leben froh durchfliegt,
Und, statt ihr Loos dem Schicksal abzuringen,
Die Lust im Flug ersiegt.

Die Eintracht, die das Schöne, Gute, Wahre
Heranreift und erhält,
Und ohne die, noch vor dem Blüthenjahre,
Das Größte selbst zerfällt.

Drum sey denn dies gesellige Gebäude
Von heut auf ew'ge Zeit
Dem Dreigestirn der Eintracht, Kunst und Freude
Zum Heiligthum geweiht.

Dann wird, von ihrem Schwesterband umschlungen,
Auch unser Werk gedeih'n,
Und einst der Enkel Schaar noch, dankdurchdrungen,
Sich uns'rer Stiftung freu'n.

### Steinkohlenhandel im Regierungsbezirk Düsseldorf.

Der Kohlenhandel, der sehr lebhaft zu werden schien, weil einestheils die Vorräthe an den Handelsplätzen in Folge der gehemmten Zufuhr beigegangen waren, und weil man anderntheils früher einen strengen und langen Winter befürchtete, ist seit einiger Zeit weniger belebt, und die Magazine zu Ruhrort, dem Hauptsitze des Kohlenhandels, füllen sich. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Düsseldorf v. December 1834).

### Tollwuth in einer Schaafherde im Reg. Bez. Düsseldorf.

Ein Vorfall ganz eigener Art traf in der Nacht vom 8/9 Dec. den Landwirth W. Komanns zu Delrath. Der Schäferhund desselben, welcher mehrere Tage zuvor von einem tollen Hunde gebissen seyn sollte, und der deshalb aus Vorsicht neben dem Schaafstall angekettet lag, riß sich los, brach in diesen ein und wüthete unter den Schaafen dergestalt, daß am folgenden Morgen 56 Stück todt gefunden wurden. Mehrere verwundete, aber noch nicht getödtete Schaafe, welche der Vorsicht wegen isolirt wurden, erkrankten später an der ausgebildeten Tollwuth und mußten in diesem Zustande getödtet werden. (Vorherige Quelle).

### Asyl für entlassene weibliche Verbrecherinnen.

Die rheinisch-westphälische Gefängniß-Gesellschaft hat in dem Städtchen Kaiserswerth ein Asyl für entlassene weibliche Verbrecherinnen evangelischer Confession gegründet, welches in seinen bisherigen Erfolgen allen Erwartungen auf's Erfreulichste entspricht. 17 Personen sind bis jetzt darin aufgenommen worden, und die Mehrzahl derselben hat seitdem bei braven Herrschaften ein Unterkommen gefunden, und allen Anforderungen, welche man an treue und gute Dienstboten machen kann, genügt. (Vorherige Quelle).

### Leichenhaus zu Wesel.

Wie oft unerwartet ein gut gemeintes Wort seinen Boden findet und sich fruchtbar erweiset für das Gemeinwohl, zeigt sich wiederum in einem verdienstlichen Unternehmen zu Wesel.

Nachdem der Aufruf des Staatsraths Hufeland

hinsichtlich der Leichenhäuser bekannt geworden war [1]), wurde von einigen Männern zu Wesel sofort die Idee aufgegriffen, der Stadt ein solches Haus zu verschaffen.

Eine zu diesem Zwecke eröffnete Subscription brachte bald an 500 Thlr. zusammen, ein israelitischer Schlosser machte das Anerbieten, sämmtliche Schlosserarbeiten umsonst zu liefern; ein Kaufmann hat sich erboten, den zum Baue nöthigen Kalk zu schenken, und es ist mit Zuversicht zu erwarten, daß der Plan zur Ausführung komme. (Officielle Quelle).

### Erdbeben zu Koblenz und in der Umgegend.

In der Nacht vom 16. zum 17. December stürmte es heftig; nachdem aber gegen Morgen die Luft etwas ruhig geworden war, wurde bald nach 6 Uhr in Koblenz und mehreren Nachbarorten ein doppelter Erdstoß verspürt, welcher jedoch nicht so heftig war, einen Schaden anzurichten; am stärksten soll die Erderschütterung zu Niedermendig im Kr. Mayen gewesen seyn, welches in der Mitte der erloschenen Vulkane der Vordereifel liegt, und hat sich überhaupt, so weit die bis jetzt eingelaufenen Nachrichten reichen, die für die hiesige Gegend ungewöhnliche Erscheinung nicht weit über die Grenzen der vulkanischen Gebirgsformation ausgedehnt, welches anzudeuten scheint, daß diese nicht ohne Einfluß darauf gewesen sey. [2]) (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Koblenz vom Dec. 1834).

### Weinhandel im Reg. Bez. Koblenz.

Der Absatz der mittleren und geringen Weinsorten hat sich noch nicht gehoben, und ist auch in dem Aufkauf der vorzüglicheren Weine ein Stillstand eingetreten, weil die Spekulanten die Entscheidung der Frage über den Zollanschluß des Herzogthums Nassau abwarten wollen. (Dieselbe Quelle).

### Salzbäder zu Kreuznach.

Unsere Salzbäder haben auch in diesem Jahre (1834) die Erwartungen und Celebrität, welche die vorhergegangenen angeregt, gerechtfertigt. Der Besuch fremder Gäste, und zum Theil aus weiter Ferne war so zahlreich, daß

1) Vergl. rhein. Pr. Bl. neue Folge. 1834. B. II. S. 152 f. D. H.
2) Auf dieses Ereigniß werden wir zurückkommen, wenn die erwarteten vollständigen Nachrichten vorliegen, D. H.

die auf den Salinen vorfindlichen Einrichtungen schon nicht mehr ausreichten und die Nothwendigkeit darthaten, für ein bequemeres und besseres Unterkommen der Badegäste zu sorgen. Dazu sind nun die Vorbereitungen in einer recht vielversprechenden Weise gemacht.. Es hat sich nämlich eine Gesellschaft gebildet, welche durch Aktien den zur Anlage eines öffentlichen Bade- und Kurhauses erforderlichen Kapitalfonds aufzubringen beabsichtiget; der Fonds ist vor der Hand zu 18000 Thl. berechnet, und bereits sind 12000 Thl. durch die Bürger der Stadt gezeichnet. Die Statuten der Gesellschaft, welche jetzt S. M. dem Könige zur Sanktion vorgelegt werden, sollen sobald diese erfolgt ist, öffentlich bekannt gemacht, und damit eine Aufforderung zum Beitritte mittelst Aktienzeichnung an die benachbarten rheinischen Städte verbunden werden. Die Gesellschaft hat bereits ein sehr günstig und im Mittelpunkte der vielen Naturschönheiten, mit welchen die Vorsehung unsere Stadt und Gegend so reichlich geschmückt hat, gelegenes Grundstück von etwa 12 Morgen Flächeninhalt angekauft, dessen größerer Theil schon früher zu einem Park angelegt worden, und welcher jetzt für Kur- und Badehaus, so wie Spaziergänge benutzt und eingerichtet werden soll. Erfreulich ist es hiebei, daß selbst weniger bemittelte Familien es sich nicht versagen wollten, durch Zeichnung von einer oder zwei Aktien ihre Theilnahme an dieser gemeinnützigen Anstalt zu bethätigen, und aus diesem Grunde ist nach dem ausdrücklichen Wunsche der Bürgerschaft die einzelne Aktie nur zu 25 Thl. fixirt worden. — Möge dieser Geist des Gemeinnützigen immer der vorherrschende bleiben! Im nächsten Frühjahr wird der Grundstein zum Badehaus gelegt, das 25 Zimmer zu Sool-, Douche-, Tropf- und russischen (Dampf-) Bädern enthalten soll, und bis zum Sommer, spätestens dem Herbste, soll, so hoffen wir, das neue Gebäude in einem gefälligen und einfachen Style, aber auf das Zweckmäßigste und Bequemste eingerichtet, fertig seyn, und Zeugniß geben von der Eintracht und dem guten Willen, welche die hiesige Bürgerschaft beseelen, wenn es sich darum handelt, ein nützliches Werk zu Stande zu bringen.

Ueber die Wirksamkeit der Soolbäder kann ich nicht viel anführen; ich muß dies den Leuten vom Fache überlassen. Ich kann nur sagen, was thatsächlich ist, nämlich

daß seit sechs Jahren die Zahl der Gäste, welche die hiesigen Soolbäder besuchen, bedeutend wächst, daß Viele unter diesen, nachdem sie mehrere Badeorte ohne glücklichen Erfolg besucht hatten, hier von ihren Leiden und Krankheiten geheilt wurden, und daß bei Einzelnen selbst veraltete Uebel der verständig geleiteten Anwendung unserer Soolbäder gewichen sind. Von dieser Leitung scheint aber sehr vieles abzuhängen und sie ist eben sowohl durch Erfahrung als Studium bedingt.

Ich werde Sie von dem Fortgange dieses für die Menschheit so wohlthätigen als erfreulichen Unternehmens von Zeit zu Zeit unterrichten. (Briefliche Mittheilung).

### Gesangverein zu Kreuznach.

Es ist die Frucht des Friedens, daß das ausgestreute Saamenkorn sich ungestört entwickelt und zu Kraft und Gedeihen erstarkt; es ist die Frucht des Friedens, daß der Gärtner wieder Muth und Vertrauen faßt und den Boden vom Unkraute reinigt und ihn vorbereitet, damit er für die Saat empfänglich und fruchtbar werde. Und wem haben wir diesen Frieden zu danken; wem anders als unserm Könige, der hiedurch viel größer dasteht, als er je durch die glänzendste Waffenthat hätte werden können. Sehen wir doch um uns her, so erblicken wir überall neben den Bestrebungen für das materielle Wohlseyn, die regsamste Entfaltung derjenigen Mittel und Kräfte, welche den Geist bilden und das Gemüth veredeln. Wissenschaften und Künste führen einen edeln Wettstreit, wer am ehesten des edeln Königs Absichten erfüllen, wer für seinen Ruhm das unvergänglichste Denkmal stiften soll. Das unvergänglichste sage ich, weil es in dem Leben und in der Gesinnung des Volkes gegründet werden, weil es auf Generationen übergehen, diesen eine glückliche Zukunft, und uns das freudige Bewußtseyn geben soll, mitgewirkt zu haben. So ist denn auch bei uns in der neuern Zeit ein Institut entstanden, welches, wenn seine Thätigkeit nicht gestört wird, schöne Früchte tragen soll. Ich meine den Gesangverein, der, aus etwa 36 Mitgliedern bestehend, sich die Aufgabe gesetzt hat, die beßten Arbeiten der würdigsten Meister, Gluck, Graun, Händl, Haydn, Mozart, Beethoven ꝛc. einzustudiren, und gleichzeitig mit der Ausbildung des eigenen Kunstsinnes den guten Geschmack,

oder vielmehr den Geſchmack an der guten, alten Muſik zu erhalten und auszubreiten. Alle ſogenannte profane Muſik iſt bei dieſem Vereine ausgeſchloſſen, und die Erfahrung beſtätigt ſich auch hier, daß ſchwierige Aufgaben, wenn es ihnen ſonſt an innerer Wahrheit und Schönheit nicht fehlt, den unverdorbenen Menſchen weit mehr zu feſſeln vermögen, als leichte, in gefällige Formen gekleidete Arbeiten, denen es am innern Gehalte fehlt. Die ſchönſte Muſik iſt immer diejenige, welche dem, was das menſchliche Herz für heilig hält, dient. (Die vorherige Quelle.)

Krankheiten im Reg. Bez. Trier.

Die unter der gewöhnlichen Benennung Nervenfieber ſeit längerer Zeit vorherrſchende fieberhafte Krankheit kömmt, durch die anhaltend wechſelnde Witterung begünſtigt, ſowohl in hieſiger Stadt, als auf dem Lande, namentlich in den Kr. Daun und Berncaſtel, noch immer vor, und rafft hie und da manches Opfer hin. Lange Zeit mit dem in den Jahren 1813 und 1814 furchtbar graſſirenden Lazarethfieber verwechſelt, erregte ſie beſonders auf dem Lande viele Beſorgniß, bis man ſie als mit dem ſogenannten Schleimfieber oder rheumatiſch-gaſtriſchem Fieber identiſch erkannte, das hauptſächlich durch Störung der Verdauung und Ernährung erzeugt wird, und durch große Schwäche, Hinfälligkeit und Neigung zu leichtem Irrereden ſich bemerklich macht, jedoch weniger gefährlich und weit ſeltener tödtlich iſt, als das eigentliche Nervenfieber, auch die Gefahr der Anſteckung in der Regel nicht mit ſich führt. Eine, das Publikum hinſichtlich der in demſelben verbreiteten Beſorgniſſe beruhigende, Bekanntmachung hat die Königl. Regierung durch das Amtsblatt erlaſſen. In mehrern Gemeinden des Kr. Berncaſtel herrſcht die Croup, in andern die Krätze; zu Zeltingen iſt eine Wöchnerinn vor Kurzem an den natürlichen Menſchenpocken erkrankt, und im Kr. Prüm hat ſich ebenfalls dieſe Krankheit gezeigt. Sofort wurden die nöthigen Sicherheitsmaaßregeln getroffen, um deren weitere Verbreitung zu verhüten. In Trier überſtiegen übrigens die vorgekommenen Geburten die Sterbefälle weit um ¼. (Zeit. Ber. der K. Reg. zu Trier v. Dec. 1834).

Das Nervenfieber, welches ſeit dem Monat Auguſt

vorigen Jahres hier epidemisch gewesen, einen bösartigen Charakter angenommen hatte, und nur in wenigen Wohnungen und Familien der hiesigen volkreichen Gemeinde nicht mit seiner lebenbedrohenden Gewalt eingekehrt war, hat nun seine Stadien durchlaufen und, nach Allem, Gott sey Dank! seine Endschaft erreicht. Dasselbe hatte 310 Individuen, wovon 185 weiblichen, 125 männlichen Geschlechts, bei Weitem die Meisten aus dem jugendlichen Alter waren, mit einer unwiderstehlichen Gewalt ergriffen und auf das Krankenlager niedergeworfen. Der hiesige Flecken mit den dazu gehörigen Weilern Litzig und Rißbach war dadurch mit einer großen Mortalität sichtbar bedroht, welche aber doch nicht eingetreten ist; denn es sind von den 310 Erkrankten nur 21 gestorben. Dieses erwünschte, höchst erfreuliche Resultat ist, wo nicht ganz, doch unleugbar größtentheils das Werk der Heilkunst, der rastlosen Thätigkeit, der Aufopferung aller Bequemlichkeit und selbst der eigenen Gesundheit und des Lebens, des rühmlich bekannten Distriktsarztes, Hrn. Dr. Graff in Traarbach, welcher, wie bei Tag so bei Nacht, die hiesigen Kranken, ohne Ausnahme, auf das Gewissenhafteste behandelt hat, und darüber auf eine kurze Zeit, leider! selbst erkrankte, aber auch auf seinem Krankenlager sich selbst vergessend, seinen hiesigen Patienten ärztlichen Rath und Trost und ärztliche Hülfe mit einer seltenen Sorgfalt hat angedeihen lassen. Es hieße sich auf eine grobe Art an der Wahrheit und Gerechtigkeit versündigen, wenn man eine solche, höchst verdienstvolle und eines jeden Anerkenntnisses werthe ärztliche Wirksamkeit nicht zur öffentlichen Kenntniß bringen wollte. (Briefliche Mittheilung aus Traben an der Mosel v. 5. Jan. 1835).

### Handel und Fabriken im Reg. Bez. Aachen.

Das allmählige Herabsinken der Wollpreise auf einen mäßigern, dem Verhältniß der Fabrikation angemessenen, Stand begünstigt den Gang der Tuchfabriken, und es erfreuen sich dieselben in den Städten Aachen, Eupen, Düren und Montjoie einer lebhaften Thätigkeit, so daß der Arbeiter, welcher Lust zur Arbeit hat, Gelegenheit findet, sein Brod zu verdienen. Eben so ist auch der Absatz der Bleierzproducte im Kr. Schleiden noch fortdauernd im Zunehmen, ein Umstand der auf den betreffenden in seinen Betriebsverhältnissen längere Zeit hindurch sehr zu-

rückgesetzten Landesdistrikt und die Bergarbeiter insbesondere sehr wohlthätig einwirkt. (Z. B. der K. Reg. zu Aachen vom Dez. 1834).

## XV.

## Miszellen aus andern Provinzen und vom Auslande.

### Basaltischer Boden.

Für den November 1836 wurde von der K. Societät der Wissenschaften zu Göttingen folgende Preisaufgabe mit den gewöhnlichen Bedingungen bekannt gemacht, welche für die Rheinprovinz in Bezug auf die in ihr häufig vorkommende Bodenbeschaffenheit ein besonderes Interesse hat:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt: aber noch nicht genügend sind seine physikalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen. Die Königl. Societät verlangt daher:

„Eine gründliche Prüfung der physikalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.“

### Kaffee zu färben und zu bleichen.

Ein in Holland häufig angewandtes Mittel blauen Kaffee gelb zu machen, besteht darin, daß man ihn auf Horden ausbreitet und mäßig erwärmt. Durch langes Liegen wird er übrigens von selbst weiß. Das neue als Geheimniß angepriesene Mittel Kaffee blau zu machen, besteht darin, daß man denselben mit Wasser, in welchem etwas kohlensaures Natron (oder Potasche) gelöst ist, einsprengt und dann wieder trocknen läßt. Wendet man zu viel Natron an, so wird er beinahe ganz schwarz. Beide Mittel verbessern übrigens den Kaffee nicht. (Leuchs's allg. polytechn. Zeit. Nro. 43, 1834.

### Chocoladefabrikation.

Die Fabrikation der Chocolade hat, seitdem man sogenannte Dampfschokolade macht, oder richtiger zu sagen, seit-

dem man sie wohlfeiler im Handel liefert, eine außerordentliche Ausdehnung erhalten, und wird gewiß noch mehr zunehmen, wenn die Fabrikanten fortwährend dafür sorgen, sie wohlfeiler zu liefern, damit sie Getränk der Armen werden kann, wozu sie sich ungleich besser eignet, als der Kaffee. In der That ist es ein wahrer Widersinn, wenn der Arme und auch der mäßig Wohlhabende Geld ausgibt für die Brühe einer verbrannten Bohne, die nicht im Geringsten nährt, die außer einer kurzen Aufregung und Schwächung der Nerven gar keinen Nutzen hat, und nur durch zugesetzten Zucker und Milch einige nährende Theile erhält. Mag die Chocolade jetzt auch noch etwas mehr kosten als diese verbrannte Brühe, so verdient sie doch den Vorzug für den Armen, da sie nährt und sättigt, und es ihm also möglich macht, die Mehrkosten doppelt am Essen zu ersparen. Der spanische Soldat, der beste Fußgänger der Welt, macht mit vier Loth Chocolade, wenn es seyn muß, einen Marsch von 20 Stunden, unter einer glühenden Sonne, und in der That gibt es kein feineres und leichteres Nahrungsmittel. In Spanien kostet das Pfund Chocolade 20 Kreuzer. Sie ist ungewürzt, wie sie immer seyn sollte. In Deutschland kostet der wohlfeilste Cacao 33 Gulden, ¼ geht bei der Fabrikation verloren, also kommen 100 Pf. auf 42 fl. Den gleichen Preis hat der Zucker, und da die Hälfte davon darunter kommt, so läßt sich das leichte Pfund geringe Chocolade mit gehörigem Gewinn für 24 bis 30 Kreuzer herstellen; ein Preis, zu welchem dieselbe, wenn man die Kosten des Kaffe's und Zuckers zusammenrechnet, wohl mit diesem konkuriren kann. Derjenige, der darauf zu sehen hat, daß sein Körper oder der seiner Arbeiter mit wenig Kosten gut genährt wird, dürfte daher stets den Gebrauch der Chocolade vortheilhafter finden, als den des Kaffe's. Wer sich freilich durch übermäßigen Genuß von Bier ohnedem das Blut verdickt und den Verstand durch die narkotische Einwirkung des Hopfens verdüstert, dem würden wir die Chocolade nicht empfehlen, sondern den Kaffe, der durch entgegengesetzte Wirkungen, hier ein Gegengift abgibt. Dies ist auch der Grund, warum Kaffe in den eigentlichen Bierländern und besonders in Altbaiern so beliebt ist, und so gut gemacht wird, während man ihn in den Weinländern weniger schätzt und ungleich schlechter bereitet. — Wem übrigens die ächte

Chocolade zu theuer kommt, der kann sich von der sogenannten künstlichen, ein ebenfalls sehr nahrhaftes und gesundes Getränk bereiten. Man erhält diese, indem man Mehl mit etwas Schmalz (ausgelassener Butter) in einer blechernen Pfanne hellgelb röstet (einbrennt), dann vier- bis fünfmal so viel Milch darunter rührt, und nach Belieben mit Zucker versüßt, oder mit Gewürzen Geschmack ertheilt oder auch durch Eier dicker und nahrhafter macht. Es wäre zu wünschen, daß auch diese Chocolade im Handel geliefert würde. Geröstetes Kartoffel-Stärkmehl, das bekanntlich schon im kalten Wasser ganz löslich ist, wäre wahrscheinlich besser, als Weizenmehl. 100 Pf. desselben, die geröstet höchstens auf 10 fl. kommen, 20—40 Pf. Fett und 80—90 Pf. Zucker würden zu einer Chocolade dieser Art hinreichen, und das Pfund also leicht zu 15 Kreuzer geliefert werden. Man könnte das Pfund selbst für 9 Kreuzer herstellen, wenn man statt des Zuckers ganz oder theilweise durch Malz verzuckertes Stärkmehl (das überhaupt noch eine große Rolle in der Chokoladefabrikation spielen wird), nehmen wollte. (Leuchs's allgem. polyt. Zeit. Nro. 45, 1834.)

### Schnupftabakverbesserungs-Sauce.

In einer guten Tasse Kaffee, von einem Loth gekocht, wird so viel weißer Zucker aufgelöst, als man gewöhnlich braucht, denselben zu versüßen. In diesem Kaffee löst man ein halbes Loth peruvianischen Balsam auf, feuchtet mit dieser Sauce ein Pfund einheimischen Tabak an, nachdem derselbe in einem steinernen oder gläsernen Topfe oder Behältnisse eingeknetet ist, und bindet dieses fest zu, damit der Geruch mit dem Tabak sich vermische. Binnen 24 bis 48 Stunden schon kann man diesen nunmehr wohlriechenden und wohlschmeckenden Tabak gebrauchen. (Preuß. Prov. Bl. 1835. Januar-Heft.)

### Pariser Handschuhe aus Papier.

Die schönsten Handschuhe werden seit einiger Zeit in Paris aus gewalktem Papier gemacht. Sie haben eine blendende Weiße und ungemein viel Elasticität. Das Innere der flachen Hand dient als Schreibtafel. Sie werden mit Kautschuck (Gummi-elasticum) gereinigt. (Hartmann's Zeitbl. f. Gewerbtreibende. Nro. 18. 1833.)

## Jubelfest der schlesischen Provinzialblätter.

Die rheinischen Provinzialblätter erzählen es gerne, daß mit dem Jahre 1785 die schlesischen Provinzialblätter begonnen haben, mit dem Ablaufe des Jahres 1834 fünfzig Jahrgänge derselben vorlagen, die provinziale Zeitschrift also ein halbes Jahrhundert dauerte und mit dem Monat Januar d. J. selbst als Jubelgreis ihr Jubelfest verkündigt hat. Unverändert in Wesen, Zweck und Form erhielt sich das Blatt durch die bedrängtesten Zeiten, welche gerade das Land hart und schwer trafen, dessen Dienste es sich gewidmet hat, sah eine Menge ähnlicher Institute aufgehen und untergehen, die bei einem weiter in das Leben und in die Wissenschaft gehenden Ziele auf das sicherste gegründet zu seyn schienen und hat sich einen Kreis von Lesern geschaffen, deren Anhänglichkeit und Theilnahme ihm Dauer und Fortbestehen bei einer Verbreitung sichert, welche vielleicht wenige Zeitschriften in diesem Umfange aufzuweisen vermögen.

Die rheinischen Provinzialblätter von gleicher Tendenz wie ihre schwesterlichen in Schlesien wagen es, dieses Ereigniß auch für sich als eine schöne Vorbedeutung anzusehen, welche Wohlwollen und Nachsicht der Leser, vereinigt mit dem tüchtigen provinzialen Streben der Mitarbeiter, Herausgeber und Verleger nur zur Verwirklichung führen können.

Die jetzt an der Spitze stehenden Herausgeber und Verleger werden das schöne Ziel nie aus den Augen verlieren! Daher Glück auf! im besten Vertrauen auf den Vaterlandssinn und die Geneigtheit der Leser in allen Ständen und Kreisen der Provinz am schönen Strome.

# Verzeichniß der in der Rheinprovinz erſchienenen neuen Bücher und Kunſtſachen.

---

ABC des kölniſchen Maskenfeſtes in 25 illum. Bildern, auf Ohne-Anfangs-Papier von Reſſafrey. 16. Köln, Renard u. Dübyen. geb. 15 Sg.

Ahn, F. praktiſcher Lehrgang zur ſchnellen und leichten Erlernung der franz. Sprache. 2e Aufl. 8. Köln, DuMont-Schauberg. 112 S. br. 7½ Sg.

Antwerpen, J. F., Gebete bei der täglichen h. Meſſe der Schuljugend. 3e Aufl. 12. Köln, P. Schmitz. 114 S. 3¾ Sg.

Bildniſſe der Professoren der Rhein. Friedr.-Wilhelms-Universität, auf den Stein gez. von C. Hohe. Ie Liefer.: 1) Dr. G. C. W. Augusti, 2) Dr. C. F. Harleß. 3) Dr. F. Mackeldey, 4) Dr. J. M. A. Scholz. IIe Lieferung: 1) Dr. J. H. Achterfeld, 2) Dr. A. Goldfuß, 3) Dr. C. J. Nitzsch, 4) Dr. Ferd. Walter. Fol. Bonn, Henry et Cohen. 2 Thl. 15 Sg.

Briefe der nach Amerika ausgewanderten Familie Steines. Für die Verwandten, Freunde und Bekannten der Ausgewanderten; für alle Diejenigen, welche ſich für Auswanderungen intereſſiren; beſonders aber für Diejenigen, welche ſelbſt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern gedenken. Herausgeg. v. F. Dellmann. 8. Weſel, Becker. 150 S. br. 15 Sg.

Blätter, Rheiniſche, für Erziehung und Unterricht. Herausgeg. von F. A. W. Dieſterweg. Jahrg. 1835. gr. 8. Eſſen, Bädeker. 6 Hefte. br. 2 Thl. 20 Sg.

Camphauſen, L., zur Eiſenbahn von Köln nach Antwerpen. 2e Heft. gr. 8. Köln, P. Schmitz. 116 S. br. 10 Sg.

Hansen, J. A. J., die Weihbischöfe von Trier. (Aus den rheinischen Provinzialblättern besonders abgedruckt). 8. Köln, Bachem. 46 S. geh. 3 Sg.

Lieth, C. L. T., Gedichte für das erste Jugendalter zur Bildung des Geistes und Herzens. 2 Thle. 8. Crefeld, Funke. 572 S. br. 1 Thl.

Manzoni, A., Bemerkungen über die katholische Moral. Aus dem Italien. von J. von Orsbach. gr. 8. Köln, DuMont-Schauberg. 186 S. br. 20 Sg.

Schreven, J. F., hinterlassene Predigten. I. Sonntagspredigten, nebst einigen auf des Herrn höchste Feste. 4e Aufl. gr. 8. Köln, P. Schmitz. 334 S. 1 Thl.

Windischmann, C. J. H., die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte. 1r Theil: die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande. 4e Abthlg. gr. 8. Bonn, Marcus. Nachschuß. 25 Sg.

Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie. 12s Heft. gr. 8. Köln, DuMont-Schauberg. 304 S. br. 1 Thl.

# Allgemeiner Anzeiger

zu den Rheinischen Provinzialblättern. 1835. 1s Heft.

---

# Pfennig-Ausgabe in Heften

## à 7½ Sgr.

(Auflage 5000.)

Bei Fr. Sam. Gerhard in Danzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben (in Köln auch bei Bachem, DuMont-Schauberg, Renard u. Dübyen, Rommerskirchen, J. G. Schmitz und P. Schmitz) das erste Heft

der

## Geschichte des Preuß. Staates und Volkes

für alle Stände bearbeitet

von

## Dr. Eduard Heinel.

Geistreiche, höchst anziehende Darstellungsweise, und ein edler, blühender Styl, verbunden mit einem allgemein verständlichen Vortrage, zeichnen das vorliegende Werk, dessen Zueignung Se. Majestät der König anzunehmen geruhet haben, vor hundert ähnlichen rühmlichst aus, und empfehlen wir dasselbe dringend allen denen, welche eine gute Geschichte des Preuß. Staates und Volkes zu besitzen wünschen. Der Hr. Verf. hat seinen Zweck, für alle Stände zu schreiben, trefflich erfüllt, und das Werk sollte in keines Preußen Hause fehlen.

Das ganze auf schönem Maschinen-Velinpapier höchst sauber gedruckte Werk, wird aus fünf Bänden bestehen, und jeder Band aus 5 bis 6 Heften von circa 7 Bogen. Regelmäßig alle 4 Wochen erscheint ein Heft, und da jedes Heft nur 7½ Sg. kostet, so ist die Anschaffung dieses trefflichen Werkes auch dem Minderbegüterten leicht möglich.

# Schiller's

## sämmtliche Werke

in

## zwölf Octav-Bänden.

Velinpapier, mit zwölf Stahlstichen als Titelbilder.

---

Die erste Lieferung wird in der Jubilate-Messe 1835, die zweite Lieferung im Herbst 1835, die dritte und vierte Lieferung im Laufe des Jahres 1836 versendet werden.

Den Subscriptionspreis für alle zwölf Bände mit den Stahlstichen haben wir auf 9 Thl. 24 Sg. festgesetzt, welcher Betrag beim Empfange jeder Lieferung mit 2 Thl. 13½ Sg. zu bezahlen ist. Um aber auch solchen Käufern zu genügen, welche einer viermaligen Berechnung die Entrichtung des ganzen Betrags auf Einmal vorziehen, lassen wir für dieselben einen Pränumerationspreis von 7 Thl. 21¼ Sg. für das Ganze bestehen, welcher jedoch mit der Oster-Messe 1835 erlischt. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an. (In Köln J. P. Bachem, Hofbuchhändler und Buchdrucker, bei welchem auch Probeblätter zu haben sind.)

Für eine ganz entsprechende Ausstattung dieser Ausgabe bürgen die bekannten neuern Leistungen unserer Druckereien.

Stuttgart und Tübingen, im December 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung.

---

XIV. Miszellen aus der Provinz.

Fabriken und Handel im Regierungsbezirk Köln. . . . . S. 101

Eisenbahnprojekt von Köln bis zur belgischen Grenze. . . . . 101

Eisenbahnprojekt auf der rechten Rheinseite. 102

Promotionen der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn. . . . . 102

Uebersicht der im Wintersemester 1834—35 auf der Königl. rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn anwesenden Studirenden 104

Statistische Notiz über Bonn . . . . . 105

Einweihung des neuen Ball- und Concertsaales der Bonner Lese- und Erholungs-Gesellschaft. . . . . 105

Steinkohlenhandel im Regierungsbezirk Düsseldorf . . . . . 107

Tollwuth in einer Schaafherde im Reg. Bez. Düsseldorf. . . . . 107

Asyl für entlassene weibliche Verbrecherinnen 107

Leichenhaus zu Wesel . . . . . 107

Erdbeben zu Koblenz und in der Umgegend. 108

Weinhandel im Reg. Bez. Koblenz . . . . 108

Salzbäder in Kreuznach. . . . . 108

Gesangverein in Kreuznach. . . . . 110

Krankheiten im Reg. Bez. Trier . . . . . 111

Handel und Fabriken im Reg. Bez. Aachen. 112

XV. Miszellen aus andern Provinzen und vom Auslande.

Basaltischer Boden . . . . . 113

Kaffee zu färben und zu bleichen . . . . . 113

Chocoladefabrikation . . . . . 113

Schnupftabakverbesserungs-Sauce . . . . . 115

Pariser Handschuhe aus Papier . . . . . 115

Jubelfest der schlesischen Provinzialblätter . . 116

Die gegenwärtige Umschlags-Seite möge mit den Nam-
men derjenigen verehrten Männer ausgefullt werden, welche
che zu der neuen Folge der Prov. Blätter bereits Beiträge gegeben, oder deren nächstens versprochen haben, wobei aber die Angabe der Titel dieser schätzbaren Aufsätze wegen Mangel an Raum, umgangen werden muß.

Aldefeld in Aachen, Althans in Sayner Hütte, Pfarrschüz in Coblenz, Arndt in Bonn, Arndts in Düsseldorf, Augusti in Bonn, Bärsch in Trier, Beck in Neuwied, Bergemann in Bonn, Bischof in Bonn, E. Bischoff in Bonn, A. Bleibtreu in Erpel, L. Bleibtreu in Kloster Pützchen, Böhm in Andernach, Brüning in Elberfeld, Bottlatti in Lechenich, Buß in Creuznach, von Daniels in Köln, Diesterweg in Bonn, Eiler in Bonn, Eskens in Trier, Fallenstein in Coblenz, Fasbender in Düsseldorf, Fiedler in Westphalen, Fulda in Bonn, Goldfuß in Bonn, Grube in Düsseldorf, Hansen in Lisdorf, Hardt in Imbroich, Harleß in Bonn, Hesse in Bitburg, Hesseberger in Coblenz, Hisgen in Trier, Jacobi in Siegburg, Kraus in Langerwehe, von Knoppe in Neuwied, von Lassaulx in Coblenz, Lenne in Honnef, Martins in Bonn, Mecke in Coblenz, Menn in Düsseldorf, Nees von Esenbeck in Bonn, Neumann in Aachen, Nitzsch in Bonn, Nöggerath in S. Johann-Saarbrücken, von Oeynhausen in Bonn, Pauls in Coblenz, Ristelhüber in Brauweiler, Ritz in Aachen, von Rohr in Ottweiler, Schäffer in Sayn, Schmidt I in Berlin, Scholz in Bonn, Schulze in Düren, Scotti in Düsseldorf, Sello in Saarbrücken, Simons in Vogelsang, von Stramberg in Coblenz, Treviranus in Bonn, Trimborn in Bonn, von Tschudimenstein in Düsseldorf, Umpfenbach in Düsseldorf, Voget in Heinsberg, Wohl in Köln, Weddingen in Köln, von Wittgenstein in Köln, Wolff in Malmedy, Wutzer in Bonn, und mehrere Ungenannte.

---

Nachricht.

Der besonders geringe Abonnementspreis dieser Zeitschrift, drei Thaler für den ganzen Jahrgang von zwölf Monatsheften, für sie im ganzen Preuß. Staate franco durch die K. Post und alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können.

N° 2.

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische

# Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe, Kaufleute u. s. w.

von


## Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberbergrath und öffentl. ord. Professor der Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität, Mitdirektor des naturhistorischen Museums derselben, Direktor des naturwissenschaftl. Seminars, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes.



Neue Folge. — Zweiter Jahrgang.

Erster Band.

Zweites Heft.

Köln am Rhein:

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1835.



Landesbibliothek

# Inhalt.


| | | |
|---|---|---|
| I | Die St. Gereons-Säule zu Köln . . . . . | 117 |
| II. | Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerstein, von der Stiftsdame Adelheid von Stolterfoth . . . . . | 119 |
| III. | Der Rheingrafenstein bei Kreuznach von Hrn. J. H. Kaufmann. . . . . | 125 |
| IV. | Einige Notizen über das Kloster Laach vom Hrn. Direktor Dr. Beck in Neuwied. . . | 132 |
| V. | Verzeichniß der Aebte zu Laach von demselben | 140 |
| VI. | Warum sieht der Himmel blau aus?. . . . | 142 |
| VII. | Angebliche Fährten urweltlicher Affen (Quadrumanen) in Sandsteinen vom Herausgeber | 143 |
| VIII. | Weinpreise in den vier Thälern Bacharach, Steg, Diebach und Mannebach, vom Ende des 15. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Aus den alten Rathsbüchern gezogen) . . . . . | 149 |
| IX. | Gesetzliches Verhältniß des Privat-Forst-, Jagd- und Fischereiwesens in der Rheinprovinz, westseits. . . . . | 156 |
| X. | Erwiederung auf die Anfrage des Hrn. Apothekers Voget in Heinsberg: „Giebt es ein zuverläßiges Vertilgungs- und Abwehrungsmittel gegen die, den Pappelpflanzungen so schädliche Raupe des Weidenspinners (Phalaena Bomb. sal.)? (Rhein. Prov. Bl. 11. Heft 1834) . . . . . | 161 |
| XI. | Pflanzung der Pyramidenpappel v. Hrn. Neeb | 165 |
| XII. | Eine besonders erfolgreiche Methode von den gefüllten gelben Rosen alljährlich viel und schöne Blumen zu erhalten. Mitgeth. vom Lehrer Hrn. Görner in Straupitz . . . . | 169 |
| XIII. | Ansichten über Pferdezucht am Niederrhein, in einem Briefwechsel mitgeth. von dem Gutsbesitzer Hrn. Simons auf Vogelsang bei Köln | 174 |
| XIV. | Zwei rheinische Medaillen zu Ehren zweier um die Rheinprovinz hochverdienter Männer | 189 |

# I.

## Die St. Gereons-Säule zu Köln.

In der Vorhalle der St. Gereonskirche zu Köln finden sich Stücke einer Granitsäule eingemauert, die früher in einer Nische links beim Eingang in die Rotunda gestanden hat. Im Jahr 1795 beabsichtigten die Franzosen, diese Säule mit denen aus der Domkirche zu Aachen nach Paris zu bringen; beim Ausbrechen ward sie aber leider zerstört.

Diese Säule muß in den ältesten Zeiten einen großen Ruf und eine eigene Bedeutung gehabt haben. Sie dürfte den alten Kölnern wohl das gewesen seyn, was die Irmensäule den Sachsen war.

In einem alten lateinischen Gedichte aus dem 9. bis 12. Jahrhundert ist davon die Rede. [1]) Der Dichter läßt Isegrim bei dieser Säule zu Reineckens Verderben den schrecklichsten Eid schwören und sagt dabei, daß weder Rom noch Jerusalem eine solche Säule aufzuweisen hätten. [2])

An einer andern Stelle des nämlichen Gedichtes ist von einer Wallfahrt zu dieser Säule die Rede und es heißt, daß sie anders stehe dem Schuldigen als dem Unschuldigen. [3])

1) Reinardus Vulpes, herausgegeben von Franz Joseph Mone. Stuttgart und Tübingen 1832.

2) Terribilem sancti Gereonis juro columnam,
Cui nec parem Roma nec Jerosolma tonet.
Lib. I. V. 1249.

3) Orandi studio loca visere sacra solebat
Caprea. — — — — — —
Sola domo exierat sanctos aditura, peregre
Visere quos crebro voverat ante diem;

Nach Gelenius [4]) und v. Hüpsch [5]) soll über der Säule eine Messingplatte mit folgender Inschrift [6]) gestanden haben:

Glaub' es rein, an diesem Stein
Soll einst das Blut geflossen seyn.
Sollt' ich schuldig seyn,
So ist hier die Strafe mein.

Es scheint hieraus, als seyen Gottesurtheile bei dieser Säule abgehalten worden.

Vielleicht mußten die, denen der Reinigungseid aufgelegt war, in dem engen Raum der Nische um die Säule herum gehen? Zu dieser Vermuthung giebt die Einbiegung der Mauer am alten Standorte gegründete Veranlassung.

Möge eine passende Inschrift über den Bruchstücken von dem alten Ruhme der Säule wie von der Vergänglichkeit der irdischen Dinge Kunde geben.

Geschrieben im Kreise Rheinbach
Januar 1835. —o..

---

Ein Freund und erfahrener Forscher in Kölns Alterthums- und Kunst-Denkmalen hat uns über dasjenige, was in der Sage von jener Säule lebt, folgende Notiz mitgetheilt. D. H.

Die Sage erzählt, Helena, die Erbauerin der Kirche des h. Gereon, habe die Säule aus dem gelobten Lande herübergebracht, und frommer Glaube bezeichnete sie als die, an welcher der Heiland gegeißelt worden. Wer einen Meineid begangen, oder sonst von schwerer Sündenlast gedrückt worden,

Praecipuae sancti Gereonis in aede columnam
Dispariter stantem sontibus atque piis.
Lib. III. V. 1—26.

4) Gelenius, de magnitudine Coloniae. p. 260.
5) v. Hüpsch, Epigrammatographia. Bd. 2. p. 6.
6) Adde fidem, fuit hic pridem fusus cruor idem
Ad lapidem, sidem me male, punit idem.

ſey beim Anblick dieſer Säule jähen Todes geſtorben. Als König Theuderich, Enkel der blutigen Brunnhilde, auf deren Anſtiften ſeinem Bruder Theudebert das ſchöne Elſaß entreißen wollte und denſelben bei Toul und dann 612 bei Zülpich geſchlagen, den Fliehenden in Köln ermordet hatte (die Geſchichte ſagt, Theudebert ſey bei Zülpich gefangen, in ein Kloſter geſteckt und auf Brunnhildens Befehl ermordet, ſowie ſein Sohn Merowich an einem Felſen zerſchmettert worden), befand er ſich 613 eines Tages mit ſeinem Hofgeſinde in der Kirche des h. Gereon, um zu beten. Plötzlich fühlt er einen heftigen Stich in der Seite, ohne daß Jemand eine Waffe gegen ihn geführt hatte; laut ſchreit er auf, man ſolle die Thüre ſchließen, denn einer der verrätheriſchen Ripuarier wolle ihn ermorden. Man zieht ihm die Kleider ſogleich aus — und findet nur einen rothen Punkt, wie eine Stichwunde. Er war aber todt. Die Geſchichte weiß nur, daß Theuderich unerwartet ſchnell ſtarb. — Ob vielleicht aus dieſer Sage ſich der ſpätere Glaube des Mittelalters gebildet haben mag, und ſich darauf auch die angeführte Inſchrift des Steines bezog? (Cf. Winheim Sacrarium Agrippinae p. 53, der auch die Handſchrift angibt, nämlich Anonymus Coenobita Eberbacensis, aus der er ſie geſchöpft haben will.) Nach Einigen ſollte die Säule die Stelle bezeichnen, wo der h. Gereon den Martyrtod erlitten, gewöhnlich nimmt man aber einen andern Ort der Kirche an.

E. W.

## II.

## Kaiſer Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerſtein.

Bemerkung. Aeußerlich mit ſehr vieler Eleganz ausgeſtattet iſt ſo eben als literariſches Produkt ins Publi-

kum getreten: „Rheinischer Sagenkreis. Ein Cyclus von Romanzen, Balladen und Legenden des Rheins nach historischen Quellen bearbeitet von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Mit 21 Zeichnungen von A. Rethel in Düsseldorf, lithographirt von Dielmann. Frankf. bei K. Jügel, 1835, qu. 4." (Preis 4 Thl. 6 Sg.) Die rhein. Pr. Bl. müssen davon Kunde geben: aber diesmal glauben sie dieses nicht besser zu können, als wenn sie eine der Bearbeitungen, — alle sind in metrischer Form — ausheben, welche vielleicht mit am gelungensten zu nennen wäre, und diese — die obengenannte — als Probe mit den beigefügten wenigen Worten zur geschichtlichen Erläuterung ganz wiederlauten lassen. Es schließt sich auch gerade diese Sage an die ausführliche Geschichte von Hammerstein, welche bereits in den vorigjährigen Prov. Bl. Bd. III. S. 205 mitgetheilt ist. Die Sagen, welche übrigens noch außer jener in dem zierlichen, dem Prinzen und der Prinzessin Friedrich von Preußen KK. HH. gewidmeten Buche mitgetheilt sind, führen die Aufschriften: rheinisches Leben, Frauenlobs Tod, Ritter Brömser von Rüdesheim, Kaiser Heinrich IV. in Bingen, der Mäusethurm, die sieben Wächter, die Braut von Rheinstein, des Rheinbergers Grab, der Pfalzgraf Hermann von Stahleck, Burg Gutenfels bei Caub, die Schwesterfelsen bei Oberwesel am Rhein, die Sage von der Lurley, St. Goars wunderthätiges Grab, die Brüder, Ritter Conrad Beyer von Boppard, die Templer von Lahneck, die heilige Adelheid, Roland der treue Paladin (wir schwankten in der Wahl, ob wir diese Sage oder „Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerstein" mittheilen sollten), Siegfried der Drachentödter und der Bürgermeister von Köln. Hin und wieder hätten wir den Poesieen etwas mehr Kraft gewünscht. Sie haben in dieser Beziehung das Eigenthümliche von vielen Frauenarbeiten solcher Art. Die malerischten Momente dieser Romanzen sind von dem Künstler A. Rethel in Düsseldorf in meist sehr gelungenen Umrissen wiedergegeben, so daß jede von einem Bilde begleitet wird. Allerdings wird der Besucher der alten Ruinen am Rhein, welcher nicht geneigt ist, in tiefere historische Forschungen einzugehen, durch dieses Werk auf eine angenehme Weise Kunde erhalten von den denkwürdigsten Begebenheiten, die sich in jenen Mauern zugetragen haben, und sich in

die romantiſchen Zeiten verſetzen können, deren Sagen dieſe Ruinen Leben und Bedeutung gaben. Als ein geſchmackvolles, verhältnißmäßig wohlfeiles Damengeſchenk dürfte das Buch vorzüglich zu empfehlen ſeyn.

Auf ſeiner hohen Veſte
Sitzt Wolf von Hammerſtein.
So ruht auf ſeinem Neſte
Der Aar im Abendſchein,
So ruht in ſeiner Höhle
Der alte Löwe ſtill,
Der nimmer in die Thäler
Zum Kampfe ziehen will.

Einſt trug er ſtolz im Streite
Des deutſchen Reichs Panier,
Und trotzte ſeinen Feinden
Mit offnem Helmviſir.
Und zog mit Kaiſer Heinrich
Getreu von Land zu Land,
Als Sieger und Beſiegter,
Als Rächer und gebannt.

Oft denkt er noch mit Grauen
An jenen Wintertag,
Wo Heinrich in Canoſſa
Beinah' der Schmach erlag.
Dann aber denkt er wieder
Mit alter Jugendglut,
Wie ſie zuſammen ſiegten
Ob aller Feinde Wuth.

Und oftmals vor die Seele
Schwebt ihm ein ſanftes Bild —
Des Kaiſers hohe Herrin,
So treu, ſo gut und mild.
Nach manchem bittren Schmerze,
Den ihr einſt Heinrich gab,
Liegt ſie in ſeel'gem Frieden
Lang ſchon im ſtillen Grab.

Noch aber kämpft der Kaiser
Mit Zeit, Geschick und Welt. —
Doch längst auf seiner Veste
Ruht Wolf, der greise Held.
Weiß ist sein Haar geworden
Und schwach die tapfre Hand,
Drum sieht er oft mit Trauer
Weit über Strom und Land.

Denn ach! vergebens schauet
Sein trüber Blick hinaus;
Kein Adlerknabe schwingt sich,
Gleich ihm, durch Sturmesgraus,
Kein junger Löwe streitet
Nun mit der Feinde Schaar,
Und zeigt den Preis des Sieges
Dem alten Löwen dar.

O Gram des stolzen Herzens,
Nur Töchter nennt er sein,
Die schönsten Schwesterrosen,
Erblüht am weiten Rhein.
Nur selten mag ihn freuen
Ihr anmuthsvolles Bild,
Und wieder hören Beide
Die Rede rauh und wild:

„Hinweg, hinweg den Rocken,
Die Spindel aus der Hand.
Willst du von dannen ziehen
Und spinnst dein Brautgewand?"
„„Ich spinn' dir einen Mantel,
Mein Vater, lieb und traut,
So lang du mich noch liebest,
Mag ich nicht werden Braut.""

„Fort mit der Weberspule,
Webst du mein Todtenkleid?"
„„Ich web' dir, lieber Vater,
Ein schönes Feierkleid.

O ſprich nicht mehr vom Sterben,
Sonſt muß ich weinen gleich;
Du ſollſt nicht von uns gehen
Und wär's in's Himmelreich.""

„Ja wär't ihr tapfre Söhne,
Blieb ich bei euch mit Luſt,
Drückt' euch mit Stolz und Freude
An die getreue Bruſt.
Doch ſchwache Weiber ſeyd ihr,
Gebannt in engen Kreis,
Und mein Geſchlecht verblühet,
Ich bin ſein letztes Reis."

Er ſagt's und ſchaut vom Söller
Mit einem finſtern Blick,
In unmuthsvoller Seele
Beklagend ſein Geſchick.
Schon ſinket Nacht hernieder
Und hüllt die Fernen ein,
Der Sturm durchheult die Lüfte,
Und drunten brauſt der Rhein.

Horcht! an der hohen Pforte,
Wer klopft ſo ſpät noch an?
„„Macht auf, macht auf! Herr Ritter,
Eh' die Verfolger nah'n!""
Da thun ſich auf die Hallen,
Zwei Pilger treten ein;
Am Eingang bleibt der Eine,
Wer mag der And're ſeyn?

Er ſinkt erſchöpft zuſammen,
Und ſeufzt und klaget laut,
Daß es den holden Mägdlein
Vor ſolchem Gaſte graut. —
Doch als er endlich wieder
Das greiſe Haupt erhebt,
Da beugt der alte Ritter
Vor ihm das Knie und bebt.

Er ruft: „mein Herr und Kaiser,
Was ist mit dir geschehn!
Ich seh' nicht mehr den Purpur
Von deinen Schultern wehn,
Ich seh' nicht mehr die Krone
Auf deinem theuern Haupt,
Hat dich der Feind geschlagen
Und frevelhaft beraubt?" —

„„Ach! treuer Waffenbruder,
Mich hielt ein grimmer Feind
In Kerkernacht gefangen,
Wo nie die Sonne scheint.
Dann raubt' er mir den Purpur,
Stieß mich hinab vom Thron;
Und — weißt du seinen Namen?
Der Räuber — ist mein Sohn!""

Er deckt mit beiden Händen
Das bleiche Angesicht. —
Doch Wolf erhebt sich schweigend,
Vor seinem Aug' wird's Licht.
Er fühlt sich sanft umschlungen
Von seiner Töchter Arm,
Er fühlt auf seinen Händen
Auch eine Thräne warm.

„Wohl dir!" sagt Kaiser Heinrich
Mit sanfter Stimme nun,
„Du wirst an treuen Herzen
Zur letzten Stunde ruh'n.
Kein Sohn ersehnt dein Erbe
Mit wilder Ungeduld,
Und fügt zum stillen Wunsche
Vielleicht die off'ne Schuld."

„Doch auf! — und ohne Säumen
Entsende Boten aus.
Noch stehet Köln in Treue
Zum alten Kaiserhaus.

Und morgen, mit der Sonne,
Zieh' ich hinab am Rhein,
Und bald zum wilden Kampfe
Will ich gerüstet seyn."

Er schweigt und sinkt auf's Lager
Zur langentbehrten Ruh',
Bald schließt ein sanfter Schlummer
Die müden Augen zu.
Und Wolf drückt seine Töchter
An's Herz zur guten Nacht. —
Dann hält er bei dem Schläfer
Getreue Ritterwacht.

Die Ruinen der Burg Hammerstein, ausgezeichnet durch ihre höchst romantische Lage auf einem hohen schwarzen Felsenkoloß, liegen zwischen Coblenz und Bonn, auf dem rechten Ufer des Rheins. Die Burg gehörte im 11. Jahrhundert einem Grafen Otto, welcher für den Stammvater der Grafen von Nüringen und Hammerstein gehalten wird.

Der unglückliche Kaiser Heinrich IV. weilte einst kurze Zeit daselbst, nachdem er der Haft entflohen war, in welcher ihn erst zu Bingen auf Burg Klopp, und dann zu Ingelheim, sein Sohn gehalten hatte.

Er ging von da nach Köln, welches noch treu an ihm hing, und starb nach einigen fruchtlosen Versuchen, wieder die Herrschaft zu erringen, in Lüttich 1160.

## III.

## Der Rheingrafenstein bei Kreuznach. [1])

Wenn ein Wanderer mit gesunden und wohlgeübten Sinnen über Kreuznachs Nahbrücke schreitet, so bleibt er unwillkührlich stille stehen, und schaut

1) Wir entnehmen diese Schilderung eines schönen Punktes der Provinz aus dem kürzlich erschienenen Buche:

ſtromauf- und abwärts; denn es liegen Landſchafts-parthieen vor ihm, die in ihrer Lieblichkeit gewiß ein maleriſches Auge erfreuen können.

Ober dieſen ſchönen Punkten liefert der Rheingrafenſtein und ſeine Umgebung die großartig pittoreske Parthie; und man eilt dieſem kühnen Wolkenſtürmer, wie ihn Maler Fr. Müller ſo paſſend nennt, mit ſehnſüchtigem Verlangen entgegen.

Der beſte Weg führt das Brückenthor hinunter, der alten gothiſchen und der neuen Pauluskirche vorüber, auf die freundliche Halbinſel ober der Brücke, die der Frühling mit reichen Blütenbäumen und Nachtigallen beſchenkt hat, an dem weinreichen Kautzenberg, ſeinen Burgruinen und ſeinem Tempel vorbei, nach Karls- und Theodorshalle.

Aus dieſem freundlichen und reichen Salinenthal voll ſchöner Landhäuſer, hängender Gärten, Waldhöhen und Steinmaſſen und dem ſich mäandriſch windenden Strome entlang kommt man an eine ſteinerne Teichbrücke, und ſobald die Wandelnden den ſchroffen Steinfels rechts, und über dem Strom die hohe Gans links mit einer Schweizerempfindung erblickt haben, zeigt ſich dem Auge ein liebliches Thal und in deſſen Hintergrunde die alte Ruine der Ebernburg, der Veſte des kühnen Ritters Franz von Sickingen.

Unter den Geſprächen über dieſen Heros, und in der wehmüthig dankbaren Erinnerung an ſeine Schützlinge, Ulrich von Hutten, an Oecolampadius, Schwebel, Aquila, Bucerus

„Rheiniſche Klänge und Wanderbilder; neuere Gedichte und proſaiſche Aufſätze von Johann Heinrich Kaufmann. Coblenz 1834.“ (auch unter dem Titel: „Gedichte, Briefe und Tageblätter von J. H. Kaufmann. Zweites Bändchen), theils weil ſie der Tendenz der Pr. Bl. angehört, theils auch um auf die Quelle, der ſie entnommen, die Aufmerkſamkeit der Leſer zu lenken. D. H.

und Andere, die Unterhalt, Schutz und Pflege bei dem edeln Ritter fanden, tritt plötzlich der rieſenhafte Rheingrafenſtein hervor. Wir gelangen, zwiſchen der Nahe und dem Salinenteich wandelnd, in das freundliche Münſter am Stein. Ein Quellchen von hohen Pappeln umgeben, gewährt uns Labung und Ruheſitz; und die neuen Weinbergsanlagen des Inſpektor Schnoedt, auf welche ein ſehr bequemer Steg führt, gewähren uns den impoſanten, maleriſchen Anblick dieſes ſchönen und fruchtbaren Thales.

Wir wandeln unter und über den Gradirhäuſern hinweg, und ſtehen plötzlich vor dem gigantiſchen Zwillingsfelſen. Groß wirkt der Totaleindruck, während wir die Muſik eines nahen Waſſerfalls vernehmen. Lange laſſen wir, ſtumm im Anblick verſunken, den Naturgeiſt auf uns einwirken; dann wird ein Nachen beſtiegen, um überzuſchiffen und die phantaſtiſchen Felſen zu erklimmen.

Am Fuße der Thalſchlucht Kehrenbach, die ein Kreuznacher würdig beſungen hat, [2]) ruhen wir auf ſinnvoll angeordneten Terraſſen aus, und öffnen die erſte Flaſche; denn ein ſolcher Anblick fordert es, durch eine Libation der großen Freudeſpenderin zu denken. Wir betrachten nur kurze Zeit die reichen Umgebungen und den maleriſchen Rothenfels; dann geht es allmälig aufwärts. Nach Erklimmung des Felſens ſtehen wir in den Ruinen und blicken in die fürchterliche Tiefe. Unbegreiflich iſt die Anlage dieſes Grafenſitzes. Man glaubt Geiſter oder die Vögel des Himmels müßten dem Baumeiſter geholfen haben, ſo kleben die unerſchütterlichen Reſte auf ihren 560 Fuß hohen, ſenkrechten Felſen und ſchauen ins Nahthal.

Wir thun ein Gleiches und durchblicken gegen Morgen perſpektiviſch die Schlucht, wo ſich die Stadt

2) Siehe rheiniſches Unterhaltungsblatt. Nro. 8. Crefeld 1824.

und der Nahgau zeigt; gegen Abend und Mitternacht sehen wir die Vesten Ebernburg, Kronenburg, Moschel-Landsberg, die Alsenz aufwärts, welche sich bei Ebernburg in die Nahe ergießt; das Nahthal aufwärts erblicken wir blühende Saatfelder, Weinhügel und stattliche Dörfer; die Aussicht schließt sich mit dem Sohn- und Hochwalde. Gerade hinter dem großartigen Rothenfels, einer senkrecht von der Nahe aus sich erhebenden Felswand, zeigt sich das große Dorf Hüffelsheim, das einst hier auf diesem Sitze durch den Freiherrn von Boos-Waldeck mit einem tüchtigen Trunke gewonnen ward; und obschon der Hochwohlgeborne nach dem Genusse den Geist aufgab, so lallte er doch noch sterbend: „Ich hab's nicht für mich, sondern für meine Kinder gethan."

Schreiber dieses hat das große Glas und die Urkunde über diesen Vorfall in dem Archiv zu Dhaun selbst in Händen gehabt, und später auch aus diesem Glasstiefel getrunken. Jetzt ist dieses Wunderglas Eigenthum des Kaufmanns Karsch in Kaiserslautern, der es vielleicht um ein Billiges in eine größere Sammlung abgiebt. In einem der Gewölbe dieser Ruine lebte lange ein frommer Sänger mit seiner Harfe, und besuchte als Minstrel die umliegende Gegend. Kam frohe Gesellschaft, so begrüßte er sie mit kleinen Kanonen, und heilte die Erschrockenen gleich wieder mit Harfentönen und lieblichen Gesängen. Noch leben seine Kinder in der Gegend, an Landleute verheirathet.

Ehe wir die Burgtrümmer verlassen, wird es am rechten Orte seyn, etwas über diese Rheingrafen zu sagen. Ihr Name ist von ihrem Amte hergeleitet; sie besaßen viele einträgliche Güter und Gefälle am Rhein, und noch bis in die neuern Zeiten hatten sie das Binger Marktschiff, die Gerechtigkeit des wilden Gefährdes, des Salmenfangs zu Lorchhausen, den Pfefferzoll zu Geisenheim u. s. w. Diese

Ansprüche machten sie auch noch lange, nachdem sie die Sache nicht mehr besaßen, geltend, und nur diese Ansprüche sind ihnen in ihrer Kometia und Rinegrive geblieben. Sie wohnten bis zum Jahre 1279 auf ihrer Stammburg Rheinburg, bei Lorch, und verloren diesen Stammsitz, der, nach einem Beschluß des rheinischen Städtebundes, vom Erzbischofe Werner von Mainz als Raubnest zerstört wurde. Der damalige Rheingraf Siegfried verlegte daher in diesem Jahre seinen Sitz nach dem Rheingrafenstein, und nahm den Namen davon an, während der frühere Name der Rheingrafen von Rheinberg verschwindet.

Die eigentliche Ursache dieses erzbischöflichen Verfahrens gegen Siegfried liegt wohl darin, daß dieser als Ministerialis, Vasall und Burgmann des Erzstifts in der Fehde des Grafen von Sponheim mit dem Erzbischofe (im Jahr 1279) gegen letzteren die Waffen ergriff; eine solche Züchtigung des lehnsbrüchigen Vasallen war damals ganz recht. Siegfried durfte, vermöge eines Vertrags, den Rheingau nicht mehr betreten, bei Verlust seiner Güter und Gefälle, und verlor, in Gefolge dieser Niederlage, auch seine Güter in Sauerschwabenheim, welche ihm von den Maximinern in Trier unter nichtigem Vorwande entzogen wurden.

Es kann nicht nachgewiesen werden, wann diese kühne Veste erbaut worden, obschon die Turnirbücher, jedoch unverbürgt, uns mit einem Philipp von Rheingrafenstein anno 938, und andere Urkunden mit einem Wolframus lapide anno 1193—1196 bekannt machen. Wir wollen nun, nachdem wir gezeigt, welcher Rheingraf zuerst hier gewohnt habe, das Namenregister dieser Herren verlassen, und unsere Leser auf eine bald erscheinende Schrift [3]) ver-

3) Diese Schrift wird den Titel führen: Der ehemalige Nahgau, oder das Nahthal und seine Umgebungen.

weiſen, worin von den Schickſalen der Rheingrafen gründlich gehandelt werden wird. — Nur dieſes noch:

Die Rheingrafen bewohnten dieſe kühne, hochgethürmte Burg bis zum orlean'ſchen Succeſſionskriege, wo ſie erſt, wie alle Burgen und feſten Städte in der Umgegend, von den Franzoſen zerſtört wurde. Die Rheingrafen, welche in franzöſiſchem Dienſt geſtanden hatten, hofften zwar eine Ausnahme, aber ihre nach Paris geſchickte Bitte fand kein Gehör, und was der Ewigkeit trotzen ſollte und konnte, fiel durch Menſchenwuth und tolle Zerſtörungsſucht hinunter in den Abgrund. Das ſchon vom Rheingrafen Adolph errungene Dorf Grehweiler nahm nun die Grafen auf, und wir ſehen ein Jahrhundert ſpäter auch dieſen ruhigen Grafenſitz durch einen Einfall der Franzoſen untergehen.

Wir wenden uns ab von dem häßlichen Bilde jener Zerſtörung, unter welcher am Ende des 17. Jahrhunderts die Rheinpfalz ſeufzte, und halten uns feſt an der ſchönen, ſich ewig verjüngenden Natur, und an den Edeln und Beſten unſerer Zeit.

Mit welchen Tüchtigen des Vaterlandes haben wir nicht dieſe Trümmer beſucht; wer nennt die Namen Aller, die hier geſtanden haben, ſtumm und gerührt? Sollte ich Einen nennen, es wäre Hintanſetzung aller Uebrigen. Aber einem Hinübergegangenen, den ich auf dieſer geweihten Stelle fand, um ihn auf ewig zu lieben, und der da getreu blieb bis zum Tod, fließen noch meine Thränen, dem mannhaften, biedern Ad. Storck. Man leſe in ſeinen „Rhein- und Moſel-Anſichten", Bd. I. S. 175, was er auf dieſen Trümmern geſchrieben, beurtheile ſein literariſches Streben, erkenne, was er für Kunſt und Wiſſenſchaft geleiſtet, und fühle mit mir und den Seinigen den allzufrühen Verluſt. Es iſt nicht das erſtemal, daß mitten in der höchſten Fülle eines großen Eindrucks ſich das Herz zum elegiſchen Schmerz hinneigt; man verzeihe mir da-

her auch diese Abweichung, und wandle mit uns weiter.

Bergan, durch Birken und junge Buchen, links Steinmassengebröckel, rechts das üppig grünende Thal der Kehrenbach, von einem Bächlein durchrauscht, welches mit einem Wasserſturz endigt.

Nun sind wir auf dem Hofhause angelangt, und erfrischen uns mit dem, was die Bewohner zu reichen vermögen. Jeder ist befriedigt, und ruht in dem Genusse der schön durchlebten Stunden. Von hier wandern wir nach einer nahgelegenen Felskuppe, die Gans genannt, wo sich die Aussicht viel schöner und reicher öffnet, als auf dem Rheingrafenstein, denn vor uns liegt in bezauberndem Lichte die herrliche Landschaft bis zum Taunus und der Bergstraße, über den Hundsrück weg fast zu den Vogesen, zur Rechten die Waldung des Hardtbergs, von röthlichen Felsen umfaßt, und von uns durch den Fluß getrennt.

„Hier schmeckt ein Gläschen", sagte mein geliebter Theodor, und der Kork flog von der Flasche. „Erst dem großen Geiste, und dann den Heroen des Vaterlandes!" Keiner versagte den Trank, und Begeisterung glänzte im trauten Kreise. Ein Blick auf die herrlichen Ruinen der Kronenburg [4]) und Ebernburg, löſete die Zungen. Mit welchem Feuer

4) Als im Jahre 1543 Konrad von Sickingen Elisabeth von Kronenburg eheligte, wurde fünf Tage banquettirt und 113 Fuder Weins getrunken. Früher war ein Hartmund von Kronenburg Sickingen's Waffenbruder.

Im vorigen Jahre fand ich auf der Ruine Ebernburg einen Thorstein, worauf folgende Schlußzeilen standen:

Doch begehr ich nie was Uebels zu thon,
Zur Noth wird mir der Herr beistohn.

Auch ist noch das Sickingen'sche Wappen an mehreren Orten mit verschiedenen Jahreszahlen zu sehen.

sprach man über Franz v. Sickingen; er war der guten Sache Ritter, und seine Burg war „die Herberge der Gerechtigkeit".

Götz v. Berlichingen hat es in Heilbronn erfahren, wie Franz zu helfen wußte; dem edeln Ulrich von Hutten, der durch seine Briefe, die Epistolae obscurorum virorum, den ganzen Klerus gegen sich aufgebracht hatte, gab er Schutz und Obdach bis in den Tod. Als Luther den Fall dieses großen Mannes vernahm, schrieb er: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht durch das Schwerdt helfen!" Deutschlands Edle trauerten um ihn, am meisten aber sein Hutten, der von Ebernburg aus Feuerreden über sein Vaterland ergossen hatte, die wie leuchtende Blitze die Nacht jener Zeiten erhellten.

Bald nach Sickingen († 1523) ging auch dieser Stern der deutschen Freiheit unter. Wenn man bedenkt, wie diese großen Menschen hier lebten und wirkten, und mit ihrem Wahrheits- und Heldensinn ganz Deutschland bewegten, so schlägt das Herz in hoher Begeisterung und man schwört, wie sie, nur seiner Pflicht und dem Vaterlande zu leben.

## IV.

## Einige Notizen über das Kloster Laach. [1]

Auf der königl. Bibliothek zu Bonn befinden sich mehrere Handschriften, welche ehedem in der Biblio-

1) Vgl. *Jo. Car. Ludov. Gieseleri:* Symbolae ad hist. monast. Lacensis, ex codicibus Bonnensibus depromptae. Bonnae, 1826. 4. (Progr. z. Geburtsfeste Sr. Maj. des Königs.) Da diese Abhandlung wohl nur in den Händen weniger Leser der Provinzialblätter seyn mag, so werden nachstehende Notizen, die jener gelehrten Abhandlung ihren Ursprung verdanken, vielleicht nicht unwillkommen seyn. D. V.
Vrgl. auch rh. Pr. Bl. 1834. Bd. III. S. 97. D. H.

thek des Klosters Laach aufbewahrt wurden. Einige darunter enthalten manche brauchbare Notizen, welche die Geschichte dieses Klosters (Monasterium b. Mariae Virginis in Lacu prope Antunacum) aufhellen. Laach war unter den rheinischen Klöstern wegen seiner entzückenden Lage, wegen seiner schönen Gebäude und bedeutenden Einkünfte berühmt. [2]) Doch scheint daselbst mehr die Frömmigkeit als die Gelehrsamkeit ausgeübt worden zu seyn. Denn von ausgezeichneten gelehrten Mönchen, die daselbst gelebt haben, ist uns sehr wenig oder nichts überliefert worden. Die Klosterbibliothek fand zwar in den früheren Zeiten an einigen Aebten thätige Freunde und Mehrer; allein späterhin wurde ihr diese Sorgfalt nicht mehr zu Theil. Sie wurde vernachläßigt und war deshalb auch den Gelehrten kaum bekannt, [3]) bis endlich Olivier (Legipontius), ein gelehrter Mönch des Klosters St. Martin zu Köln den Bibliothekskatalog im Jahre 1740 zu seinem Gebrauche abschrieb (cfr. *Hartzh.* Biblioth. Colon. p. 260. — *Ziegelbaueri* Hist. rei literar. Ord. S. Benedicti ed. *Oliverius Legipontius.* [Aug. Vindel. et Herbipoli, 1754. P. P. IV. fol.] P. I. p. 502). Olivier's Papiere benutzte Hartzheim bei der Ausarbeitung seiner *Bibliotheca Coloniensis* (vrgl. daselbst die Abschnitte über Adam Villicus [eig. Maier] p. 4; über Aleydes p. 15;

2) Von der Gründung des Laacher Klosters handeln ausführlich: *Jo. Trithemii* Chron. Hirsaug. ad an. 1090 (ed. St. Gallen. 1690 T. I. p. 290 sqq.), und *Marq. Freheri* Origines Palatinae, P. II. p. 35 sqq., welcher auch den Fundationsbrief mittheilt. Endlich gehört hieher auch noch die im Manuscript vorhandene Schrift: *Jo. Augustini* Rituale fol. 70.

3) Im Jahre 1718 bereisten Martenne und Durand unsere Gegend, wurden aber verhindert, Laach zu besuchen. Vrgl. Voyage litéraire de deux religieux Bénédictins de la congr. de S. Maur. Par. 1724. p. 270.

über Benedict oder Chrisanctus p. 28; über Joh. Curvello p. 167; über Tilmann von Bonn p. 309 cett. Siehe auch Ziegelbauer l. l. P. I. p. 502, welcher die Codices des laacher Klosters a. a. O. beschrieben hat.)

Zu den vorzüglichsten Manuscripten des genannten Klosters gehören:

1) Die Werke Joh. Boutzbach's aus Miltenberg (Piemontanus), welcher zu Anfange des 16. Jahrh. Mönch zu Laach war. Sie bestehen aus drei Foliobänden und einem Quartbande [4]) und sind, mit wenigen Ausnahmen, sehr gut und leserlich geschrieben.

2) Die Schrift des Abts Johann Augustin's: Rituale monasticae hyparchiae coenobii Lacensis, usus, consuetudines et ritus vetusto more observari solitos referens in usum hyparchi (i. e. *Prioris*), 1562.

Der zweite Abt zu Laach, Fulbert (von 1152—1177) war eifrigst bemüht, den Klosterbrüdern Gelegenheit zu geben, sich in den Wissenschaften vervollkommnen zu können. Zu diesem Zwecke ließ er beständig fünfzehn Mönche alte Bücher abschreiben. Er selbst ging hierin mit löblichem Beispiele voran (cfr. *Mabillon:* Ann. Bened. T. V. p. 320. *Trithem.* libr. de laude scriptor. manualium c. 4, wo er mehrerer alter Aebte gedenkt, die, aus Drang zu den Wissenschaften, die beschwerliche Mühe nicht scheuten, selbst Bücher abzuschreiben). Besonders zeichnete sich durch sein fleißiges Bücherabschreiben der Klosterbruder, Namens Heinrich, zu Laach aus.

Nach Fulbert erlosch dieser rühmliche Eifer und

4) Der verehrte Herr Oberbibliothekar und Prof. Welcker gewährte meine an ihn gerichtete Bitte um Mittheilung des Boutzbach, wofür ich ihm hiermit meinen Dank öffentlich ausdrücke.

Boutzbach erwähnt in seinem Auct(u)arium in libr. Jo. Trithemii de scriptoribus ecclesiasticis T. III. nur eines Wolfram, welcher zu Anfange des 14. Jahrh. unter dem Abte Cuno lebte und seine Zeit den Wissenschaften und dem Abschreiben alter Schriften widmete. Johann Augustin giebt in seinem Rituale den zunehmenden, großen Reichthum des Klosters als Ursache dieser Veränderung an, und spricht sich a. a. O. Fol. 65 (bei Gieseler p. 22) über den wissenschaftlichen Zustand Laachs in jener angegebenen Zeit näher aus. Es ist übrigens nicht unbekannt, daß fast alle Klöster im 14. und 15. Jahrhundert an ähnlichen Mängeln litten. Diese Gebrechen entgingen aber keineswegs den Oberbehörden der Klöster, sondern dieselben waren eifrig darauf bedacht, ein neues, thätiges und wissenschaftliches Leben in den Klöstern anzufachen.

In dieser Hinsicht wurde auf der Kirchenversammlung zu Costnitz (1415—18) beschlossen, daß die benedictiner Aebte des Mainzer Sprengels zu Costnitz unter den Augen des Concils sich über die Verbesserung der Klöster berathen sollten (cfr. *Trith.* Chron. Hirs. ad an. 1417 T. II. p. 346. Die hierauf bezüglichen Acten findet man in *Trithemii* Opp. Piis et Spiritualib. *ed. Jo. Busaeus.* Mog. 1605 f. p. 1030 sqq., vollständiger in v. d. Hardt's Concil. Constant. T. I. p. 1086 sqq.). Was von der Versammlung zu Constanz in Hinsicht der Umgestaltung der Klöster beschlossen war, enthält eine päpstliche Bulle, welche sich in *Trithem.* Opp. Piis cett. p. 1016 findet.

Das Kloster zu Bursfeld nahm zuerst die von der costnitzer Versammlung getroffenen Verbesserungsvorschläge an (cfr. *Trith.* Chron. Hirs. T. II. p. 350. *Ejusd.* Chron. Spanhem. in Opp. Hist. ed. *Freheri*, T. II.). Besonders eifrig in dieser Angelegenheit bewies sich der Klosterbruder Johann, der sich, als er späterhin Abt zu Bursfelde wurde,

mit dem Abte des Klosters St. Matthias bei Trier, Johann Rode, dahin vereinigte, daß sie beide ihre Klöster nach jener Constanzer Reform einrichten wollten.

Dem Beispiele des genannten Klosters folgten bald mehrere andere benedictiner Klöster, und es kam dahin, daß schon im Jahre 1514 neunzig Abteien (cfr. *Trith.* Chron. Hirs. T. II. p. 353 sqq.) und im Jahre 1523 bereits hundert und fünfzehn sich nach der Bursfelder Congregation richteten und dieselbe befolgten (cfr. Buzelinus in Benedicto Redivivo [*Veldkirchae*, 1679, fol.], ad an. 1523 p. 27).

In unserer Gegend fanden diese Verbesserungen an Adam Villicus (vrgl. über ihn außer Hartzheim [Bibl. Col. p. 4.] *Trith.* Chron. Hirs. T. II. p. 576. *Honth.* H. Tr. II. p. 334. *Ziegelb.* l. l. P. III. p. 204. *Boutzbach.* Auctar. Vol. III. fol. 60, bei Gieseler p. 23) einen sehr eifrigen Beförderer. Er wurde im Jahre 1448 vom Kloster St. Mathias bei Trier nach Köln geschickt, um die Klöster jener Stadt zu reformiren. Als er im Jahre 1454 Abt des Klosters St. Martin zu Köln wurde, bemühte er sich angelegentlich, auch das Kloster zu Laach neu einzurichten. Mit welchem Erfolge seine Bemühungen deßhalb belohnt worden sind, wissen wir leider nicht, indem über die deßfallsigen Verdienste dieses Mannes sehr unbedeutende Nachrichten auf uns gekommen sind. Der oft erwähnte Ziegelbauer gedenkt jedoch a. a. O. P. I. p. 509. N. 9 eines Processus Ven. *Adami*, Abb. S. Martini super reformationem Monasterii Lacensis, welche Schrift in der Bibliothek des ehemaligen Klosters St. Martin zu Köln aufbewahrt wird, von der aber der Verfasser dieser Notizen nichts Näheres anzugeben vermag.

Wahrscheinlich hatte der Abt Adam vom Erzbischof zu Trier, zu dessen Erzbisthume das Kloster

Laach gehörte, die Erlaubniß, Laach reformiren zu dürfen. Denn im Jahre 1471 schickte dieser Abt acht Mönche von Köln nach Laach, um die neuen Einrichtungen daselbst anzuordnen und auszuführen. Boutzbach (cfr. ejus Oedeporicum [5]) libr. III. c. 23) nennt außer Jakob de Fredis (richtiger vielleicht Vredis), Theodorich von Zouzbach (in seinem *Auctarium*), Tilmann Dreiß und Tilmann aus Bonn (vrgl. über sie Boutzbach a. a. O. und daraus Gieseler a. a. O. S. 24).

Die Ankunft dieser Klosterbrüder aus Köln in Laach war den Mönchen daselbst ein großer Anstoß. Sie widersetzten sich ihren Versuchen mit dem größten Unwillen, und als jene dennoch nicht von ihren Verbesserungen abstehen wollten, vertrieben sie die kölner Mönche aus dem Kloster Laach. Auf den Klosterbruder Jakob waren sie so aufgebracht, daß sie ihn mit dem Schwerte verjagten.

Die vertriebenen Mönche flohen nach Trier, nachdem sie sechs Monate lang in Laach zugebracht hatten, und suchten dort ihr Recht, mit Hülfe des Abtes zu St. Matthias. Dessenungeachtet waren die Laacher so halsstarrig, daß sie weder den Befehlen des Papstes Sixtus IV., noch dem Erzbischof Johann von Baden zu Trier gehorchen wollten, bis endlich der Erzbischof eine Abtheilung Truppen unter Georg von der Leyen nach Laach abschickte, welche das Kloster einnahm.

Die Widerspenstigen wurden aus dem Kloster verwiesen und sogleich Anstalten getroffen, die Reformation nach dem Muster der bursfelder Congregation einzuführen (Sept. 1474). Dennoch blieben aber die meisten Klosterbrüder noch längere Zeit der neuen Ordnung abhold. Zwei Jahre nach der Ein-

5) Der Etymologie nach müßte dies Wort eigentlich *Hodoporicum* geschrieben werden; ebenso Auctuarium statt Auctarium.

führung der Reformation in Laach ſtarb der Abt daſelbſt, Johann Reuber. An ſeiner Stelle wurde Johann von Dedesheim aus dem Kloſter St. Mariä ad Martyres bei Trier gewählt. Mit ihm zugleich kam Johann von Andernach nach Laach (vrgl. über ihn *Buzelini* Benedict. rediv. p. 23. *Hartzh.* Bibl. Col. p. 158. *Honth.* H. Tr. II. 552. *Ziegelb.* l. l. P. III. p. 589). Der neue Abt ſuchte mit Güte bei den Kloſterbrüdern das zu erlangen, was bisher nicht gelungen war, und ſie auf dieſem Wege allmählig an die neue Ordnung zu gewöhnen und ſie von der Nothwendigkeit derſelben zu überzeugen. Deſſenungeachtet gelangen ſeine Abſichten nur theilweiſe, ſo daß der Abt Adam von Bursfelde, welcher die Klöſter des Niederrheines viſitirte, es für heilſam hielt, aus ſchon reformirten Klöſtern Mönche nach Laach zu ſchicken. Zu dieſen gehörte Chriſanctus oder Benedict (vrgl. über ihn außer Hartzh. a. a. O. p. 28. *Ziegelb.* l. l. P. III. p. 552. Boutzbach a. a. O.). Dabei wurden aber dennoch die Wiſſenſchaften in den Klöſtern jener Periode wenig gefördert, theils weil Mangel an gelehrten Männern war, theils wegen der Seltenheit guter Schulen, theils endlich und beſonders, weil die Mönche die ſchönen Wiſſenſchaften und das Studium der alten Claſſiker als gefährlich für den Glauben und für die Frömmigkeit anſahen.

Auf Johann von Dedesheim folgte als Abt, Simon von der Leyen (Vergl. über ihn *Ziegelb.* l. l. P. I. p. 91. *Buzelin.* l. l. p. 15), auf welchen das Beiſpiel des benachbarten, ausgezeichneten Abtes Johann Tritheim (ſein Leben ausführlich bei *Ziegelbauer* l. l. P. III. p. 217—333. daſelbſt S. 233 ff. von ſ. Verdienſten um die Wiſſenſchaften) zu Sponheim, [6]) großen Einfluß aus-

6) Tritheim, bekanntlich ein Moſelaner, wurde von dem

übte und der mit Tritheim in vertrautem Umgang und Briefwechsel ſtand (vergl. *Trith.* Opp. Hist. ed. Freh. P. II. p. 550 sqq.). Ob dieſer Abt Simon ſelbſt in den Wiſſenſchaften ausgezeichnet war, iſt unbekannt; doch ſtrebte er eifrig dahin, gelehrte Mönche aus den damals berühmten Schulen von Deventer, Emmerich, Münſter u. a. a. O. zu bekommen. Namentlich gab er einem coblenzer Mönche, der nach Deventer reiſen wollte, den Auftrag, einige Studierende daſelbſt nach Laach zu ſchicken, welche nach Ablegung der Mönchsgelübde, durch ihre Gelehrſamkeit und durch ihr fleißiges Studium die übrigen Kloſterbrüder zur Nachahmung anſpornen ſollten. Nur zwei kamen im Jahre 1499 nach Laach, von welchen aber der eine das Kloſter bald wieder verließ. Der andere war der ſchon oft erwähnte Johann Boutzbach [7]), aus Miltenberg (Piemontanus), wo er im Jahre 1478 geboren war (ſein Leben erzählt er uns mit großer Breite in ſeinem Odeponicum libr. III. c. 13. sqq.)

Boutzbach erfreute ſich ſehr bald der Gewogenheit und Liebe des ehrwürdigen Abtes Simon von der Leyen, der ihn wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeines Fleiſſes ſo ſehr ſchätzte, daß er ihn nach wenigen Jahren zum Lehrer der Novizen erwählte. Spä-

Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg, jenem ausgezeichneten Ahnherrn unſeres verehrungswürdigen Königs, Friedrich Wilhelm III., ſo ſehr geſchätzt, daß er den Kurfürſten in ſeiner Reſidenz Tangermünde beſuchen mußte. Vergl. den Brief, den er deshalb an Tritheim ſchrieb in meiner Schrift: „Lebensbilder aus dem preuß. Rheinlande ꝛc. Neuwied, 1831. S. 86. f."

7) Ueber die Armuth und kläglichen Verhältniſſe, in denen Boutzbach in ſeiner Jugend lebte, und die ihm das Studium außerordentlich erſchwerten, iſt ſein Leben im Odeponicum nachzuleſen. Vergl. auch Ziegelbauer a. a. O. P. III. p. 335 sqq.

terhin wurde er selbst Prior des Klosters. Einige Jahre nach ihm kam der Klosterbruder Jakob Sibert aus der Schule zu Emmerich nach Laach (1503), welcher mit Boutzbach in Kurzem innigst befreundet wurde. Beide ermunterten die Mönche zum Studium, ordneten die ansehnliche Klosterbibliothek, vermehrten sie mit guten Büchern und schrieben selbst mehrere Schriften. Mit dem berühmten Abte Tritheim lebten sie in einem sehr freundlichen Verhältnisse, wie aus zwei Briefen hervorgeht, die jener an sie geschrieben hat (der Brief an Boutzbach findet sich bei Busäus a. a. O. p. 976, der an Sibert ebendaselbst p. 977). Doch fanden auch sie bei den Klosterbrüdern Widerstand. Diese tadelten nicht allein ihren Eifer in den Wissenschaften, sondern machten ihnen sogar ihre Freundschaft mit Tritheim zum Vorwurf, wie Boutzbach selbst erzählt (Odeponicum libr. III. c. 13).

Boutzbach's hinterlassene Schriften leiden zwar an einer ermüdenden Weitschweifigkeit und enthalten sehr oft Seiten lange Stellen aus andern Schriftstellern, dennoch sind sie da, wo er die Geschichte seiner Zeit erzählt, nicht ohne Werth, weshalb zu wünschen wäre, daß aus Boutzbach's Schriften, besonders was die Geschichte angeht, ein Auszug gemacht und gedruckt würde. Ueber das Lob, was andere Zeitgenossen, besonders Hermann Busch, dem Prior Boutzbach ertheilen, vergl. *Ziegelbauer* l. l. P. III. p. 336.

Neuwied. Dr. Beck.

## V.

## Verzeichniß der Aebte zu Laach.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Giselbert | von | 1127—1152, | reg. | 25 Jahre. |
| 2. | Fulbert | „ | 1152—1177 | „ | 25 „ |
| 3. | Conrad | „ | 1177—1194 | „ | 17 „ |

4. Moritz von 1194—1199, reg. 5 Jahre.
5. Albert „ 1199—1217 „ 18 „
6. Gregor „ 1217—1235 „ 18 „
7. Theodorich „ 1235—1247 „ 12 „
8. Heinrich von Virneburg von 1247—1248, reg. 1 Jahr.
9. Anſelm von 1248—1252, reg. 4 Jahre.
10. Walther „ 1252—1256 „ 4 „
11. Theodorich v. Lemem (Lemene) v. 1256—1295, reg. 39. Jahre.
12. Cuno von 1295—1327, reg. 32 Jahre.
13. Johann Winkel (Winkelin v. Nickenich) von 1327—1333, reg. 6 Jahr.
14. Johann v. Cöln von 1333—1336, reg. 3 J.
15. Wigand I. v. Panaw von 1336—1360, reg. 24 Jahre.
16. Wilhelm v. Bodendorf (Andere: Bendorf) von 1360—1380, reg. 20 Jahre.
17. Wigand II. von 1380—1402, reg. 22 Jahre.
18. Wilhelm v. Leudesdorf von 1402—1442, reg. 40 Jahre.
19. Rudolf (v. Lemene) von 1442—1458, reg. 16 Jahre.
20. Johann Reuber v. 1458—1476 (Andere: 1469) reg. 18 Jahre.
21. Johann v. Dedesheim von 1476—1491, reg. 15 Jahre.
22. Simon von der Leyen von 1491—1512, reg. 21 Jahre.
23. Thomas de Weda v. 1512—1529, reg. 17 J.
24. Peter von Remagen [1]), von 1529—1553, reg. 24 Jahre.
25. Johann Auguſtin von 1553—1568, reg. 15 J. (Nach einem andern Verzeichniſſe v. 1568—1573 kein Abt.)
26. Johann v. Cochem von 1568—1597, reg. 28 J.

1) Vergl. über ihn *Buzelini* Bened. rediv. p. 86.

27. Johann von Kettig (Andere Ketzig) reg. von 1597, † 1613.
28. Johann Schweitzer v. 1613—1618, reg. 6 J.
29. Caspar Bolen v. 1618—1619, reg. 4 Monate.
30. Heinrich Longenus v. 1619—1623, reg. 4 J.
31. Christian Schäffgen v. 1623—1638, reg. 14 J.
32. Johann Locobach (Luckenbach), von 1638—1662, reg. 26 Jahre.
33. Placidus Kessenich v. 1662—1698, reg. 36 J.
34. Joseph Dens von 1698—1711, reg. 13 Jahre
35. Michael Geddrat v. 1711—1718, reg. 7 J.
36. Clemens Aach v. 1718—1731, reg. 13 Jahre.
37. Benedikt von Eidt v. 1731—1755, reg. 24 J.
38. Franz Steinmann v. 1755—1756, reg. 1 J.
39. Heinrich Arz v. 1756—1766, reg. 10 J.
40. Joseph Meurer v. 1766—1802, reg. 36 J.

Im Jahre 1802 hoben die ins Land eingebrochenen Franzosen das Kloster auf.

Neuwied. Dr. Beck.

## VI.

## Warum sieht der Himmel blau aus?

Die Frage liegt so nahe, daß sie oft von Kindern gemacht wird. Die Antwort ist auch nicht neu und schon oft gegeben. Dennoch dürfte sie so allgemein bekannt nicht seyn, daß sie hier am unrechten Orte nach Berzelius Deutung stände, welche die Sache so nahe erläutert, als irgend nach dem heutigen Zustande unseres physikalischen Wissens möglich ist.

Die blaue Farbe, unter welcher uns der Himmel erscheint, ist wahrscheinlich der Luft eigenthümlich. Sie scheint so schwach zu seyn, daß man sie nur bemerkt, wenn man die Luft in Masse sieht. Wäre die Luft ein vollkommener Lichtleiter, so würde der Himmel schwarz aussehen, wir würden in ein unbeschreibliches Dunkel blicken, und das Tageslicht

würde sehr ungleich auf unsere Erde fallen; statt daß nun die Lichtstrahlen von der Luft zurückgeworfen werden und zu einer stärkeren und gleichförmigeren Vertheilung des Lichts beitragen. Die eigentliche Farbe der Luft scheint dunkelblau zu seyn. Wenn man den Himmel von hohen Bergen aus betrachtet, so erscheint er dunkler, je höher man kömmt, weil die Atmosphäre hier niedriger wird und der sie umgebende dunkle Raum ihre Farbe verdunkelt. Das Verlaufen der Farbe des Himmels aus dem Dunkelblauen bis ins Hellblaue und endlich fast bis ins Weiße rührt von Wasserdämpfen her, die in der Luft schweben, von der Sonne erleuchtet werden und ihr Licht zurückwerfen. Je größer die Menge solcher Dämpfe in der Luft ist, desto heller blau erscheint diese, und umgekehrt. Daher ist sie des Morgens und Abends heller, des Mittags und Nachts aber dunkler von Farbe, besonders im Winter.

## VII.

## Angebliche Fährten urweltlicher Affen (Quadrumanen) in Sandsteinen.

Cuvier [1]) fand es auffallend, daß unter der Menge fossiler Säugethiere sich kein einziger Quadrumane jemals gefunden, daß man keinen Knochen, keinen Zahn irgend eines Affen entdeckt hat, und zwar auch nicht einmal Knochen und Zähne von ausgegangenen Affenspecies.

Wenn man aber den Angaben und Schlußfolgen von einer ganz neuen Entdeckung, welche bei Hildburghausen unlängst gemacht worden ist, in allen ihren Theilen vollkommen vertrauen könnte, so wä-

1) Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung. Uebersetzt von Dr. J. Nöggerath. B. I. Bonn. 1830. S. 323.

ren jetzt sogar die Fährten von urweltlichen Quadrumanen im Gestein entdeckt. So eben erhält der Referent von dem Herrn Gymnasial-Direktor und Consistorialrath Dr. Sickler in Hildburghausen eine Druckschrift gütigst zugesandt, welche den Titel führt: Sendschreiben an Se. Hochwohlgeb. den Kön. Hannöver. Geheimen Hofrath und Ritter Dr. J. F. Blumenbach, über die höchst merkwürdigen, vor einigen Monaten erst entdeckten Reliefs der Fährten urweltlicher, großer und unbekannter Thiere in den Heßberger Sandsteinbrüchen bei der Stadt Hildburghausen. Zur nähern Bestimmung des urweltlichen Zustandes unseres Landes für alle Freunde der Naturkunde öffentlich bekannt gemacht von Dr. F. K. L. Sickler. Mit mehrern nach der Natur genommenen treuen Zeichnungen. Hildburghausen. 1834. [2])

Im Frühjahr 1833 hat man den Fund in den genannten Steinbrüchen, welche entweder zur bunten Sandstein- oder zur Keuper-Formation zu gehören scheinen, gemacht. Die Masse der Platten, welche die fraglichen Fährten enthalten, bestehen aus einem grauen, feinkörnigen, auch farbigen (bunten?) Sandsteine. Unmittelbar auf der untern Fläche derselben liegt ein verhärteter, schiefriger blaugrauer Mergelthon, ¼ Zoll dick. Gegen ¼ Zoll über dieser Mergelschicht, folglich einen vollen halben Zoll im Ganzen über den Platten hervorstehend, mit der Sandsteinmasse derselben innig verbunden und daraus bestehend, erheben sich Thier-Tazzen-Reliefs und Pflanzengewinde in allerhand Größen und Verzweigungen. Unverkennbar sind diese Tazzenreliefs Fährten von Thieren, welche ehemals über die noch nicht festgewordenen Gesteinschichten wanderten, keine eigentlichen Versteinerungen. Die Reliefs stellen nämlich alleſammt nicht

2) Die Schrift ist auch im Buchhandel.

den obern, sondern den innern Theil der Tazze dar, welches besonders deutlich aus dem einer Menschenhand so sehr ähnlichen Daumen und dessen Ballen, von innen angesehen, erkannt wurde. Auch finden sich die Tazzen-Reliefs nie auf der obern, dem Tage zugewandten, sondern stets auf der untern Fläche der Platten, welche den tiefern Gesteinschichten zu gerichtet war. Die Platten mit den Reliefs kommen 14—15 Fuß unter Tage vor. Wie der Verf. bemerkt, so scheint aus der Gestalt der Tazzen-Reliefs auf ein Thier aus der Familie der Quadrumanen geschlossen werden zu dürfen. Das Thier muß zweierlei Füße gehabt haben, die in der Größe ihrer Tazzen sehr von einander abwichen. Die großen Reliefs haben acht Zoll Länge von dem untersten Ende des Ballens bis zur äußersten Spitze des Mittelfingers, in der Breite quer über den breitesten Theil der Zehen oder Finger aber fünf Zoll. Die ganze Last des Thieres scheint auf diesen großen Tazzen vorzüglich geruht zu haben, denn diese sind immer am schärfsten ausgedrückt und am stärksten im Relief. Ziemlich nahe vor jeder großen Tazze, stets in einer bestimmten Entfernung von anderthalb Zoll, steht die kleine, demselben Thiere angehörige. Sie mißt in ihrer vollen Länge nur vier Zoll und in ihrer vollen Breite drei Zoll. So bewähren sich die Verhältnisse in allen beobachteten Exemplaren. Als Norm hat sich hierbei durchgängig ergeben, daß die kleine Tazze überall zunächst vor der großen, nie hinter, oder neben, oder auf derselben stand; desgleichen, daß die kleinen Tazzen nie im Relief sich so scharf darstellen, wie die großen. Hieraus glaubte der Verfasser den Schluß ziehen zu dürfen, daß das Körpergewicht auf den kleinern Tazzen, die doch wohl wegen ihrer geringen Breite in den Thonmergel und nassen Sandboden noch ungleich tiefer hätten eindringen und sich bestimmter abdrücken müssen, während des

Ganges des Thieres wenig geruht haben könne. Fast scheint das Thier, wie der Verf. glaubt, damit sich nur ganz leicht gestützt oder blos gespielt zu haben. Als nicht weniger auffallend bemerkt man ferner den durchaus wie auf einer geraden Linie fortschreitenden Gang des Thieres: alle vier Tazzen stehen gerade vor, nie zwei neben einander; die der rechten, wie der linken Seite jederzeit zusammen. Uebrigens beträgt die Schrittweite eines Exemplars einen Fuß zwei Zoll, denn so weit ist die Entfernung der beiden großen Tazzen-Abdrücke von der Spitze des Mittelfingers der Einen bis zum Anfang des Daumenballens der Andern. Bei einem andern Exemplare, dessen Tazze aber 12 volle Zoll lang ist, beträgt diese Entfernung 2 Fuß. Außerdem zeigen sich auf denselben Platten noch die Reliefs von den Fährten eines kleinern Thieres, auf welchen die Tazzen neben einander gestellt sind und dessen Gang sich mit dem des großen Thieres gekreuzt zu haben scheint. Offenbar stammen diese Reliefs von einer ganz verschiedenen Familie oder Thiergruppe; sie haben nur vier mit scharfen Nägeln versehene und wie durch eine Schwimmhaut verbundene Finger oder Zehen, bei welchen man nirgend einen Daumen entdeckt. Die Länge jeder Tazze beträgt drei, die Breite zwei Zoll. Die Entfernung von einer vordern Tazze von der hintern mißt 11 Zoll. Ferner verbreitet sich ein Pflanzengeflechte als wirkliches Petrefakt über die ganzen Platten. Es muß in üppigem Wuchs (ob als Schlingpflanze oder Wurzel ꝛc.) über die ganze Thonmergelschicht verbreitet und vorhanden gewesen seyn, ehe die großen und kleinen Thiere hier ihre Wanderungen begannen: denn nicht selten findet man die Tazzenreliefs über diese Gewinde sich hinziehen, als Beweis, daß die Thiere darauf getreten hatten. Hie und da findet man auch in diesen, in größter Menge überall auf den Sand-

steinplatten verbreiteten Geflechten kleine Knäuel, die Blätter oder Knoten darzustellen scheinen. Außer den schon genannten hat man noch vielerlei Tazzenreliefs von kleinern Thieren, die andern Familien angehören, auf andern Bruchstücken dieses Sandsteins aufgefunden.

Von dieser Entdeckung, welche auch jüngst mehrere Tageblätter beschäftigte, theilt der Ref. vorstehend das Wesentlichste des Faktischen aus jener Schrift, der es in mancher Beziehung nicht an Umsicht und Genauigkeit zu fehlen scheint, mit. Er glaubt, nach dem Mitgetheilten keineswegs bezweifeln zu können, daß wir es mit wahren, durch den Sandstein ausgefüllte Fährten von Thieren zu thun haben. Einer viel genauern zoologischen Vergleichung und Berücksichtigung wird es aber noch bedürfen, um zu bestimmen, daß das größere Thier, von welchem so die Fährten auf die Jetztwelt gekommen sind, zu den Quadrumanen zu rechnen sey. Die Fährten haben zwar damit eine große Aehnlichkeit, scheinen aber doch im Speziellen so deutlich nicht zu seyn, daß sich darüber mit Bestimmtheit aburtheilen ließe. Die Analogie ist gegen diese Annahme, da man sonst in den Gebilden des bunten Sandsteins und Keupers nie höhere Thiere als Reptilien gefunden hat. Es könnten immer die fünfzehigen großen Fährten von ausgegangenen großen Schildkröten oder Saurier herrühren; auch die vierzehigen wären in der Klasse der Reptilien zu suchen. [3])

Interessant ist, daß schon früher ähnliche Fährten

3) Wer erinnert sich hierbei nicht der Abdrücke von vermeintlichen Kinderhändchen in dem bituminösen Mergelschiefer — Scheuchzers homo diluvii testis — der auch nach genauerer Untersuchung seine Einordnung unter den fossilen Salamandern hat finden müssen. Cuvier a. a. O. S. 119.

auch im bunten Sandsteine, zahlreich und scheinbar von 4—5 verschiedenen Thieren herrührend, in den Steinbrüchen von Corncockle-Male, Dumfrieshire in Schottland gefunden worden sind, mit deren Untersuchung sich die englischen Naturforscher Grierson, Duncan und Buckland beschäftigt haben. Man hat dieselben gleich als von Schildkröten und Krokodilen herrührend angesehen, und Buckland hat wirklich mit lebenden Schildkröten ähnliche Eindrücke in Sand erhalten. Herr Dr. Sickler scheint die bezüglichen Abhandlungen, welche in Brewster, Edinb. Journ. of Scienc. 1828 abgedruckt sind, nicht gekannt zu haben. Sie verdienen mit den natürlichen Exemplaren von Hildburghausen verglichen zu werden. In jedem Falle ist die neue Bestätigung von diesem Fundorte eine interessante Thatsache, welche unverkennbar darthut, daß während der Bildung der Schichten des bunten Sandsteins oder Keupers Reptilien, vielleicht an den Ufern von Binnenmeeren, über schon gebildeten Schichten, vor dem Niederschlage späterer, gewandert sind.

Die mit Sandstein ausgefüllten Thierfährten von Hildburghausen werden indeß bald allen competenten Naturforschern zur nähern Untersuchung vorliegen, da durch Vermittelung des Herrn Sickler der Maurermeister Winzer in Hildburghausen Steinplatten mit denselben in billigem Preise zum Verkaufe anbietet. Der Quadratfuß solcher Platten soll 2 Thaler kosten, und für 6—8 Thl. sollen schon sehr belehrende Exemplare abgegeben werden können.

Nöggerath.

## VIII.

## Weinpreise in den vier Thälern Bacharach, Steg, Diebach und Mannebach,

vom Ende des 15. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

(Aus den alten Rathsbüchern gezogen.)

Nach einem so gesegneten Weinjahre, wie das verflossene, wird dem Weinhändler wie dem Weintrinker eine Vergleichung der Weinpreise von zweihundert Jahren her nicht unwillkommen seyn. Die folgenden Weinpreise sind amtlich verzeichnet und zwar nach dem Fuder, wie sie von einer ehrsamen Zechgesellschaft nach erstem Abstich mit den Kaufleuten bestimmt wurden. Es mögen aber unter den angeführten Jahren wenige gewesen seyn, wo so gekauft wurde, wie in dem verflossenen, denn in Steg, Mannebach, Diebach, Engenhöll war in einer Woche der neue Wein all aufgekauft. Am Ende des vorigen Jahres lagen in Steg nur noch vier Stück, die allein wegen des zu hoch gestellten Preises nicht fortgegangen waren. Wir geben die Copie ganz treu nach den Rathsbüchern selbst.

Daß Hernagescreben berort die weyn mart wiyn sin van den van Dypach unde Manbach myt den kauffluden seynt beschloß worden etlich Jare neheſt naeyander folgen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Anno 1465 | waß der mart | 27 | Guld., | waß nit luter. |
| 1466 | „ | 20 | „ | 1 Flor. in den Kauf. |
| 1467 | „ | 15 | „ | |
| 1468 | „ | 22 | „ | waß nit luter. |
| 1469 | „ | 18 | „ | |
| 1470 | „ | 20 | „ | 1 Alb. in das Fuder widder. |
| 1471 | „ | 18 | „ | |
| 1472 | „ | 15 | „ | 3 „ |
| 1473 | „ | 15 | „ | 6 „ in die Son verbrannt vele druben off Sank Margreden Dag. |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Anno | 1474 | waß der mark | 15 | Guld. |
| | 1475 | „ | 13 | „ un ein groß ertbovung. |
| | 1476 | „ | 13 | „ 18 Alb. |
| | 1477 | „ | 20 | „ 1 „ |
| | 1478 | „ | 18 | „ ein drytteil golt. |
| | 1479 | „ | 19 | „ |
| | 1480 | „ | 16 | „ 7 an Golt. |
| | 1481 | „ | 22 | „ |
| | 1482 | „ | 15 | „ 5 an Golt. |
| | 1483 | „ | 15 | „ 5 an Golt. |
| | 1484 | „ | 11 | „ 18 Alb. |
| | 1485 | „ | 30 | „ |
| | 1486 | „ | 26 | „ 12 an Gold. |
| | 1487 | „ | 24 | „ 13 an Gold. |
| | 1488 | „ | 24 | „ 8 an Gold. |
| | 1489 | „ | 27 | „ an Gold. |
| | 1490 | „ | 20 | „ an Gold. |
| | 1491 | „ | 26 | „ an Gold. |
| | 1492 | „ | 17 | „ an Gold. 10 Alb. |
| | 1493 | „ | 24 | „ an Gold. |
| | 1494 | „ | 14 | „ an Gold. 3 Alb. |
| | 1495 | „ | 13 | „ |
| | 1496 | „ | 13 | „ 17 Alb. |
| | 1497 | „ | 17 | „ |
| | 1498 | „ | 19 | „ |
| | 1499 | „ | 12 | „ 6 „ |
| | 1500 | „ | 13 | „ 16 „ |
| | 1501 | „ | 15 | „ 5 „ |
| | 1502 | „ | 11 | „ |
| | 1503 | „ | 10 | „ 2 fertel yn den Kauf. |
| | 1504 | „ | 11 | „ „ |
| | 1505 | „ | 13 | „ |
| | 1506 | „ | 16 | „ |
| | 1507 | „ | 19 | „ |
| | 1508 | „ | 18 | „ 6 Alb. |
| | 1509 | „ | 15 | „ 1 fertel yn den Kauf. |
| | 1510 | „ | 15 | „ |
| | 1511 | „ | 18 | „ 8 Alb. |
| | 1512 | „ | 28 | „ 3 „ |
| | 1513 | „ | 23 | „ |
| | 1514 | „ | 17 | „ |
| | 1515 | „ | 26 | „ fere fuure Wein. |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Anno 1516 | waß der mart | 15 | Guld. | 20 Alb. |
| 1517 | „ | 30 | „ | 5 „ |
| 1518 | „ | 27 | „ | |
| 1519 | „ | 19 | „ | |
| 1520 | „ | 26 | „ | nit ganz luter. |
| 1521 | „ | 20 | „ | |
| 1522 | „ | 31 | „ | 18 Alb. |
| 1523 | „ | 18 | „ | 13 „ |
| 1524 | „ | 31 | „ | 3 „ |
| 1525 | „ | 21 | „ | 6 „ |
| 1526 | „ | 25 | „ | |
| 1527 | „ | 27 | „ | 22 „ |
| 1528 | „ | 23 | „ | 1 „ |
| 1529 | „ | 15 | „ | keyn luter drub. |
| 1530 | „ | 28 | „ | 16 Alb. |
| 1531 | „ | 20 | „ | |
| 1532 | „ | 27 | „ | 20 „ |
| 1533 | „ | 27 | „ | |
| 1534 | „ | 30 | „ | 6 „ |
| 1535 | „ | 23 | „ | |
| 1536 | „ | 32 | „ | |
| 1537 | „ | 26 | „ | 6 „ |
| 1538 | „ | 32 | „ | 3 „ |
| 1539 | „ | 23 | „ | |
| 1540 | „ | 28 | „ | |

## Von der Weinschatzung in Steg.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Imm Jar 1498 | war der Preiß zu Steg | 18 | fl. [1] | | |
| 1499 | „ | 17 | „ | 6 | Alb. |
| 1500 | „ | 13 | „ | 2 | „ |
| 1501 | „ | 15 | „ | | |
| 1502 | „ | 14 | „ | 3 | „ |
| 1503 | „ | 10 | „ | 6 | „ |
| 1504 | „ | 9 | „ | 18 | „ |
| 1505 | „ | 12 | „ | 18 | „ |
| 1506 | „ | 15 | „ | 12 | „ |
| 1507 | „ | 18 | „ | 12 | „ |
| 1508 | „ | 17 | „ | 12 | „ |

1) Was bezalt um diß Zeit von eim paar Schuh in's Meisters Costen 1 Alb. — in's Burgers Costen 9 Haller. Ein Ochsenhaut an Gerberlohn 9 Alb., Kuhhaut 6 Alb., ein Rindshaut 3½—2½, ein geißfell 1½ Alb., ein kalbfell 1 Alb.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Imm Jar | 1509 | war der Preiß zu Steg | 15 fl. | 2 | Alb. |
| | 1510 | „ | 14 „ | 18 | „ |
| | 1511 | „ | 18 „ | 18 | „ |
| | 1512 | „ | 28 „ | | |
| | 1513 | „ | 22 „ | 12 | „ |
| | 1515 | „ | 25 „ | 12 | „ |
| | 1516 | „ | 15 „ | 18 | „ |
| | 1517 | „ | 30 „ | 3 | „ |
| | 1518 | „ | 27 „ | | |
| | 1519 | „ | 19 „ | | |
| | 1520 | „ | 24 „ | 15 | „ |
| | 1521 | „ | 15 „ | | |
| | 1522 | „ | 31 „ | 26 | „ |

Hier fehlen einige Jahrgänge.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Anno | 1530 | der Mark wort gemacht | 28 fl. | 17 | Alb. |
| | 1531 | „ | 20 „ | 6 | „ |
| | 1532 | „ | 27 „ | 12 | „ |
| | 1533 | „ | 27 „ | | |
| | 1534 | „ | 30 „ | 10 | „ |
| | 1535 | „ | 23 „ | 6 | „ |
| | 1536 | „ | 31 „ | 16 | „ |
| | 1537 | „ | 26 „ | 12 | „ |
| | 1538 | „ | 32 „ | 8 | „ |
| | 1539 | „ | 23 „ | 6 | „ |
| | 1540 | „ | 27 „ | 15 | „ |
| | 1541 | „ | 23 „ | | |
| | 1542 | „ | 20 „ | | |
| | 1543 | „ | 44 „ | 22 | „ |
| | 1544 | „ | 50 „ | 18 | „ |
| | 1545 | „ | 50 „ | | |
| | 1546 | „ | 37 „ | 22 | „ |
| | 1547 | „ | 43 „ | 14 | „ |
| | 1548 | „ | 42 „ | 6 | „ |
| | 1549 | „ | 49 „ | 6 | „ |
| | 1550 | „ | 42 „ | 11 | „ |
| | 1551 | „ | 49 „ | 1 | „ |
| | 1552 | „ | 29 „ | 14 | „ |
| | 1553 | „ | 40 „ | | |
| | 1554 | „ | 44 „ | 2 | „ |
| | 1555 | „ | 45 „ | 14 | „ |
| | 1556 | „ | 46 „ | 14 | „ |
| | 1557 | „ | 50 „ | 22 | „ |

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Anno 1558 | der Mark | wort gemacht | 42 fl. | 18 | Alb. |
| 1559 | | „ | 44 „ | | |
| 1560 | | „ | 45 „ | 6 | „ |
| 1561 | | „ | 57 „ | | |
| 1562 | | „ | 62 „ | 4 | „ |
| 1563 | | „ | 53 „ | | |
| 1564 | | „ | 48 „ | | |
| 1565 | | „ | 71 „ | 12 | „ |
| 1566 | | „ | 48 „ | 9 | „ |
| 1567 | | „ | 48 „ | 12 | „ |
| 1568 | | „ | 50 „ | 12 | „ |
| 1569 | | „ | 59 „ | 12 | „ |
| 1570 | | „ | 56 „ | 18 | „ |
| 1571 | | „ | 74 „ | 12 | „ |
| 1572 | | „ | 62 „ | 4 | „ |
| 1573 | | „ | 81 „ | | |
| 1574 | | „ | 113 „ | 12 | „ |
| 1575 | | „ | 78 „ | | |
| 1576 | wurde kein | Markt gemacht. | | | |
| 1577 | | „ | 108 „ | | |
| 1578 | | „ | 74 „ | | |
| 1579 | wurde kein | Markt gemacht. | | | |
| 1580 | | „ | 80 „ | | |
| 1581 | | „ | 78 „ | | |
| 1582 | | „ | 72 „ | | |
| 1583 | | „ | 63 „ | 12 | Alb. |
| 1584 | | „ | 53 „ | 6 | „ |
| 1585 | | „ | 43 „ | | |
| 1586 | | „ | 87 „ | 12 | „ |
| 1587 | | „ | 78 „ | | |
| 1588 | | „ | 114 „ | | |
| 1589 | | „ | 135 „ | | |
| 1590 | | „ | 116 „ | | |
| 1591 | | „ | 75 „ | | |
| 1592 | | „ | 113 „ | | |
| 1593 | | „ | 95 „ | | |
| 1594 | | „ | 135 „ | | |
| 1595 | | „ | 124 „ | | |
| 1596 | | „ | 141 „ | | |
| 1597 | | „ | 116 „ | | |
| 1598 | | „ | 84 „ | 17 | „ |
| 1599 | | „ | 123 „ | | |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Anno 1600 | der Mark wort gemacht | 69 fl. | |
| 1601 | „ | 130 „ | |
| 1602 | „ | 133 „ | |
| 1603 | „ | 115 „ | |
| 1604 | „ | 85 „ | |
| 1605 | „ | 81 „ | |
| 1606 | „ | 84 „ | |
| 1607 | „ | 137 „ | |
| 1608 | | ist nicht zu lesen. | |
| 1609 | „ | „ | |
| 1610 | „ | 110 „ | |
| 1611 | „ | 131 „ | |
| 1612 | „ | 144 „ | |
| 1613 | „ | 131 „ | |
| 1614 | „ | 99 „ | |
| 1615 | „ | 162 „ | |
| 1616 | „ | 167 „ | |
| 1617 | „ | 96 „ | 12 Alb. |
| 1618 | „ | 126 „ | |
| 1619 | „ | 104 „ | |
| 1620 | „ | 123 „ | |

War eine allgemeine Hungersnoth, das Malter Mehl kostete 18 Rthlr.

## Mannebacher Markt.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Anno 1541 | der Mark wort gemacht | 23 fl. | |
| 1542 | „ | 20 „ | |
| 1543 | „ | 44 „ | |
| 1544 | „ | 60 „ | 18 Alb. schlecht Gelt. |
| 1545 | „ | 51 „ | |
| 1546 | „ | 37 „ | 18 „ |
| 1547 | „ | 43 „ | 9 „ |
| 1548 | „ | 48 „ | 9 „ |
| 1549 | „ | 49 „ | |
| 1550 | „ | 43 „ | blieb viel Wein liegen bis zum zweiten Ablaß. |
| 1551 | ein Alb. weniger denn 1549. | | |
| 1552 | „ | 30 „ | |
| 1553 | „ | 40 „ | 2 Alb. in Mannebach nur 3 Stück feil. |
| 1554 | „ | 44 „ | |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Anno 1555 | der Mark wort gemacht | 40 fl. 6 Alb. | |
| 1556 | „ | 47 „ | |
| 1557 | „ | 50 „ 18 „ | |
| 1558 | „ | 43 „ | |
| 1559 | „ | 43 „ 21 „ | |
| 1560 | „ | 45 „ | |
| 1561 | „ | 50 „ | |
| 1562 | „ | 42 „ | |
| 1563 | „ | 54 „ | |
| 1564 | „ | 48 „ | |
| 1565 | „ | 71 „ | |
| 1566 | „ | 49 „ | |
| 1567 | „ | 49 „ | |
| 1568 | „ | 50 „ | sehr kalt und Maifrost. |
| 1569 | „ | 59 „ | 6 Alb., den Gulden zu zwanzig vier Alb. gerechnet. |
| 1570 | „ | 56 „ | schlecht Gelt. |
| 1571 | „ | 73 „ | 18 Alb. schrecklicher Schnee, strenger Winter und Wassernoth. |
| 1572 | „ | 62 „ | eben so schrecklicher Winter. |
| 1573 | „ | 81 „ | |
| 1574 | „ | 113 „ | |
| 1575 | „ | 90 „ | |
| 1576 | „ | 80 „ | |
| 1577 | „ | 80 „ | sehr kalt. |
| 1578 | „ | 74 „ | |
| 1579 | „ | kein Markt, kein Wein. | |
| 1580 | „ | 88 „ | |
| 1581 | „ | 79 „ | |
| 1582 | „ | 72 „ | 12 Alb. |
| 1583 | „ | 63 „ | 12 „ |
| 1584 | „ | 53 „ | 6 „ |

Hier fehlten die folgenden Jahrgänge bis zu 1673, 74, 75, wobei es heißt: sehr schlechte Jahre. 1676 war der Markt 78 Rthlr., 3 Rthlr. auf das Faß. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges und die der folgenden, die besonders diese Gegenden trafen, mochten wohl die Schuld tragen, daß die Bücher nicht regelmäßig fortgeführt worden.

# IX.

## Gesetzliches Verhältniß des Privat-Forst-, Jagd- und Fischereiwesens in der Rheinprovinz, westseits.

Wald, Jagd und Fischerei waren von jeher vorzügliche Gegenstände des menschlichen Vergnügens und Nutzens; zuerst Hauptbeschäftigung unserer Urväter, dann ausschließliche Krongüter, später groß- oder lehnherrlich oder doch nur Antheil des hohen Adels oder der höchsten Stände — jetzt sind dieselben Gemeingut geworden und gewähren deshalb auch ein allgemeines Interesse. Jeder ist daher veranlaßt zu fragen: in wie weit der Privatbesitz oder Genuß dieser Güter gesetzlich erlaubt oder beschränkt sey?

Die Beantwortung dieser Frage dürfte noch von Manchem, wenn auch nur der Seltenheit wegen, gewünscht werden.

### Privat-Forstwesen.

Die französisch-republikanische Gesetzgebung hat hier vor 30 Jahren die lehn- und herrschaftlichen Vorrechte mit den Gesetzen der vorhergehenden Zeiten aufgehoben, zugleich neue Forstverordnungen und Strafgesetze eingeführt. Die Privateigenthümer oder Besitzer hatten demnach folgende gesetzliche Bestimmungen in Betreff der Verwaltung oder Benutzung ihres Forsteigenthums zu befolgen:

a. jede Umrottung (defrichement) muß unter gewisser Strafe 6 Monate vorher der Forstbehörde angezeigt und erlaubt werden;
b. eben so jede Hauung von Stammholz. Der Zweck dieser Verfügung war, dem Schiffbau das nöthige Holz zu verschaffen;
c. Die zur Viehtrifft bestimmten Orte müssen vorläufig erklärt und als zuläßig angewiesen werden;

d. Die anzustellenden Forstbedienten sollen von der Forstbehörde (jetzt K. Regierung) genehmigt und vereidet seyn;

e. Der Privateigenthümer ist gehalten, seinen Busch von jenem des Staates unter Strafe der Vereinigung durch einen 4 Fuß breiten und 5 Fuß tiefen Graben zu trennen.

Die Verfügungen a, b und c sind unter deutscher Herrschaft zu keiner Anwendung gekommen oder wurden gestundet; jene d besteht noch und jene e ist durch eine Königl. Kabinetsordre vom 6. Februar 1826 aufgehoben worden. In den Gebietstheilen oben der Mosel (ehemaliges Gouvernement des Oberrheines) wurde schon unterm 30. July 1814, also im ersten Jahre deutscher Regierung, eine neue Forstordnung eingeführt, wodurch obige Bestimmungen zum Theil abgeändert wurden. Dem Forsteigenthümer unter der Mosel (ehemal. Gouv. des Mittel- und Niederrheins) blieb es seither frei gestellt, über seinen Wald nach Gutdünken zu verfügen, zu hauen, zu rotten, ihn zur Viehtrifft zu benutzen, wann, wo und wie es ihm beliebt.

Wenn nun auch diese unumschränkte Freiheit über Privateigenthum von der einen Seite und in der Regel vollkommen naturrechtlich und wünschenswerth ist, so dürfte doch von der andern, nämlich in Ansehung des polizeilichen Schutzes, ein gegründetes Bedenken entstehen und im nachstehenden Falle, als Ausnahme, ein gemeinnütziger Wunsch zulässig seyn:

Privatförster stehen isolirt, sich selbst überlassen ohne gesetzliche Behörde und Controlle, oft zweifelhaft, oft unwissend, oft furchtsam zu handeln. Von ihnen hängt es ab, entdeckte Frevel anzuzeigen, oder nicht, Schaden zu verhüten, oder Ersatz zu verschaffen oder nicht: gewiß Grund genug, zu wünschen, daß dieselben, ohne Beschränkung des Eigenthums, von einer solchen Behörde abhängig

seyn möchten! Das Gesetz kann hier nur demjenigen Schutz und Abhülfe gewähren, welcher es anrüft. Wer soll und kann dieses? Nur der Forstbediente. Wer erkennt oder weiß zu erkennen, ob und wie es geschehen? Gewiß sehr wenige. Die Kenntniß der vielartigen Straffälle und Strafbestimmungen ist oft so schwierig als die Anwendung der Letztern. Das öffentliche Ministerium kann hiebei nur Anträge machen, wenn es aufgefordert wird. Die oben angeführte Strafordnung vom 30. Juli 1814, hat hierin oben der Mosel weise Vorkehrungen getroffen.

Da nun die Privat-Forstbedienten bei den jährlichen Holzfällungen und Culturen ebenfalls, wie es auch angemessen ist, die erste Stimme zu geben und dadurch über Wohl und Weh des Waldes hauptsächlich zu entscheiden haben, so werden dieselben sowohl als die Privateigenthümer, die verflossenen Jahres 1834 erschienene Druckschrift: Dienst-Instruction für Privatförster und Jäger ꝛc. ꝛc. herausgegeben von dem K. Forstinspektor Heinzen zu Düsseldorf als ein angenehmes und nützliches Geschenk ansehen und benutzen. Das Dienstpersonal ist dadurch in Stand gesetzt, seine Obliegenheiten gehörig zu erkennen und zu verrichten; die Herrschaft, dieses zu beurtheilen oder wenigstens beurtheilen zu lassen. [1])

## Privat-Jagdwesen.

Die neueste Jagdverordnung (17. April 1830)

1) Wenn die Eigenthümer oder Herrschaften eines gewissen Kreises oder Bezirks sich vereinigten, einen bewährten Forstmann als Revisor im Walde und Vertreter bei Gericht anzunehmen, so müßte wenig zu wünschen übrig bleiben. Die Kosten einer solchen Annahme (nur Honorirung) würden sehr geringe seyn und mit dem Nutzen desselben in keinem Verhältniß stehen.

bestimmt naturrechtlich, daß jeder Grundeigenthümer das ausschließliche Recht hat, auf seinem Grund und Boden zu jagen; nur aus Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit ist dieses Recht in folgender Art beschränkt worden:

Die Jagd auf allen Grundstücken unter 300 Morgen (Magdeburger) im Zusammenhange (einschließlich aller jener, welche dem Staate gehören) soll in gemeinschaftlichen Jagdbezirken zum Vortheil der Grundbesitzer, in der Regel öffentlich, an den Meistbiethenden verpachtet werden. Hiervon sind ausgenommen:

1. alle mit Mauern, Staketten, Hecken, Zäunen ꝛc. oder durch mit Wasser gefüllte Gräben gehörig umschlossene Grundstücke, imgleichen Seen, Deiche und Inseln;
2. alle Besitzungen, welche einen Flächenraum von 300 Morgen (Magd.) und darüber in ungetrenntem, durch kein fremdes Grundstück unterbrochenem Zusammenhange einnehmen;
3. Ohne Rücksicht auf Größe und Zusammenhang alle eigenthümlichen Besitzungen, auf welchen die Eigenthümer selbst oder ihre Vorfahren aus derselben Familie vor dem Jahre 1798 die Jagdgerechtigkeit gehabt haben, welches so lange fortdauert, als dasselbe Grundstück im Besitze dieser Familie bleibt;
4. alle Grundstücke im Umkreise von 800 Schritten vom Fuß des Glacis jeder Festung, auf welchem dem Kommandanten die Jagd gegen Vergütung abgetreten werden muß.

Die Eigenthümer der Grundstücke Nro. 1, 2 u. 3 bedürfen bei Ausübung der Jagd keiner Legitimationsscheine, weder für sich, weder für ihre Gesellschaft, wohl aber ihre Jäger oder Committirte, wenn dieselben allein, ohne den Jagdinhaber, jagen. Jeder Jagdpachter, Diener oder Committirte hat sich auf die Anfrage eines Polizei- oder Forstoffizianten durch

einen Schein, welcher von der landräthlichen oder Bürgermeisterbehörde gratis ertheilt wird, zu legitimiren. Alle, ohne Unterschied sind aber verpflichtet, die übrigen polizeilichen Vorschriften über Setz- und Hegeeröffnung und Schluß der Jagdzeit zu befolgen.

In Ansehung der Jagdvergehen selbst, gilt hier, was oben von den Forstvergehen gesagt worden ist.

### Privat-Fischereiwesen.

Dieser Gegenstand scheint der öffentlichen Gesetzgebung am wenigsten zu bedürfen und daher auch am wenigsten berücksichtigt worden zu seyn. Die französische, einzig bestehende gesetzliche Ordonnanz von 1669 spricht nur von schiffbaren Flüssen und qualifizirten Fischern oder Königl. Anpächtern, ihre Bestimmungen sind deshalb für die übrigen Flüsse, Bäche und stehenden Wässer, so wie auf den unbefugten Fischer überhaupt nicht anwendbar. Der beste gesetzkundigste Richter wird hiebei oft in Verlegenheit gerathen.

Das nachgefolgte deutsche Generalgouvernement des Mittel- und Niederrheins hat in dieser Hinsicht ebenfalls nur verfügt (18. August 1811), daß die Privatfischereien eben so wie die Privatjagden zum Vortheil der betreffenden Gemeindekasse öffentlich verpachtet werden sollten; übrigens aber in Ansehung polizeilicher Vorschriften nichts weiter bestimmt, als daß das Verbot des sogenannten Rümpgensfang in Kraft bleiben soll. Dieses Verbot stützt sich auf das französische Gesetz, welches befiehlt, gewisse Fischarten, welche vom Auge bis zum Schwanze weniger als 5—6 Zoll messen, unter 100 Franken Strafe, wieder ins Wasser zu werfen. Ord. von 1669, Tit. 31, Art. 12. Da aber auch diese Verfügung nur für schiffbare Flüsse und Königl. Anpächter Anwendung findet, so wird dieselbe ebenfalls hier kraftlos. Der überall und öffentlich seit-

her getriebene Rümpgensfang mag hiervon als sprechender Beweis dienen. [2])

Bei den bisherigen Katastrophen und politischen Reformationen erscheint es merkwürdig, daß im Gebiete oben der Mosel nur die planlosen, unverhältnißmäßigen französischen Forst-Strafbestimmungen durch die Verordnung vom 30. Juli 1814 und in jenem unter der Mosel nur die französischen Jagdgesetze — theilweise aufgehoben werden konnten, ohne daß das bisherige Allerlei durch ein systematisches Ganze, ich meine, durch eine allgemeingeltende, allumfassende, angemessene Forst-, Jagd- und Fischerei-Strafordnung ersetzt worden ist. X.

## X.

## Erwiederung auf die Anfrage

des Herrn Apothekers Voget in Heinsberg:

„Giebt es ein zuverläßiges Vertilgungs- oder Abwehrungsmittel gegen die, den Pappelpflanzungen so schädliche Raupe des Weidenspinners (Phalaena Bomb. salicis)? (rheinische Prov. Bl. 11. Heft 1834).

Es heißt daselbst: „Es ist für den Oeconomen und jeden Besitzer von Baumpflanzungen, eine traurige Bemerkung, wenn er sieht wie oft die schönsten Stämme der Kanada- und anderer Pappelarten von der Raupe des Weidenspinners vielfach durchlöchert und zum Bretterschneiden untauglich gemacht wird."

Herr Voget scheint also zu glauben, daß die Raupe einer Phaläne den Stamm durchbohre, Gänge und Höhlungen in denselben fresse und da-

2) Zum Besten aller Fischereien wäre sehr zu wünschen, daß ein Naturforscher diejenigen Fischarten näher bekannt machte, welche als Brut oder weil dieselben nicht größer werden, zu diesem Zwecke gefangen werden dürfen.

durch dieselbe zum Bretterschneiden untauglich mache, was aber keineswegs der Fall ist, noch seyn kann, indem die Raupen der Phalänen sich nur von den Blättern derselben nähren, und ihnen allerdings dadurch großen Schaden zufügen.

Bechstein in dessen Forstbotanik sagt, indem er die Beschreibung der schwarzen Pappel giebt, unter der Rubrik: „Feinde und Krankheiten:" diese Pappel leidet sehr von Insekten, besonders von der Raupe des Weidenspinners und von Blattläusen. An jener ist der Leib haarig, gelb oder grau und in den Gelenken weiß fleckig. Der Schmetterling aber weiß mit schwarz geringelten Füßen. Auch ein schwarzer kienrußartiger Ueberzug der Zweige hindert oft das Wachsthum.

Und unter der Rubrik „Unfälle" bei der Beschreibung der Pyramidenpappel: diese Pappeln sind wahre Insektennester; man findet kein Blatt und keinen Ast von ihnen unversehrt. Die Blattläuse suchen sie vorzüglich heim und lassen Beulen an Blättern und Blattstielen entstehen. Der weiße Nachtschmetterling, Weidenspinner genannt, frißt in Raupengestalt oft ganze Alleen so kahl, daß sie wie verdorrt da stehen. Man muß dann Puppen und Raupen ablesen, um einer ferneren Verheerung vorzubeugen.

Die kanadische Pappel ist den gleichen Unfällen, jedoch in minderem Grade ausgesetzt, und wird auch von der Raupe des Weidenspinners angefallen. Die Zitterpappel oder die Espe wird vom Wild, als Roth-, Dam- und Rehwild, so wie vom zahmen Vieh, welche dem Laube und der Rinde derselben nachgehen, sehr mitgenommen. Unter den Insekten geht dem jungen Laube der Pappelblattkäfer (Chrysomela populi) so sehr nach, daß man zuweilen keinen Busch von jungem Wurzelschlag findet, dessen Blätter nicht skeletirt sind. In alten Stäm-

men hausen auch Holzwürmer oder Larven von mehrern Bockkäferarten (Cerambyx).

Auf zu feuchtem Boden wird die Zitterpappel nach dem 40. und 50. Jahr gern kernfaul. Zum Kennzeichen wachsen dann Schwämme an Stamm und Aesten. Wenn aber die Zweige mooßig, besonders schroffmooßig werden, so leidet sie an der Auszehrung, welche dann mit der Gipfeldürre beginnt.

Es ist alsdann die höchste Zeit, solche zu fällen, wenn man noch einigen Nutzen von ihrem Holz ziehen will.

Aus diesen Daten geht hervor, daß Hr. Voget sich irrt, wenn er die Durchbohrung des Stammes der Raupe des Weidenspinners zuschreibt, was auch mit dem Bau und der Lebensart dieser Art von Raupen nicht vereinbar ist. Vielmehr rührt die Durchbohrung des Stammes von der Larve mehrerer Käferarten, insbesondere aber von jener des Hirschkäfers (Lucanus), der verschiedenen Arten der Holzböcke (Cerambyx) ꝛc. her. Diese Larven unterscheiden sich aber sehr von der Raupe der Phalänen, (von welchen letztern es nicht weniger als 460 Arten giebt), durch auffallende Merkmale.

Alle Raupen haben größtentheils 16 Füße. Bei einigen trifft man nur 14, 12, 10, und bei der Mottenraupe nur 8 an. Indessen ist so viel gewiß, daß eine Raupe aus welcher ein Staubflügler wird, niemals mehr als 18 und niemals weniger als 8 Füße habe. Sie nähren sich größtentheils von den Blättern der Pflanzen.

Die Larven der Käfer so wie solche aus den Eiern schlüpfen, haben gewöhnlich sechs kurze Füße, am Maule Kinnladen und scharfes Zangengebiß. Auf den ersten Blick läßt sich durch diese Merkmale schon bestimmen, ob man die Raupe einer Phaläne oder die Larve eines Käfers vor sich habe. Letztere nähren sich gleichfalls größtentheils von

Pflanzen und ihren Theilen, so daß einige das Mark, andere die Rinde oder das Holz, und noch andere die Blätter, Blüthen oder Früchte benagen und sich hinein fressen.

Hinsichtlich ihrer Vertilgung leisten die verschiedenen Arten der Spechte große Dienste, indem sie dieselben überall im Holz und unter der Rinde aufsuchen und verzehren. Man hat zwar irrig geglaubt, daß die Spechte den Bäumen Schaden zufügten, indem sie die schon angefaulten und dem Verderben entgegen gehenden Bäume anhacken; allein eine oberflächliche Beobachtung zeigt schon, daß ein Specht keinen Baum anhacken wird, welcher nicht schon Insektenlarven beherbergt, oder inwendig hohl ist. Man sollte daher diese nützlichen Vögel so viel nur immer möglich ist, zu hegen suchen.

Das Absterben der Pappeln rührt aber nicht immer von dem Fraß dieser verschiedenen Arten von Raupen und Larven her. Sehr oft ist es auch der Fall, daß der Oekonom um einen recht starken dicken Stamm zu erzielen, den Zeitpunkt eintreten läßt, wo das Wachsthum aufhört und die Kernfäule eintritt. Ueberhaupt sollte man nicht den Abtrieb so lange verschieben bis irgend eine Krankheit des Stammes daran erinnert, daß es Zeit zum Fällen sey. In dieser Epoche sind es auch nun gerade die Käferlarven, welche ihnen so großen Schaden zufügen.

Die verschiedenen Pappelarten erreichen selten bei voller Gesundheit ein Alter von mehr als 70—80 Jahren. Der Abtrieb muß also, wenn man gesunde Stämme zum Nutzholz daraus erhalten will, vor diese Zeit fallen.

Das Holz der verschiedenen Pappelsorten, wird zu recht nützlichen Gegenständen verarbeitet. Als Bretter dient solches hauptsächlich dem Wagen- und Stellmacher. Mulden, Holzschuhe, Drechsler- und andere Holzarbeiten werden daraus verfertigt. In

Klötzchen zerschnitten und damit auf den Kopf die Pferdeställe ausgepflastert, soll es weit vorzüglicher als Eichenholz seyn. Mit der Rinde läßt sich ein schönes Gelb auf Wolle erzeugen u. s. w. Aus der Saamenwolle der schwarzen und kanadischen Pappel, kann man Papier, mit Baumwolle und Wolle vermischt, gestrikte und gewirkte Zeuge, so wie auch Hüte fabriziren.

Die Pappelarten verdienen sehr die Aufmerksamkeit des Oekonomen, da solche bei ihrem schnellen Wuchs ziemliche Ausbeute und Gewinn versprechen.

Köln im Januar 1835. V.

## XI.

## Pflanzung der Pyramidenpappel.[1])

Die Hinneigung und Richtung der verschiedenen Baumarten zu einer bestimmten Form ist in ihrem ersten Keime und ihrem Bildungstriebe

1) Dieser Aufsatz, den wir der Zeitschr. f. d. landwirthschaftl. Vereine des Großherzogthums Hessen Nro. 3. 1835 entnehmen, schließt sich dem vorherigen angemessen an. Er rührt her vom Hrn. Dr. Johannes Reeb, ehemaligen Professor an der weiland kurfürstlich-kölnischen Universität zu Bonn, dermalen Bürgermeister in Niedersaulheim bei Mainz; also von einem sehr würdigen Manne, dem wir nach seiner frühern Stellung einen nähern Landsmann nennen können. Der wackere Greis hielt noch im vorigen Jahre auf der Universität Bonn eine philosophische Vorlesung vor einem großen Auditorium von Professoren und Studirenden, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde und gedruckt erschienen ist unter dem Titel: Gründe gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Verbreitung des Unglaubens. Bonn, 1834, b. E. Weber. 8. Die Prov. Bl. benutzen um so lieber die passende Gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, als sie dieses früher unterlassen haben. D. H.

begründet. Wir kennen daher die Baumarten schon in der Ferne an ihrer festgehaltenen Gestalt. So bildet sich, mit Ausnahme einiger Arten, der Birnbaum zur kegelförmigen, der Apfelbaum, mit Ausnahme einiger Abarten, zur rundlichen Gestalt. Während manche Apfelbaumarten sich leicht ziehen lassen, indem sie fächerartig ihre Aeste aus dem Mittelpunkte des Stammes treiben, gibt es andere Arten, die in die Kreuz und Quer, übereinander und durcheinander mit ihren Aesten fahren, und aller Kunst spotten, mit dem Messer und der Säge eine schöne regelmäßig geformte Krone zu bilden.

Die Pyramidenpappel strebt aufwärts und mit allen ihren Aesten beinahe senkrecht nach einer spitz anlaufenden Form, und man mag ihr die Aeste noch so oft abstutzen, sie folgt bei der Verjüngung dem angestammten Triebe.

Nun scheint es doch, als wenn unsere meisten Baumpflanzer fürchteten, die Pyramidenpappel würde verkrüppeln und sich mißbilden, wenn sie, gleich andern Baumsetzlingen, bei der Pflanzung verkürzt und abgestutzt würde. Sie spitzen das schlanke, schwache Stämmchen bis an sein äußerstes Ende aus, sehen es, wie es ärmlich treibt, dem ersten Windstoß unterliegt und verdorrt. Das nächste Frühjahr wird an die Stelle ein anderes, ebenso zweckwidrig und mit gleich schlechtem Erfolge gesetzt. Es geht den Vorurtheilen, wie den Seuchen, sie stecken an, und helfen sich von selbst fort. Ich sah diese ungeschickte Pflanzmethode bei dieser Art Pappeln an der Kunststraße zwischen Gerau und Kostheim; in Rheinhessen an allen Chausseen, die ich bereist; im Nassauischen und in Rheinpreußen, scheint es, hat sich das Vorurtheil zur allgemeinen Regel gemacht. Einer lernt es vom Andern durch Absehen, was leichter ist als Selbstdenken, und das Mißlingen wird lieber jeder andern Ursache aufgebürdet, als eigner Ungeschicklichkeit. Würden die Pflanzer

die Natur fragen, indem sie neben einen ausgespitzten Setzling einen abgestutzten pflanzten, die Antwort der Natur durch das stärkere Treiben der Zweige und Aeste in dem scharfbeschnittenen Bäumchen würde nicht mißverstanden oder überhört werden können.

Die Pyramidenpappel ist ein leicht wachsbares Gehölz, aber darum steht doch ihre Verpflanzung unter der allgemeinen Regel, die Krone kurz zu schneiden, weil sie sonst von den fast eben so kurz beschnittenen Wurzeln nicht genährt werden kann. Die Wurzel ist das edelste Organ der Pflanze, für ihr Gedeihen muß zuerst gesorgt werden, von ihr aus verbreitet sich dann dieses Gedeihen auf die übrigen Theile der Pflanze. Man nehme im Frühjahr 100 grüne Pappelpflanzen, wähle zu ihrer Verpflanzung den dürrsten Sand, setze sie tief in den Boden mit einem kurzen Stützel, gebe ihnen zum Ueberfluß ein paar Hände voll fruchtbarer Erde, aber man begieße sie fleißig im Frühjahr und Sommer, und kein Setzling, oder nur wenige von hunderten werden ausbleiben. Im dritten Jahre hat die Pflanze mit ihren hoch ausgebreiteten Wurzeln ein Gebiet gewonnen und sie hilft sich ferner von selbst fort. An dem Lattenzaun meines Hausgartens steht eine mehr als 40 Schuh hohe Pyramidenpappel. Vor 15 Jahren war sie ein zugespitzter, tief in die Erde getriebener 4 Schuh hoher Stützel. — Dieser trieb Zweige, deren einen ich aufschießen ließ; der Schönheit der Abwechslung wegen wollte ich in mein Acazienwäldchen einige Pyramidenpappeln pflanzen. Die Acazien hatten mit ihren Wurzeln bereits allen Raum für sich genommen, ich mußte also dazu Bäume nehmen, die durch eigne Stärke sich fortbringen konnten. Ich mußte dazu die mehr als einen halben Schuh dicken Stämme auf einem Wagen dahin fahren. Es steht nun bei mir, nach jedesmaligem Abholzen binnen drei Jahren diese Bäume bis

zur Höhe von 60 Schuh aufschießen zu lassen. Ich führe diese Beispiele an, um dadurch zu zeigen, daß man weder bewurzelte Setzlinge, noch ganz junge Bäume zur Pflanzung zu nehmen braucht, wenn sie nur bei trocknem Wetter oft begossen werden. Ein dreiohmiges Faß voll Wasser reicht für einige hundert Stämme zu.

Die Pyramidenpappel ist ein zwar weiches, aber schnell wachsendes Holz; geradschüssig, wie die Fichte, dient sie, wie diese, im Trocknen zu Wänden, Sparren, Pfosten und Mauerlatten, mit Ausnahme des weit gespannten Gebälkes; den Kunststraßen dient sie zur Verschönerung und an abschüssigen Stellen als schützendes Geländer zum Nutzen. [2]) Ihre Wurzeln kriechen flach dahin, und ein mäßiger Regen dringt bis zu ihnen. Aber in den ersten Jahren bedarf sie des Schutzes eines kurzen in die Tiefe getriebenen Stützels, und bei trockenem Wetter der Bewässerung der Wurzel.

Die Bosheit der Menschen ist dieser weichen Holzart oft verderblicher, als die Tücke der Stürme. Jene versuchen ihren zerstörenden Muthwillen gern an dem leicht verwundbaren Gewächse. Gegen diese Unbild böser Menschen und der feindlichen Winde ist es räthlich, Stämme von größerer Dicke und Stärke zu pflanzen, sie Anfangs niedrig zu halten, und ihnen keine hohe, sondern kurze Pfähle zur Stütze zu geben. Es ist vortheilhaft, die Aeste noch im zweiten Jahre zurück zu schneiden, sie ersetzen es doppelt durch freudiges Wachsthum. Das dümmste aller landwirthschaftlichen Vorurtheile ist zu glauben: die Aeste, die man einem jungen Baume lasse, brauche er nicht mehr zu treiben. Auch hier ist zweckwidrige Ersparniß gleich einer Verschwendung. N e e b.

2) Sie ist besonders auch zur Anpflanzung in geringem Sandboden zu empfehlen

## XII.

# Eine besonders erfolgreiche Methode von den gefüllten gelben Rosen alljährlich viel und schöne Blumen zu erhalten.

Mitgetheilt vom Lehrer Hrn. Görner in Straupitz. [1])

Daß man die so schöne, gelbe gefüllte Rose, im Vergleich mit andern der schönsten Rosennüanzen, bis jetzt immer noch selten findet, ist wohl weniger eine Folge von ihrer geringern Neigung zur Fortpflanzung, oder von ihrem Mangel an Geruch, als vielmehr von der Schwierigkeit, vollkommene Blüthen derselben zu erhalten.

Da es mir nun gelungen ist, vier Jahre hindurch, alljährlich von einem Stocke der Art, den ich besonders behandelte, viel und vollkommene Rosen zu erhalten, so nehme ich mir die Freiheit, einem Hochlöblichen Gartenbau-Vereine davon Nachricht zu geben, indem ich glaube, daß es doch vielleicht manchem Dilettanten angenehm seyn könnte, zu hören, wie man mitten unter seinem schönen Rosenteppich auch die gelbe in ihrem vollkommenen Zustande genießen könne.

Es ist allgemein bekannt, daß besonders Regen abwechselnd mit drückender Sonnenhitze, das regelmäßige Aufblühen dieser Rosen verhindert, weshalb es auch in diesem fast regenlosen Sommer weit mehr gelbe Rosen, als sonst gab. Kann man also seinem Rosenstocke einen Stand geben, wo Regen und Sonnenschein wenig einwirken können, und dieser ist sehr leicht zu finden an der Nordseite eines Hauses, dessen Dach nur einen halben Fuß vorragt, oder an einer andern Wand, der man ei-

1) Entnommen aus den Verhandl. des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preuß. Staaten. X. B. 2. Heft. S. 266. D. H.

ne kleine Bedachung geben kann, so hat man schon viel für dieselben gewonnen.

Wollte man jedoch die Rose gern auf einem Rundtheil haben, so wäre es vielleicht möglich, bei nachfolgender Behandlung, dieselbe ebenfalls in schöner Blüthe haben zu können, wenn man während der Entfaltung der Knospen eine kleine leicht anzulegende Bedachung von Zucker- oder Wachspapier anbrächte, wovon ich indessen erst späterhin Erfahrungen zu machen gedenke.

Fast wichtiger noch, als ein angemessener Stand, ist ein eigenthümlicher Schnitt bei dieser Rose, der dem verbesserten Schnitte sehr ähnlich ist. — Schneidet man nämlich die Spitzen der Reiser im Frühjahre weg, so hat man oft keine Knospen mehr am Stocke, und es treiben eine Masse junger Holztriebe, die größtentheils zu schwach sind, um im folgenden Jahre Knospen bringen zu können, und deshalb zum Theil auch absterben; schneidet man gar nicht, so hat man zwar Knospen genug, aber der Stock hat nicht Kraft genug, dieselben zur Blüthe bringen zu können, und er geräth unfehlbar, vermöge seiner starken Neigung zum Holztreiben, in die größte Unordnung und Kraftlosigkeit.

Wie schneidet man denn aber nun?

Ich will hiernach das Verfahren angeben, dem ich bei einem Stocke gefolgt bin, mit dem es mir Anfangs eben so gegangen war, wie ich hier zeigte.

Die Kräfte des Stockes nach seinen Trieben abschätzend, berechnete ich ohngefähr, wie viel vollkommene Rosen derselbe wohl bringen könnte, und danach nahm ich den Schnitt vor. Die starken Reiser, vielleicht von der Stärke eines Gänsekiels, berechnete ich auf 10 Rosen, die weniger starken auf 8 bis 4, bis ich die Summe hatte. Alle übrigen wurden nun ganz dicht am Stamme weggenommen, nachdem ich bei der Wahl auf ein möglichst geregeltes Aussehen des Stockes gesehen hatte. Der

Stock trieb nun seine Reiser äußerst freudig aus, und es währte nicht lange, so zeigte es sich, was ein Holzauge und was ein Blüthenauge war. Dieselben so fortwachsen zu lassen, würde ihn bald wieder in seinen frühern Zustand zurückgebracht haben. Ich mußte also noch ein Abbrechen vornehmen. Dabei wählte ich mir nun die früher bestimmte Zahl von Knospen zum Stehenbleiben aus, da dieselben in bedeutender Menge vorhanden waren, wozu ich die untersten bestimmte, und das Ende so weit hinwegschnitt. Von den Holztrieben ließ ich jedoch an jedem Reise nur eins, und an den stärksten zwei stehen, bei welcher Wahl ich ebenfalls die Regelmäßigkeit des Stockes berücksichtigte. Hiernach hatte ich nun die Freude, fast alle Knospen sich vollkommen entfalten zu sehen, und nur an den überschätzten Zweigen blieben einige zurück, wogegen wieder an den gehörig berechneten noch Nebenknospen gut aufblühten.

Der Stock hat binnen sechs Jahren eine Höhe von 10, und eine Breite von 6 Fuß erreicht, und war von unten bis oben mit den schönsten Rosen bedeckt, die ich nach dem Verblühen mit ihrem Zweige bis an den neuen Trieb wegschneide, wonach derselbe ein um so freudigeres Wachsthum erhält. Es zierten über 100 der herrlichsten Rosen denselben in diesem Jahre, und auch die übrigen Stöcke dieser Art blühten wieder sehr schön, obgleich die übrigen Stöcke hiesigen Orts, welche nicht diese Behandlung empfingen, wie immer schlecht blühten, und höchstens 1 oder 2 vollkommene Rosen brachten. Ueber Schaden von Käfern und Maden habe ich bei meinen gelben Rosen nie Ursache zu klagen, auch in diesem Jahre nicht, wo die Kornkäfer sich hier so nach den Gärten begaben, daß ich ihrer mehrere tausend ablesen lassen mußte.

Sollte diese Erfahrung den verehrten Gartenfreunden Nutzen bringen können, so würde ich mich

sehr glücklich fühlen, und werde auch künftig nicht unterlassen, gemachte Erfahrungen dieser Art ganz ergebenst einzusenden, sey es auch nur, um einen Gegenstand in Anregung zu bringen.

---

## Gutachten

des Herrn Hofgärtner Brasch über vorstehenden Aufsatz.

Es ist allgemein bekannt, daß die gefüllte gelbe Rose, diese in ihrer Vollendung so herrliche Blume, selten zu schöner Blüthe gelangt; um so dankbarere Anerkennung verdient die vorliegende Mittheilung darüber. Alles, was Herr Görner über die Behandlung der Rose bemerkt, Schutz gegen die Einwirkungen der Witterung, berechneter Schnitt ꝛc. scheint sehr zweckmäßig; es dürfte, wo es bekannt wird, um so mehr die ganze Aufmerksamkeit erregen, als es in vierjähriger Erfahrung begründet seyn soll. Möchten recht vielfältige Versuche die Erfahrung bestätigen.

Nur eins wäre noch sehr wünschenswerth, nämlich eine Nachricht darüber, ob Herr Görner den Rosenstock veredelt, oder aus der Wurzel ohne Weiteres hat hervorgehen lassen.

---

In Gemäßheit des Beschlusses vom 4. August 1833 (S. Protokoll von der 122. Versammlung XIV) ist Herr Görner um Ertheilung der hier gewünschten Auskunft ersucht worden, und hat unterm 31. Oktober 1833 folgende Antwort eingesandt:

Die geehrte Anfrage des verehrlichen Gartenbau-Vereins: ob der Rosenstock, an welchem das beschriebene Verfahren ausgeübt worden, veredelt oder aus der Wurzel echt sey? beantworte ich mit Folgendem:

Das Verfahren, vermittelst welchem ich die gelbe Rose stets sehr gut zum Blühen brachte, habe ich sowohl bei einem Stocke, der aus der Wurzel echt

ist, als auch bei einem auf die gewöhnliche wilde Rose veredelten, angewendet, und habe gleich günstige Resultate davon gesehen. Der älteste von beiden jedoch ist echt aus der Wurzel, und von dem veredelten habe ich erst zwei Jahre blühende Rosen gehabt.

Zu dem, was in dem Sitzungs-Protokoll [2]) in Beziehung auf das warme sonnige Vaterland der gelben Rose gesagt ist, erlaube ich mir aber theilweis einen leisen Zweifel auszusprechen, da nach meinen gemachten Erfahrungen diese Rose in einer geschützten sonnigen Lage noch nie vollkommene Blüthen gebracht hat, und sie auch bei mir nichts weniger, als in einer gegen die Kälte geschützten Lage stehen. Die Stöcke stehen nämlich an der Mitternachtseite meines ganz frei stehenden Hauses, wo also Nord-, Ost- und Westwinde sie ungehindert bestreichen können, und die Sonne sie nur in den Sommermonaten des Nachmittags zu erreichen vermag. Ja sie stehen an einer Mauer, die kein heizbares Zimmer umgiebt, und hatten selbst in dem Winter 1829—1830 nicht gelitten, obgleich sie unbedeckt geblieben, und fast alle Rosen um sie hererfroren waren. Darnach scheint es, als gehöre diese Rose zu den härtesten Rosenarten, und ich halte dafür, daß dieselbe bei geeignetem Stande und zweckmäßiger Behandlung auch noch in Rußland zur Blüthe gebracht werden könne, welches

2) In diesem Protokolle hieß es nämlich: „Der Vorsitzende fügte noch hinzu, daß die gelbe Rose als eine ächt persische Pflanze hauptsächlich ein warmes Klima verlange, also nur in einer sehr geschützten sonnigen Lage gedeihen könne, daher sie denn auch in einem minder warmen Klima, wie z. B. in Rostock, nie zur Vollkommenheit komme, die auch hier in Berlin nur selten erlangt werde. Manche wollen behaupten, daß diese Rose es sey, welche das orientalische Rosenöl liefere." D. H.

daſelbſt unternommene Verſuche nach beſchriebenem Verfahren genugſam beſtätigen würden.

## XIII.

## Anſichten

### über Pferdezucht am Niederrhein,

in einem Briefwechſel mitgetheilt von dem Gutsbeſitzer Herrn Simons auf Vogelſang bei Köln.

---

### Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Briefe, zunächſt zur Mittheilung für die niederrheiniſche landwirthſchaftliche Geſellſchaft beſtimmt, haben noch ein allgemeineres provinzielles Intereſſe, weshalb ſie hier die angemeſſenſte Stelle finden. Es kann die in denſelben in manchen Beziehungen hervorgerufene Controverſe nur dazu beitragen, einen Gegenſtand aufzuhellen, worüber bei vielen rheiniſchen Pferdezüchtern mehr dunkeles Gefühl und blinder Zufall als klare Begriffe walten. Dem wahren Patrioten muß es ohnehin gleich gelten, wer den Saamen des Guten ausſäet; es kommt nur darauf an, daß er ausgeſtreuet werde.

Mögen die anſchließenden Blätter am freundlichen Leſer nicht flüchtig und nutzlos vorüberrauſchen; vielmehr im Geiſtesbereiche unſerer Landwirthe eine bleibende Stätte zur näheren Prüfung der ausgeſprochenen Anſichten ſich bereiten.

Simons.

### A.

Es hat ſich in der Rheinprovinz eine Geſellſchaft unter dem Namen „Niederrheiner landwirthſchaftlicher Verein", worin der Freiherr von Carnap den

Vorsitz führt, gebildet, welche sich zum Zwecke macht, die Landwirthschaft und ihre Interessen möglichst zu fördern. Der Verein gewinnt fortwährend an Ausdehnung und Bedeutung, und es ist in der That erfreulich zu sehen, wie so viele durch Geburt, Stellung im Staate, Kenntnisse und Talente ausgezeichnete Männer, so viele gediegene Kräfte, zum ausgesprochenen Ziele hinwirken.

Unter manchen interessanten Gegenständen, welche bereits einer vielseitigen Erörterung unterworfen wurden, brachte auch der Unterzeichnete, durch Wahl Direktor der Acker- und Wiesenbau-Abtheilung, in der zweiten Generalversammlung die Förderungsmittel der niederrheinischen Pferdezucht zur Sprache.

Ew. ist es wahrscheinlich bekannt, daß die Rheinlande eines vortrefflichen Ackerbaues sich erfreuen, und daß die Gespannarbeiten größtentheils ausschließlich durch Pferde beschafft werden. Die Zahl derselben steht daher am Niederrhein auf der Quadratmeile (248 Stück) höher, als in vielen andern Ländern, und es muß in jedem Freunde einer guten Pferdezucht, in jedem Patrioten und Staatswirthe ein schmerzliches Gefühl erregen, wenn er erfährt, daß bei weitem die meisten dieser Pferde, zumal in den Ebenen des linken Rheinufers, aus Holland als anderthalbjährige Fohlen eingebracht und hier zu enormen Preisen bezahlt werden. Nach amtlichen Mittheilungen wurden im letzt verflossenen Decennium durchschnittlich jährlich 27—2900 Stück eingeführt, und ein einziger Pferdehändler meiner Nachbarschaft hat auf den diesjährigen Herbstmärkten beiläufig 64 Stück holländischer Fohlen verkauft, die selten unter 80—90 Thaler abgesetzt werden.

Obgleich am Niederrhein (mit Ausschluß der Eifel) der hohe Standpunkt des Ackerbaues und der fast gänzliche Mangel an Wiesen und Weiden einer blühenden und ausgedehnten Pferdezucht wesentliche

Hinderniſſe entgegen ſtellen, darf man auf der andern Seite nicht verkennen, und eigene und fremde Erfahrungen haben es bewieſen, daß unſere Landwirthe, im Vergleich zu eben erwähntem Ankauf der Fohlen, ihren Bedarf an Pferden mit evidentem Vortheil ſelbſt ziehen werden, wenn die Zucht nur nach richtigen Anſichten und Grundſätzen geleitet wird. Außer den Gewinn an baarem Gelde iſt noch ein Hauptvortheil der eigenen Zucht in der Kenntniß der Stammältern zu ſuchen. Wir kennen ihre Eigenthümlichkeiten und Eigenſchaften und wiſſen, was wir von ſelbſt gezogenen Fohlen zu hoffen haben. Wo finden wir aber beim Einkauf der jungen Fohlen eine Gewähr, daß es nicht von einer Mutter gefallen iſt, welche mit einem oder dem andern erblichen Uebel behaftet war, welches ſpäter zum Nachtheil des Käufers hervortritt? Was liegt dem Holländer daran, der alljährlich ſeine Fohlen verkauft, ob die Mutter am grauen oder ſchwarzen Staar, an kranken oder ſchwachen Lungen, an Windkoliken, Leberkrankheiten und andern erblichen Fehlern leidet, wenn ſie nur eine ſchöne Figur hat, und ein ſcheinbar gutes Fohlen zieht, welches jung ins Ausland geht! — Mit welcher Sicherheit kauft dagegen nicht der Landwirth ein Fohlen in ſeiner Nähe, deſſen Mutter er ſieht, und von deren Tüchtigkeit er ſich überzeugen kann: denn die Erbfehler vererben ſich bekanntlich nicht mehr als andere Eigenſchaften der Pferde, und Güte und Brauchbarkeit arten eben ſo nach, wie Ohren, Köpfe und Hälſe. Dieſer Umſtand allein muß den einſichtigen Mann bewegen von einer fehlerfreien ausdauernden Stute, durch einen kräftigen, wohlgebauten Landbeſchäler ein Fohlen zu ziehen, von deſſen innerem Werthe er in der Regel im Voraus überzeugt ſeyn kann.

Wenn aber unſere Landwirthe fortan ſelbſt züchten ſollen, kann man nicht in Abrede ſtellen, daß

in den Rheinebenen, wo, wie gesagt, Weiden größtentheils fehlen und meistens Stallzucht mit Arbeitspferden muß getrieben werden, die nützlichste und bequemste Zeit zur Bedeckung der Stuten die Monate December, Januar und Februar sind, weil später um diese Zeit und den Winter hindurch den hochträchtigen sowohl als abgefohlten Stuten die erforderliche Ruhe und diese dem Fohlen, ohne bedeutenden Kostenaufwand des Züchters, hinreichende Milch zu geben vermag, welches im Frühjahr bei den dringenden und anstrengenden Arbeiten nur durch kostspielige Schonung und starke Futterzulagen geschehen kann. Sobald die Feldarbeit beginnt, ist das Fohlen theilweise schon entwöhnt, und wird leicht und wohlfeil mit Grünfutter herangezogen. Nur nach dieser Methode glaube ich, läßt sich in unserer Provinz die Pferdezucht mit Stuten, welche im Sommer die Feldarbeit verrichten und im müßigen Winter ein Fohlen ziehen, am vortheilhaftesten betreiben. Diese Ansicht hat sich hier jedesmal practisch bewährt, und bei unseren gut genährten Arbeitspferden accommodirt sich glücklicherweise die Natur nach dem Willen des Landwirths; denn meine Stuten rossen im Winter eben so regelmäßig, wie bei den Schaafmüttern der Geschlechtstrieb in den Monaten August und September sich äußert und unser Rindvieh ebenfalls mitten im Winter den Stier verlangt.

Wenn Ew. aber auf die Ansichten eingehen wollen, so werden Dieselben auch nicht verkennen, daß die Landbeschäler, welche zu Ende Februar und Anfang März auf den Stationen eintreffen, nicht in dem Grade nützlich wirken können, als es wohl zu erwarten wäre, wenn sie das ganze Jahr hier in den Rheinebenen verbleiben und in ihrem Dienst auf diese Weise allen Ansichten und Bedürfnissen entsprächen. Die landwirthschaftliche Gesellschaft hat diese Ideen getheilt, und in der zweiten General-

versammlung, worin 125 Mitglieder gegenwärtig waren, beschlossen: bei den betreffenden hohen Behörden die desfallsigen Anträge zu stellen und sie erforderlichen Falls den rheinischen Landständen zu überweisen. Bevor nun die Wünsche der Gesellschaft ans Ober-Präsidium gelangen, erlaubt sich der Briefsteller um Ew. Meinung zu bitten: ob die Gestütdirection darauf eingehen werde, bei einigen bekannten, soliden Gutsbesitzern, in Gegenden, wo sich das Bedürfniß am meisten ausspricht, Landbeschäler vom Herbst an bis zu den Sommermonaten hin oder vielleicht das ganze Jahr aufzustellen und diese zunächst der Pflege der Königl. Gestütknechte, sodann der Aufsicht der Bürgermeister und Kreis-Thierärzte zu übergeben, zugleich aber den betreffenden Gestütinspektor zur ein- oder mehrmaligen Rundreise zu verpflichten?

Es werden sich patriotische Männer genug finden, die gegen eine kleine Entschädigung die Beschäler nebst dem Knecht aufnehmen, und für den Staat würden dadurch die Ausgaben bedeutend vermindert. Oder wäre die Gestütdirection geneigt, tüchtige aus den Stammgestüten, namentlich dem Trakehner, rein gezogene kräftige Hengste an einzelne Gutsbesitzer behufs der Zucht zu billigen Preisen mit der Bedingung zu veräußern, daß sie sich den allgemeinen Bestimmungen über das Beschälen der Landhengste unterwerfen? Brauchbare Beschäler für die Veredelung unserer Pferde sind hier nicht zu acquiriren; es wäre Thorheit den Pferdehändlern hierin Zutrauen zu schenken, und Bastarde erster Generation aus der Kreuzung edler Landbeschäler mit hiesigen Landpferden hervorgegangen, können wenig nutzen, weil die Natur sich bekanntlich kein Gesetz vorgeschrieben hat, ob sie in den Nachkommen den edeln Vater oder die gemeine Mutter hervortreten lassen will.

Wir glauben in Vorstehendem das wesentlichste

Förderungsmittel zur Vermehrung und Veredelung der rheinischen Pferdezucht ausgesprochen zu haben, und es würde meinen Bemühungen sicher gelingen, eine Anzahl Landwirthe zum Ankauf edler Hengste unter den erwähnten Bedingungen zu bestimmen. Die Einführung der Köhrordnung, obgleich von unsern Landständen gewünscht, kann, meines Erachtens, nicht als ein Beförderungsmittel einer bessern Pferdezucht betrachtet werden. Diese ist eine Wissenschaft geworden und ihre Lehrsätze sind beim praktischen Landwirthe noch nicht so verbreitet, daß wir allenthalben in ihrem Urtheile eine sichere Bürgschaft für die Zweckmäßigkeit der Auswahl finden. Nur auf Form, Bildung, Gestalt und Gang wird durchgängig bei der Köhrung Rücksicht genommen; es fehlt dagegen fast immer eine genaue Kenntniß der Eigenschaften: des Geistes, Karakters und der Diensttauglichkeit; es fehlt alle Kunde der Hauptanforderungen eines tüchtigen Beschälers: erwiesene Abkunft, erwiesene Güte, erwiesene Nachartung, und darin liegt der Fehler.

In Schleswig, Westfriesland ꝛc., wo man bei großer Auswahl einen constanten Pferdeschlag hat und es nur auf die Verbesserung und nicht auf die Veredelung ankömmt, da mag die Köhrordnung mehr ihre guten Früchte tragen; aber bei dem bunten Gemisch von Pferden am Niederrhein, wovon die holländischen, zum Koller geneigten, weichen Graspferde die Mehrzahl bilden, wo brauchbare Beschäler nur höchst selten sind, wird diese polizeiliche Maaßregel um so weniger fruchten, da selbst unter den geköhrten Hengsten noch manche unbenutzt stehen bleiben und ich in der That keinen mir bekannten zur Bedeckung meiner Stuten verwenden möchte, obschon mein Augenmerk nicht höher als auf die Zucht ausdauernder, kräftiger, unserm Bedürfniß anpassender, Ackerpferde gerichtet ist.

Ew., gleich ausgezeichnet durch practische Leistun-

gen als durch theoretisches Wirken, wissen es weit besser als ich: daß scharf und klar gedachte Feststellung der Zwecksbegriffe, richtige Wahl und Uebereinstimmung der Mittel, und endlich strenge Consequenz in der Durchführung die drei Grundpotenzen einer guten Landespferdezucht sind, und daß daher unter den Landbeschälern selbst noch Auswahl getroffen werden muß, wenn den richtig bestimmten Anforderungen unserer Landwirthe angemessene Resultate hervorgebracht werden sollen.

B.

Ew. Ansichten über die zur Verbesserung der Pferdezucht am Niederrhein zu ergreifenden Mittel, treffen zwar in manchen Beziehungen mit dem überein, was Wissenschaft und Erfahrung dieserhalb feststellt; in andern aber weichen sie so sehr davon ab, daß ich mich nicht mit denselben zu vereinigen vermag.

Zu den veralteten staatswirthschaftlichen Prinzipien gehört, daß jedes Land dasjenige, was es bedarf, selbst hervorbringen müsse. In Absicht der Erzeugnisse des Kunstfleißes und der leblosen Produkte des Bodens wird das Gegentheil nicht mehr in Zweifel gezogen; ein Anderes ist es hinsichtlich der landwirthschaftlichen Thierzucht, da ihre Ausdehnung in zu entschieden günstiger Wechselwirkung mit der Kultur des Bodens steht. Von dieser Wahrheit ausgehend, kann ich nur mit Ihnen wünschen, daß die Landwirthe am Niederrhein ihren Bedarf an Arbeitspferden selbst erziehen und nicht länger die allerdings für einen sehr hohen Preis ihnen aus Holland zugeführten Fohlen kaufen mögen. Ebenso bin ich mit Ihnen einverstanden, daß das selbst erzogene Pferd Vorzüge vor dem gekauften haben muß, wenn bei seiner Hervorbringung die Eigenschaften der Eltern, die ihren Werth bedingen, ins Auge gefaßt und nicht blos erhalten, sondern wo möglich vervollkommnet werden.

Bei jeglicher Thierzucht kömmt es vor Allem darauf an, die Aufgabe, welche gelöst werden soll, richtig zu stellen. Das Hausthier ist mehr oder weniger Kunstprodukt; es wird also in dem Grade für seinen Zweck geeignet hervorgebracht werden, in welchem dieser Zweck scharf begrenzt aufgefaßt und die zu wählenden Mittel, ihn zu erreichen, eben so genau bestimmt in Anwendung gebracht werden.

Ew. sprechen sich in Ihrem Schreiben an mich, nicht zureichend klar darüber aus, ob Sie blos eine Verbesserung des Arbeitspferdes am Niederrhein im Auge haben, oder ob es in Ihren Wünschen liegt, daß eine edle Pferdezucht in jenem Landestheile einheimisch werde. Ohnmöglich kann ich bei Ihrer Einsicht in landwirthschaftlichen Gegenständen glauben, daß Sie Eines für das Andere nehmen, und nach beiden Zwecken zugleich streben.

Am Niederrhein bedient man sich bei der Landwirthschaft und dem schweren Fuhrwesen zweirädriger Karren, die unbedenklich zur langsameren Fortbewegung größerer Lasten geeignet sind. Sie erfordern starke und besonders schwere Pferde; denn bekanntlich liegt die Zugkraft eines Thieres nicht lediglich in seiner Muskelkraft, sondern zum großen Theil in seiner eigenen Körperschwere. Nächst dieser wird zum Gebrauche in einer Gabeldeichsel ein phlegmatisches Pferd erfordert, denn kein feuriges Pferd wird das Hin- und Herwerfen in der Gabel ertragen, welches auf den Landwegen, die nicht Kunststraßen sind, sondern in Schlangenlinien fortlaufen, unvermeidlich ist. In der Regel werden diese Karrenpferde nicht durch den Zügel, sondern mittelst der Peitsche regiert, was bei einem Pferde edlerer Abkunft nicht minder, als der Gebrauch in dem Karren, seinen baldigen Untergang zur Folge haben würde.

So lange diese Werkzeuge und Gewohnheiten am Niederrheine bestehen, kann man der schweren phleg-

matiſchen Pferde nicht entbehren. Sie durch eine Kreuzung mit edleren Hengſten verbeſſern zu wollen, würde den Zweck gänzlich verfehlen, denn es kann aus dieſer Kreuzung nur ein Thier hervorgehen, welches weder für dieſe noch für eine andere Beſtimmung geeignet iſt. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Gattung Pferde einer Verbeſſerung fähig iſt, wodurch ſie derjenigen Vervollkommnung näher gebracht wird, die nur durch ihre Gebrauchsfähigkeit unter den obwaltenden angeführten Umſtänden bedingt werden kann. England, was uns in ſo mannigfaltigen Beziehungen für die Gewerbe und beſonders für den Landbau und die Thierzucht zum Vorbilde dient, ſtellt uns ein ſolches auch für den vorliegenden Fall auf. Dort, wo das Pferd für geſonderte Zwecke in geſonderten Gattungen erzogen wird, hat auch das Bedürfniß ſchwerer im Karrenfuhrwerk brauchbarer Pferde, eine eigene, dafür nur geeignete Gattung Pferde entſtehen laſſen, durch die das niederrheiniſche Karrenpferd verbeſſert werden kann. Dies würde auch durch niederländiſche und Schweitzer-Hengſte möglich ſeyn, wenn ſie gut gewählt würden; keineswegs aber durch ſolche, welche die K. Preuß. Hauptgeſtüte liefern. Dieſe ſind näher oder entfernter immer aus edeln Pferdegeſchlechtern abſtammend, und ihre mindere Körperſchwere, ſo wie das ihnen beiwohnende lebhaftere Temperament, kann der Gebrauchsfähigkeit des Karrenpferdes nur hinderlich werden. Daraus erklärt ſich die Abneigung der obern Geſtüt-Verwaltung, die ihr ausſchließlich nur zu Gebote ſtehende Gattung Landbeſchäler am Niederrhein aufzuſtellen.

Soll in dortiger Gegend die Pferdezucht ein fruchtbringender Zweig der Landwirthſchaft werden, ſo kann entweder das Karrenpferd allein nur zweckmäßig gezogen werden, oder man muß dahin trachten, zwei verſchiedene Gattungen Pferde neben einander unvermiſcht zu erziehen. Sehr groß und

augenfällig sind die Schwierigkeiten, welche sich dieser Scheidung in einer Gegend entgegen stellen, wo das Grundeigenthum sehr getheilt ist, und wo eben dieserhalb eine förmliche Gestützucht nicht einheimisch werden kann.

Die in Ew. Schreiben enthaltenen Anträge lassen vermuthen, daß in Ihren Wünschen nicht die Verbesserung des vorhandenen Landpferdes, sondern seine Veredelung liegt. In dem Vorstehenden glaube ich ausgeführt zu haben, daß dies zwei sehr verschiedene Dinge sind und daß für das Karrenpferd die Veredelung gerade das Gegentheil der Verbesserung seyn würde. Zu dieser Ihnen behülflich zu seyn, vermag ich nicht, weil wir keine dazu geeignete Beschäler besitzen. Zu jener aber wirksam zu werden, kann ich pflichtgemäß nur dann mich entschließen, wenn sich die oben erwähnte Scheidung in der Zucht möglich machen läßt, was ich höchlich bezweifle.

Einer edlen Pferdezucht, die überdem ohne Wiesen und Weiden mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, steht die Absicht, die Füllen in den Wintermonaten geboren zu sehen, nach Theorie und Erfahrung ganz entgegen. Aus beiden lassen sich vielfältige Gründe gegen das dahin führende Verfahren aufstellen; ich beschränke mich darauf, Sie daran zu erinnern, daß überall, wo die Pferdezucht mit Erfolg betrieben wird, oder betrieben wurde, von dem persischen Meerbusen an bis zum atlantischen Ocean, dem Fingerzeige der Natur, der zur Begattung den herannahenden Frühling bestimmt, Folge geleistet wird.

## C.

Ew. Schreiben vom 24. Dezember des vorigen Jahres gilt mir als eine Aufforderung, mich ausführlicher und bestimmter über die Förderungsmittel der niederrheinischen Pferdezucht auszusprechen; auch bin ich es der landwirthschaftlichen Ge-

ſellſchaft, die für meine Anſichten ſtimmte, ſchuldig, dieſe näher zu entwickeln und zu begründen.

Allerdings lehren die Prinzipien des Induſtrieſyſtems die freieſte Concurrenz unter den Völkern in den Erzeugniſſen des Gewerbfleißes; allein mein Bedauern ging nur dahin, daß der rheiniſche Landwirth die Fohlen vom Holländer zu hohen Preiſen kaufe, während er ſie beſſer und billiger ſelbſt anziehen könne, und dieſe Aeußerung läuft keiner national-ökonomiſchen Anſicht zuwider.

Wiewohl ich auf eine nähere Erörterung der Frage: „ob Veredelung oder Verbeſſerung des Arbeitspferdes am Niederrhein wünſcheinswerth ſey?“ nicht eingegangen bin, wurden dieſe Begriffe am Schluſſe meines Schreibens doch ſcharf unterſchieden. Jene Auseinanderſetzung ſchien mir damals überflüſſig, indem die Ober-Geſtütdirection dadurch, daß ſie in den Ebenen des linken Rheinufers, wo blos der Landwirth Arbeitspferde zieht, ſeit langen Jahren allenthalben nur edle und hochveredelte Landbeſchäler aufſtellte, das Bedürfniß der Veredelung factiſch ausgeſprochen hatte. — Wir wollen den Nutzen der Verbeſſerung — Veredelung in der Race, nach Peſſina — nicht in Abrede ſtellen; dieſe Methode ſetzt jedoch die geforderten guten Eigenſchaften an einzelnen, im Lande vorhandenen, Pferden ſchon voraus, was in den Rheinebenen ſchwerlich eintreffen möchte; ſie erfordert eine große Geduld und Ausdauer, fördert daher nur ſehr langſam, und nach dem Urtheil des einſichtigen Geſtütmeiſters Ammon zu Rohrenfeld „iſt dieſe Zucht nicht für jeden Landwirth und noch weniger zum allgemeinen Gebrauch geeignet, wie Einige fälſchlich meinen.“ [1]) Die von holländiſchen Eltern in der Provinz gebornen und im Stalle gezogenen Pferde entſprechen wirklich den Anforderungen unſerer Land-

1) Ammon, über Landespferdezucht Bd. 1, S. 273.

wirthe mehr, als die aus den niederländiſchen Weiden eingeführten. Dieſe Erfahrung ſteht feſt. Hingegen iſt es hier ebenfalls über jeden Zweifel erhabene Thatſache, daß alle Arbeitspferde, in deren Adern einiges edles Blut fließt, an Brauchbarkeit und Lebensdauer die Ebengenannten in allen Dienſten bei Weitem übertreffen.

Es iſt wahr: das Pferd von reinem, hohem Adel taugt für die Gabeldeichſel nicht. Der Orientale iſt zu ungeſtümm, zu ungeduldig, zu begierig. Dagegen fehlt unſern Holländern Kraft und Ausdauer; ſie unterliegen gar zu bald und all zu leicht jeder ſtarken Anſtrengung. Für unſer Bedürfniß wünſchen wir jenem etwas weniger, dieſen etwas mehr, und hoffen aus der Kreuzung beider Racen einen Mittelſchlag hervorzubringen, der geſchickt für die Arbeiten des Landwirthes, zugleich werthvoller für bürgerliche und Kriegesdienſte wird. Jegliche gut geleitete Pferdezucht ſchreitet langſam nach dem gewünſchten Ziele hin; am langſamſten jedoch die Ausbildung der Landespferdezucht, und der Zeitpunkt mag noch recht ferne ſeyn, kommt es je dahin, daß unſere Pferde, durch die Paarung mit den Königlichen Geſtüthengſten einen ſo feurigen Charakter annehmen, der ſie für den Pflug- und leichten Karrendienſt unbrauchbar macht [1]) Die Differenzirung in Bildung zwiſchen dem Trakehner (namentlich von dem ſchwarzen Kutſchenſchlag) und unſern Landpferden iſt nicht zu groß. Die aus dieſem Geſtüte in der Provinz aufgeſtellten Landbeſchäler waren größer und ſtärker gebaut, als

1) Selbſt das Pferd wohl nicht hochedeler, doch beſſerer Herkunft ſcheint ſich leicht an die Gabeldeichſel zu gewöhnen; denn der Rheinländer giebt demſelben, in den beliebten, oft ſchwerfällig gebauten, zweirädrigen Kabriolets, die in ihrer Wirkung auf's Pferd, von den leichten Landkarren ſich wenig unterſcheiden, jedesmal den Vorzug.

es die hiesigen Ackerpferde durchgängig sind, und die Karrikaturen und nichtswürdigen Produkte, welche die versuchte Veredlung der schwarzen Karrenpferde in England hervorbrachte, fürchten wir aus der gedachten Paarung gar nicht. Im Gegentheil zeugen viele recht brauchbare Pferde für den günstigen Erfolg dieser Blutsmischung.

Nach meinem Urtheile kann die Wahl geeigneter Hengste zur Veredelung hiesiger Arbeitspferde nur auf den genannten schwarzen Trakehner von breiter Brust, starkem Halse und kräftigem Knochenbau, oder auf das ursprüngliche, verbesserte Mecklenburger Landpferd, das jetzt wohl selten ist, fallen. Einmal gewählt, kommt es bei angemessenen Erfolgen auf Consequenz in der Durchführung an. Auf die Stationen schicke man nicht das einemal einen langhälsigen Engländer, der unser schweres Kummet (Hamen) nicht tragen kann, und das anderemal einen brandenburger Blendling oder einen kleinen splitterbeinigen Araber, welche die Erzielung eines tüchtigen Zugpferdes mehr hindern als fördern.

Das Fohlen edler oder veredelter Abkunft bildet sich bekanntlich später aus, lebt hingegen viel länger als die schlappen früh reifen, jedoch auch früh abständigen Graspferde gemeiner Race, welche mit 2—2½ Jahren bereits angespannt werden. Manche Landleute lassen von dieser nachtheiligen Gewohnheit nicht ab; andere kleinere Ackerwirthe vermögen jenen Vorschuß an Futter und Zeit nicht zu leisten, und ziehen daher mit Spat, Gallen und andern Uebeln behaftete bockbeinige Krüppel, die ihnen das Zutrauen zu den Landbeschälern benehmen. Meine Hoffnungen für die Fortschritte der rheinischen Pferdezucht ruhen aber auf den landesherrlichen Gestüten, und wenn auch am Rheine, gleichwie in Mecklenburg, Würtemberg und Bayern, hie und da eine einzelne Stimme den Landgestüten den Stab zu brechen versuchte, gründete hier dies Ur-

theil mehrentheils in den eben erwähnten übeln Folgen eines zu frühzeitigen Gebrauches der Fohlen, und gab mithin ein unverwerfliches Zeugniß der eigenen Unbekanntschaft mit den Elementen der Pferde-Züchtungskunde.

Nimmer wird die Kreuzung der englischen Harttraber mit unsern Landpferden Beifall finden. Diese Zucht wäre unsern Landwirthen ein Gräuel: denn von jenen unersättlichen Fressern, jenen widerlich plumpen Fleischmassen darf man für das hiesige Landpferd kein Heil erwarten. Schon die in den letzt verflossenen Jahren mitunter in die Provinz eingeführten Stammväter jener Elephantenpferde, die schweren niederländischen Hengste, sind wenig geschätzt; es fehlt ihnen die in unsern wiesen- und weidearmen Ebenen sehr zu berücksichtigende Eigenschaft: bei mäßiger Nahrung in gutem Stande zu bleiben; es fehlt ihnen obendrein ein leichter, rascher Pfluggang. Unbezweifelt beruhen Kraft, Stärke und Dauer des Pferdes nicht allein auf der Festigkeit und Strammheit der Muskeln, Sehnen und Bänder, sondern sie werden zum Theil von der Körperschwere bedingt; das aufgeschwemmte Karrenpferd aber hat eine nutzlose, daher überflüssige, das Bewegungsvermögen nur erschwerende Körpermasse, die von Ew. und andern erprobten Sachkennern entschieden getadelt wurde. Die Neigung unserer Landwirthe spricht sich überdies unverkennbar immer mehr für einen leichtern Schlag Pferde aus, und die schweren Kolosse, welche noch vor 15—20 Jahren der Stolz unserer wohlhabenden Bauern waren, weichen allenthalben einem diensttauchlicheren Pferde von mittlerer Körperstärke.

Ew. Ansicht: „daß bei einer edeln Pferdezucht, die Absicht die Fohlen in den Wintermonaten geboren zu sehen, Vieles entgegenstehe u. s. w." stimme ich vollkommen bei, wenn wir diesen Ausspruch auf edle Gestüte mit Weidewirthschaft be-

schränken. Die kennen wir jedoch am Rheine nicht; nur Haus- oder Stallzucht mit Arbeitspferden ist hier einheimisch, und ein wesentlicher Vortheil derselben besteht für unsere Lokalverhältnisse gerade darin, daß die Fohlen in einer Periode fallen, in welcher die Arbeiten gar nicht, oder am wenigsten gestört werden. Thär [3]), Burger [4]) und Viborg [5]), drei durch Scharfsinn und Einsicht sehr ausgezeichnete Männer, empfehlen für Arbeitsstuten einstimmig die Winterbegattung und selbst der vielerfahrene Gestütinspektor Ammon [6]) im Kloster Vessra hält in Gegenden unter dem 50—51. Breitengrade die ersten Tage des Februars für die geeignetste Beschälzeit, wonach die Fohlen gleichfalls im Herzen vom Winter geboren werden. Der Mensch hat das landwirthschaftliche Hausthier aus dem natürlichen Zustande herausgenommen; es ist, wie Justinus richtig sagt, ein Kunstprodukt geworden, dessen Erzeugung der Landwirth nach seinem Vortheile lenkt. Bei der Rindviehzucht und Schaafzucht binden uns keine Naturregeln mehr; wir sind längst von ihrem Wege abgewichen: warum sollen wir bei der Pferdezucht, erheischt es das Interesse, nicht dasselbe thun? —

Im Uebrigen beziehe ich mich auf mein letztes Schreiben und die darin gemachten Anträge, bitte auch, hier um Ew. sehr willkommene und belehrende Ansichten, die ich der landwirthschaftlichen Gesellschaft in ihrer nächsten General-

3) Thär, Grundsätze der Landwirthschaft, erste Ausgabe in 4°. Band 4. S. 431.

4) Burger, Lehrbuch der Landwirthschaft. 2e Auflage. Band 2. S. 289.

5) Viborg, kurze Anweisung zur richtigen Behandlung des Beschälers ꝛc. S. 12.

6) Gestütkunde, 1833. S. 21 u. 221.

FERDINANDUS AUGUSTUS ARCHIEPISCOPUS COLONIENSIS
SANITATI
RESTITUTO
LAETA
DIOECESIS
MDCCCXXXIII

P.F.J. DESTEL K. PREUSS. OBER PRAESIDENT D. RHEINLANDE
SEINEM
WÜRDIGEN
VORSTANDE
DAS DANKBARE
RHEINLAND
1834

Versammlung am ersten März dieses Jahres bekannt zu machen wünsche. 7)

## XIV.

## Zwei rheinische Medaillen zu Ehren zweier um die Rheinprovinz hochverdienter Männer. 1)

(Hierzu die Steindrucktafel.)

Wenn wir hiermit die vollständigen und gut gelungenen, in dem bereits durch die Pr. Bl. ruhmvoll erwähnten Kunstinstitut von Kehr und Nießen zu Köln auf Stein gezeichneten Bilder von zwei vor Kurzem in der Provinz erschienenen schönen Medaillen unsern Lesern vorlegen, so beabsichtigen wir dabei einen doppelten Zweck: einmal von den beiden um unsere Provinz hochverdienten Männern zu reden, zu deren Ehre diese Medaillen gefertigt worden sind, dann aber auch auf diese Art von Kunstwerken, als provinziale Produkte, besonders aufmerksam zu machen.

Beide Medaillen sind von dem Münz-Medailleur Herrn Francke in Düsseldorf verfertigt. Sie machen ihm und der rheinischen Kunststadt, welche sich in artistischen Leistungen der verschiedensten Art immer mehr hervorhebt, alle Ehre. Was man irgend von der Zeichnung, der Reliefhaltung, dem Ausdruck und

7) Nähere Andeutungen über die Vortheile der eigenen Zucht der Fohlen; vergleichende Berechnungen gegen den Ankauf und einige Winke über die Pflege derselben denke ich in einem folgenden Hefte nachzuliefern.

1) Daß wir diesem Aufsatze gerade die Schlußstelle unter den größern Aufsätzen dieses Hefts geben, hat seinen Grund in der späten Vollendung der Steindrücke. Der Würde seines Gegenstandes angemessen, würden wir sonst das vorliegende Heft damit haben beginnen lassen. D. H.

der Schärfe des Gepräges und überhaupt von allen Schönheits-Requisiten einer Denkmünze zu fordern berechtigt ist, leisten die vorliegenden Beispiele im Wettstreit mit den besten Arbeiten des In- und Auslandes. Namentlich gilt dieses von der Portraitirung, welche in größerer Aehnlichkeit wohl in Medaillen nicht erlangt werden kann. Wir müssen gestehen, daß der Steindruckzeichner sich sehr bestrebt hat, diese in den Bildern vollkommen wieder zu geben, glauben aber doch, daß er in dieser Beziehung — wie es in der Natur der Sache liegt, noch hinter den Relief-Originalien zurückgeblieben ist. [2])

Die erste Medaille überreichte das hochwürdige Metropolitan-Domkapitel zu Köln am 23. Januar d. J. in goldenem und silbernem Gepräge Seiner erzbischöflichen Gnaden, dem hochwürdigsten Herrn Erzbischofe Ferdinand August, als Andenken

2) Der wackere Künstler, Herr Münz-Medailleur Francke in Düsseldorf ist zu Saalfeld an der Saale geboren. Er erhielt seinen ersten Unterricht im Graviren bei dem dortigen Münz-Graveur; kam darauf im Jahr 1814 zu dem K. Hof-Medailleur Loos, Vater des jetzigen Münzraths und Direktors, nach Berlin und genoß hier den Unterricht bei der Berliner Akademie im Zeichnen und Modelliren. In demselben Jahre erhielt er bei dieser für einen modellirten Kopf als Belohnung die große silberne Medaille. Im Jahr 1818 ward er bei der Düsseldorfer Münze angestellt. Seine vielen Dienstarbeiten gestatteten ihm doch wenig, sich mit der Anfertigung von Medaillen abzugeben. Außer den Proben seiner Arbeiten dieser Art, welche der vorliegende Aufsatz näher würdigt, hatte er unter andern früher eine Medaille auf den Aachener Congreß verfertigt, welche von dem Oberpräsidenten, Herrn Freiherrn von Pestel, damals an die drei verbündeten Monarchen überschickt worden ist. Die Stempel hielten beim Prägen nur 18 Platten aus, wodurch die Exemplare nur eine äußerst geringe Verbreitung erhalten haben.

der unaussprechlichen Freude über dessen Wiedergenesung nach einer sehr schweren Krankheit; [3]) gleichzeitig brachte das hochwürdige Domkapitel Seiner erzbischöflichen Gnaden die Glückwünsche zu dem von

3) Das hochwürdige Domkapitel begleitete die Medaillen-Exemplare mit einer auf Pergament geschriebenen Glückwünschungs-Urkunde, welche wir, obgleich sie schon anderwärts abgedruckt ist, hier doch gerne noch einmal wiederlauten lassen:

„Hochwürdigster Erzbischof, hochgeborener Graf, gnädigster Herr! — Was Euer erzbischöfliche Gnaden für die Erzdiözese Koln gethan haben, wird die Geschichte aufbewahren, und die späten Nachkommen werden die großen Verdienste preisen und sich der Wohlthaten erinnern, ohne daß Denkmünzen sie daran zu mahnen brauchen. Wie sehr die Zeitgenossen mit Verehrung anerkennen, was ihnen durch Euer erzbischöfliche Gnaden bereits zu Theil geworden ist, haben die Bestürzung, die Trauer und das allgemeine inbrünstige Gebet in den Tagen vom 12. bis zum 26. August 1833, als das theure Leben des Diözesan-Oberhauptes in Gefahr war, und die unaussprechliche Freude über die Wiedergenesung bezeugt. — Möge es den gehorsamst unterzeichneten Mitgliedern des Metropolitan-Domkapitels für sich und im Namen der Erzdiözesan-Geistlichkeit, welche ein und das nämliche Gefühl beseelt, gestattet seyn, das Andenken an diese so herzergreifend an den Tag gelegte Liebe durch eine Denkmünze, welche zugleich das hehre Bildniß ihres theuren Oberhirten trägt, auf die Nachwelt zu bringen! — Euer erzbischöflichen Gnaden überreichen daher die gehorsamst Unterzeichneten im Namen ihrer geistlichen Mitbrüder und aller Erzdiözesanen die ersten Abdrücke dieser Denkmünze hiermit ehrfurchtvollst, und bitten, gnädig erlauben zu wollen, daß nunmehr auch die weitere Verbreitung derselben geschehen dürfe. — Gott erhalte Euer erzbischöfliche Gnaden der Erzdiözese bis zum spätesten Alter bei Kraft und Heiterkeit und lasse Hochdieselben die Freude an den Früchten der großen Anstrengungen und der gegründeten Einrichtungen noch lange genießen!“

Seiner Majestät dem Könige Hochdemselben allergnädigst verliehenen schwarzen Adlerorden dar.

Die Denkmünze trägt also auf der einen Seite das sehr gut getroffene Bildniß Seiner erzbischöflichen Gnaden, mit der Umschrift: FERDINANDUS AUGUSTUS ARCHIEPISCOPUS COLONIENSIS NAT. MDCCLXIV. DEC. XXV. CONS. MDCCCXXV. IUN. XI., und auf der andern Seite die Aufschrift: SANITATI RESTITUTO LAETA DIOCESIS. MDCCCXXXIII.

Die Medaille wird noch in Silber und in Bronze auf Subscription verfertigt und vertheilt. Sie kostet in Silber 4 Thaler und in Bronze 1 Thlr. 15 Sg. [4]) Von jeder Medaille, welche über die Zahl 400 abgeht, wird der Künstler, nach einem abgeschlossenen Vertrage, 15 Sg. zu einem noch näher zu bestimmenden frommen Zwecke abgeben.

Die zweite Denkmünze wurde von dem Künstler auf vielfache Aufforderung der zahlreichen Verehrer des würdigen Herrn Oberpräsidenten Freiherrn von Pestel, der seiner Gesundheitsumstände wegen, zum großen Bedauern der Provinz und in ehrenvoller Anerkennung Sr. Majestät des Königs, sein von ihm so erfolgreich verwaltetes hohes Amt niederzulegen sich genöthigt sah, nach einem wohlgetroffenen, nach der Natur gezeichneten Portrait ausgearbeitet. Die Kosten und Mühen des Künstlers wurden durch die zahlreichen Unterschriften der Verehrer des Herrn Oberpräsidenten in den fünf rheinischen Regierungsbezirken gedeckt, und am 11. v. M. überreichten der Chefpräsident der königl. Regierung zu Düsseldorf, Herr Graf zu Stolberg und die Herren Oberregierungsräthe Cuny und Klinge mit dem Künstler dem Gefeierten ein in Gold ausgeprägtes Exemplar auf seinem Gute Unterbach.

4) Die Verlagshandlung der Prov. Bl. wird gerne Unterzeichnungen auf diese Medaille sowohl als auf die zweite annehmen und die Besorgung der Denkmünzen übernehmen.

Die Denkmünze ist von solcher Größe, daß sie in Silber 3 Loth wiegt und zeigt auf der Vorderseite das naturgetreue Bildniß mit der Umschrift: Ph. v. Pestel, Königl. Preuſs. Oberpräsident der Rheinprovinz. Auf der Kehrseite befindet sich in einem Kranze von Eichenlaub die geeignete Inschrift: Seinem würdigen Vorstande das dankbare Rheinland. Sie kostet in Silber 5 Thlr. und in Bronze 1 Thlr. 10 Sg.

Es wäre nun hier die auffordernde Gelegenheit, eine biographische Nachricht von beiden hochverdienten gefeierten Männern mitzutheilen. Aus Mangel an Nachrichten über die frühern Verhältnisse des Herrn Oberpräsidenten v. Pestel ist es uns leid, solches für jetzt noch nicht ausführen zu können, wollen es aber nur bis zu einer gelegenen Zeit aussetzen, wo wir von Freunden, die wir um Notizen ersucht, das Erforderliche mitgetheilt erhalten haben. Biographische Auskünfte über Se. erzbischöfliche Gnaden, den Herrn Erzbischof von Köln, Ferdinand August, Grafen Spiegel zum Desenberg und Canstein, liegen uns aber aus der lautersten Quelle vor, nämlich von einem Manne, den wir nennen könnten, wenn wir die Erlaubniß dazu zu erbitten zufällig nicht unterlassen hätten, der aber durch seine persönliche und amtliche Stellung mehr als irgend ein anderer zum Biographen des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs berufen seyn dürfte. Wir meinen hiermit die ausführliche Mittheilung über die Lebens- und Familienverhältnisse des gefeierten Mannes, welche in der Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie, herausgegeben von Dr. Achterfeldt, Dr. Braun, Dr. von Droste, Dr. Scholz und Dr. Vogelsang 2s Heft, abgedruckt ist. Da wir nicht voraussetzen können, daß sich diese Zeitschrift in den Händen vieler Leser unserer Prov. Bl. befinden wird, so möge hier ein gedrängter Auszug aus dem gedachten Aufsatze folgen. Be-

schränkt durch den uns in diesem Hefte nur noch zu Gebote stehenden Raum haben wir sehr ungerne mehrere nähere Ausführungen weglassen müssen.

Die Familie von Spiegel gehört ursprünglich zu den ältesten des kölnischen Adels. Nach der Cronica von der hilligen Stat Coellen von 1494 soll sie nebst andern im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung mit Trajan von Rom gekommen seyn; im Mittelalter kommen mehrere Mitglieder in Köln vor. Wann und wie sie nach Westphalen verpflanzt wurde und zum Besitze des Desenbergs gelangte, läßt sich nicht bestimmt nachweisen. Die Sage bezeichnet Conrad Speegel, einen Kölner, den Karl der Große in Anerkennung seiner Großthaten auf seinem zweiten Zuge gegen die Sachsen am Ende des 8. Jahrh. in den Besitz dieser festen Burg zuerst eingewiesen habe. Angestammter, wohlverdienter, unbefleckt erhaltener hoher Ruhm durch Edelthaten und Edelsinn liegt in vielen Gliedern der Familie in der Geschichte derselben offen, obgleich dieselbe bisher nur fragmentarisch bearbeitet worden ist.

Der Vater unseres Herrn Erzbischofes, Theodor Hermann, Freiherr Spiegel zum Desenberg und Canstein, kurkölnischer Geheimerrath, Erbherr von Canstein, Bühne und Klingenburg, des St. Michelordens Großkreuz, des Fürsten von Paderborn Rath, Droste von Marsberg und Volkmarsheim, vermählt in zweiter Ehe mit Maria Adolphine, geborener Freiin von Landsberg, war ein biederer, deutscher, frommsinniger und kräftiger Mann. Eine beispiellose Pietät, die Seele des häuslichen Lebens und der häuslichen Erziehung, schloß die Glieder der Familie sanft an einander. Den Vorbereitungsunterricht erhielten die Söhne von einem Hauslehrer, bis sie ein Gymnasium besuchten, und unser Ferdinand August bis in sein 13. Jahr.

Er war geboren auf dem Schlosse Canstein den 25. Dezember 1764 und erhielt am folgenden Tage in der Taufe die Namen: Ferdinand, August, Maria, Joseph, Anton. Seine ganze Studienzeit hindurch, zu Fulda und in Münster, stand er unter unmittelbarer Aufsicht und vernünftiger Leitung.

In Fulda bezog er das für die Bildung des jungen Adels eigens eingerichtete Convict als Edelknabe des dasigen Fürstbischofes, bis er seine Gymnasialstudien und den dreijährigen akademischen Cursus beendigt hatte. Die Neigung zur Jurisprudenz war bei ihm vorwiegend; daher hörte er hier vorzüglich juristische Vorlesungen; doch aber war er entschlossen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und hatte schon mit seinem 15. Jahre am fünften Sonntage nach Ostern, den 9. Mai 1779 von dem Weihbischofe von Fulda, Freiherrn Lothar von Breidbach zu Bürresheim die Tonsur empfangen. Am 12. Nov. 1782 verlieh ihm der Freiherr Joh. Matth. von Landsberg zur Erwilte als Turnarius die durch das Ableben des Freiherrn Joh. Edm. von Twickel erledigte Präbende am hohen Domstifte zu Münster. Das rief ihn nach Münster, wo er statt einer Reise nach einer Universität in Frankreich oder Italien, wie früher gefordert war, zwei Jahre die dort neu errichtete Universität statutenmäßig besuchen mußte und seine Studien fortsetzte. Und hiermit beginnt ein neuer Abschnitt in seiner vielseitigen Vorbildung. Er lebte den Wissenschaften mit Anstrengung und wurde bald in verschiedenartige Geschäfte hineingezogen.

An dem nämlichen Stifte hatte er einen Oheim, den Freiherrn Goswin Anton Spiegel zum Desenberg und Canstein, streng religiös und ernst. Bei diesem kehrte er ein und lag in dieser häuslichen Stille und Pünktlichkeit der Fortsetzung seiner Studien, und insbesondere wieder der juristi-

schen, mit gemessener Genauigkeit und gewissenhaft ob. Die regelmäßige Lebensweise mit bestimmter Tageseintheilung, wozu ihn früher die Einrichtung der Bildungsanstalt anhielt, machte er sich jetzt selbst aus Grundsatz und aus Liebe für Bildung und Wissenschaft zur Vorschrift, behielt sie auch in seinem übrigen Leben bis auf den heutigen Tag genau bei, und weicht nur in Fällen, worüber er nicht selbst verfügen kann, und jedesmal sehr ungern, davon ab.

Der Kurfürst Maximilian Franz wurde auf ihn aufmerksam, würdigte seine Bildung und seine Gesinnungen und schätzte ihn sehr. Daher benutzte er die erste ihm dargebotene Gelegenheit, ihn in höhere Geschäftskreise zu ziehen, und verlieh ihm, nach dem Ableben seines Oheims, die fünfte Prälatur am Hochstifte Münster, das Vice-Dominat und das damit verbundene Archidiakonat am 17. Nov. 1793. In der Zwischenzeit hatte ihm Papst Pius VI. (26. März 1790) die durch Resignation des Freiherrn Joh. Nep. von Roll erledigte Pfründe am Domstifte zu Osnabrück verliehen. Jene Prälatur führte ihn in die Theilnahme an der Leitung der Kapitelsgeschäfte ein, und das Archidiakonat gab ihm erwünschte Gelegenheit, die erworbenen theologischen und juristischen Kenntnisse im Leben anzuwenden. Noch in dem nämlichen Monate (25. Nov.) empfing er zu Rheine in der Kapelle zur Himmelfahrt Mariä von dem Weihbischofe Wilh. d'Alhaus die vier kleinern Weihen und das Subdiakonat. Aus der Führung des Archidiakonates und aus den Berichten, welche er jährlich darüber einreichen mußte, konnte der Kurfürst entnehmen, in wie weit seinen Erwartungen entsprochen wurde. Welches Vertrauen er bleibend in ihn setzte, gab er durch das bei Beförderungen und Einrichtungen auf seinen Rath und sein Urtheil gelegte Gewicht und die einander schnell folgenden Beförderungen kund. Kaum

waren drei Jahre verflossen, so ernannte er ihn (18. Jan. 1796) zum wirklichen münsterschen Geheimenrath.

Das gab ihm willkommenen Antheil an der Landesverwaltung, der ihm, weil er deutsches Staatsrecht und Lehenrecht wiederholt gehört und fleißig studirt hatte, Lieblingsbeschäftigung ward, die seinem Geiste gleichsam neue Schwungkraft brachte. In diesem Jahre (25. Juli 1796) empfing er auch in dem alten Chore der Domkirche zu Münster von dem dasigen Weihbischofe Freiherrn Kasp. Maxim. Droste zu Vischering, die Diakonatsweihe. Schon vorher war er vom Kaiser Franz vermöge des kaiserlichen Empfehlungsrechtes (primae preces) zu einer Domherrnpfründe in Hildesheim ernannt und ihm die römische Dispens wegen des gleichzeitigen Besitzes der andern Pfründen vom Papst Pius VI. (7. April 1796) ertheilt worden.

Auch das Kapitel des münster'schen Hochstiftes erkannte seine Fähigkeiten und seine Dienste an. Drei Jahre später gab es davon den Beweis, indem es ihn durch die einstimmige Wahl zum Dechant (29. Juli 1799) an die Spitze seiner Verwaltung stellte. Der Kurfürst Max. Franz bestätigte die Wahl (18. Aug.) mit Freude, und übertrug ihm am nämlichen Tage zugleich die Verwaltung der Archidiakonate Dülmen und Bocholt. Bald nachher (6. Dec.) ertheilte ihm der Weihbischof, Freih. Casp. Max. Droste zu Vischering, in der Domkirche die h. Priesterweihe.

Jetzt war unser Ferdinand August in seinem fünf und dreißigsten Jahre und in der Blüthe seiner Kraftfülle. Sein großer und stark gebaueter Körper, schlank und würdevoll an Gestalt, durch die geregelte Lebensordnung in seiner Entwickelung begünstigt und nie, einige Gichtanfälle in diesen spätern Jahren abgerechnet, von Schmerzen oder einer Krankheit befallen, war zum Ertragen ungewöhnlicher Anstrengungen tüchtig; in dem geraden, offenen Blicke strahlte sein Muth, durch Milde den Wür-

digen so anmuthig, als den Unwürdigen ein Schrecken. Bisher hatte er bei dem ruhigen Gange der Dinge in Stille gewirkt und seine Bildung gepflegt: und nun stand er dem Augenblicke nahe, wo Aufforderungen an ihn geschahen, die einen Kraftaufwand, wie nur bei Wenigen vorfindlich ist, nothwendig machten, und geeignet waren, seinen Charakter in seinem ganzen hohen Adel zu bewähren. Das Schicksal des Kurfürsten, seines Wohlthäters, der vor den Stürmen der französischen Revolution flüchten mußte, theilte er mit Schmerzgefühl, denn er war der deutschen Verfassung treu anhänglich und seinem wohlwollenden Fürsten, dessen Namen er noch immer mit Ehrerbietung nennt, aufrichtig dankbar. Noch schwieriger ward seine Stellung, als Max. Franz (27. Juli 1801) gestorben war und die Regierung des reichsfürstlichen Bisthums Münster an das Kapitel, und dadurch in seine Hände kam. Auch Münster ward in die Verwickelungen aller öffentlichen Angelegenheiten der Staaten verflochten. Dieses eben jedoch ist der Zeitabschnitt, an den er am liebsten zurück denkt. Er öffnete ihm ein weites Feld, seine vortrefflichen Eigenschaften zu entfalten.

Im lünneviller Frieden (9. Febr. 1801) war (Art. 7) beschlossen worden, daß das deutsche Reich den erblichen Reichsfürsten für ihre am linken Rheinufer verlorenen Länder eine im Reichsgebiete genommene Entschädigung zu geben habe. Die geheime Absicht gieng auf Säcularisation der geistlichen Güter; davon aber geschah mit Vorbedacht keine Erwähnung. Das wollte nun Preußen durch den bevollmächtigten Minister am kurkölnischen Hofe, Geheimen Kreis-Directorialrath und Gesandten im niederrheinisch-westphälischen Kreise Hrn. von Dohm, zur Verhinderung einer neuen Bischofswahl geltend machen. „Das Hochstift Münster" bemerkte Herr v. Dohm in einer Note (Hornburg, 15. August 1801) „sey gerade in dem Augenblicke erledigt worden,

da das unter seinem allerhöchsten Oberhaupte versammelte Reich die Berathschlagungen und Beschließungen antreten wolle, in welcher Art und welcher Ausdehnung der siebente Artikel des lünneviller Reichs-Friedensschlusses zur Erfüllung kommen sollte." Das Kapitel aber hielt sich an die noch bestehenden Reichsgesetze und hatte bereits (4. Aug,) den Wahltag auf den 3. September anberaumt, zu dem Ende auch der Kaiser um die Theilnahme durch einen kaiserlichen Wahlcommissarius gebeten. Um so weniger durfte (in der Note vom 17. Aug.) dem eingelegten Einspruche Folge gegeben werden. Um den Verhandlungen durch seine persönliche Anwesenheit mehr Nachdruck zu geben, kam Herr von Dohm selbst nach Münster. Ihm gebrach es nicht an Gewandheit, seinen Einspruch durch noch andere und verschiedenartige Gründe zu unterstützen; ihm gegenüber aber stand ein Mann, den er nicht überflügeln konnte, daher er es für angemessen erkannte, Münster wieder (6. Sept.) zu verlassen. Die Wahl ward, weil der kaiserl. Wahlcommissarius, Graf von Westphalen, nicht vor dem 3. eingetroffen war, am 9. Sept. vorgenommen. Sie fiel einstimmig auf den Erzherzog von Oesterreich, Anton, Victor, Joseph, Johann, Raymund, königl. Prinzen von Ungarn und Böhmen. Bei diesem Geschäfte zeigte sich der junge Domdechant, der das Ganze leitete, Alles, wie von jeher, selbst bearbeitete und eigenhändig schrieb, in der ihm ganz eigenen bewunderungswürdigen Thätigkeit und Consequenz mit gemessenem Takte. Er war dabei in doppelter Eigenschaft handelnd. Auf ihn hatte auch Anton Victor (22. Aug.) die Vollmacht ausgestellt, die Wahl, falls sie ihn träfe, anzunehmen und zu thun, was die Gesetze uud hergebrachten Gewohnheiten erforderten. Sie hatte inzwischen für das Hochstift keine fernern Folgen. Die Stadt Münster und ein Theil des Bisthumslandes fielen durch den §. 3. des Reichsdeputations-Haupt-

schlusses (25. Febr. 1803) als Entschädigung an Preußen, bis zu dessen Ausführung (im Aug. 1803) die Landesregierung beim Domkapitel blieb.

Nach der Besitznahme des Landes wurde der Domdechant jedoch nicht lange auf die Besorgung blos kirchlicher Geschäfte beschränkt gelassen, sondern bald mit der Leitung der durch eine Kommission beachteten Verwaltung der sämmtlichen Studienfonds beauftragt und dann als Mitglied des in Münster errichteten Kuratoriums der Universität herangezogen. Den damit verbundenen Arbeiten widmete er sich mit Vergnügen. In jeder Stellung war unverrückte Verfolgung der durch die Sache gegebenen Zwecke sein einziges Augenmerk, und gewissenhafte Pflichterfüllung unverletzliche Regel; hier nur konnte er zur Förderung der Wissenschaften, die er so lieb gewonnen hatte, durch bessere und zeitgemäßere Einrichtungen wirken, seine Verbindungen mit den Gelehrten Deutschlands erweitern, und hoffnungsvollen jungen Männern durch Rath und reelle Unterstützung auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn dienstleistend werden; Dinge, die für ihn alle seine Lebenstage den größten Reiz haben werden, auch wenn er es niemanden gesteht. In dieser Wirksamkeit hat er sich manchen ausgezeichneten, für die Wissenschaft, für Staat und Kirche verdienstvollen Mann verpflichtet, gleichzeitig es aber nicht verschmäht, seine Kenntnisse mehrseitig zu erweitern. Allein in jener verhängnißvollen Zeit war sie nicht von langer Dauer. Die unaufhaltsamen Fortschritte des französischen Heeres und die unglückliche Schlacht bei Jena (14. Oct. 1806) brachten in sein bisheriges Leben eine traurige Unterbrechung von mehr als sechs Jahren. Durch den Frieden von Tilsit (8. und 9. Juli 1807) kam Münster zu dem neu gebildeten Königreiche Westphalen, später (1. März 1808) zum Großherzogthum Berg und dann (10. Dez. 1810) zum französischen Kaiserreiche. In dieser

Zeit konnte er Alles werden; er schlug aber Alles aus. An Herz und Bildung ein Deutscher, hatte er eine entschiedene Abneigung gegen das Franzosenthum. Sein biederes Gemüth, dem unbefleckte Rechtlichkeit, unveräußerliches Gut, Förderung des Gemeinwohls und des Glücks von Einzelnen der schätzbarste Genuß war, erfüllten die erlittene Schmach seiner Nation und seiner Kirche, die französische Unthätigkeit und Flatterhaftigkeit, der Despotismus von oben und die Beamtenwillkühr von unten so mit Abscheu, daß er nie Verlangen trug, den vielbesprochenen und bewunderten Kaiser zu sehen, ihm vielmehr immer auswich. Bei diesen Gesinnungen zog er sich auf kirchliche Beschäftigungen und auf seine reiche Bibliothek ganz zurück. Was er noch that, bezog sich lediglich darauf, dem geliebten Westphalenlande, mit dessen Verhältnissen er genau bekannt war, Vortheile zuzuwenden. Als die Franzosen die Absicht, alle durch die Aufhebung der geistlichen Korporationen erworbenen Activkapitalien, einzuziehen, durchzuführen suchten, nahm er sich der Sache an und gab ihr eine dem Lande vortheilhafte Wendung. Aus frühern Zeiten hatten Private noch Forderungen an das Land (auf die Landeskasse oder Pfennigkammer); er setzte die Ansicht durch, daß jene, an die Regierung gefallenen, Forderungen gegen die Pfennigkammer-Kapitalien ausgeglichen werden mußten. Dadurch wurden gegen 300,000 Thaler, welche Private an Korporationen verschuldeten, compensirt, das Geld blieb im Lande und die Schuldner wurden geschont. Aehnliche Geschäftsführungen machten ihn den Franzosen bekannt, und sie hatten Scheu vor ihm. Einigen, die sich als rechtliche und würdige Beamten zeigten, näherte er sich mehr. Ihm verdanken die Mitglieder der aufgehobenen Stifte den nach französischen Grundsätzen unerhört hohen Betrag der Pensionen, den der Staatsrath Baron Louis feststellte. Aus dieser Zu-

rückgezogenheit wurde er endlich wider seinen Willen gerissen. Am 15. Mai 1813 bat ihn der Präfekt, Graf Dussaillant, schleunig zu einer Unterredung in dringenden und wichtigen Sachen. Napoleon hatte ihn am 14. April zum Bischofe von Münster ernannt, und nun eröffnete ihm der Präfekt, er müsse binnen 14 Tagen in Paris eintreffen. Er lehnte das ihm zugedachte Amt, weil er in seinen bisherigen Verhältnissen zufrieden war und nichts gesucht hatte, und die angekündigte Reise mit Bestimmtheit ab, erhielt aber die Antwort, wenn er nicht gutwillig wolle, so würde er ihn müssen dahin bringen lassen. Der Gewalt mußte er nachgeben. Im folgenden Monate begab er sich nach Paris und legte den vorgeschrieben Eid (27. Juni) jedoch erst, nachdem man ihm die Versicherung gegeben hatte, der Kaiser übernehme die Ausgleichung mit Sr. päpstlichen Heiligkeit und werde für alle Folgen einstehen, in die Hände der Kaiserin Maria Luise ab. Darauf berief er sich auch noch in einer spätern Denkschrift (6. März 1822) an den Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, als diese Ernennung bei den Unterhandlungen mit Rom über die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles wieder zur Sprache kam, mit männlicher Würde, die auch den Schein einer demüthigenden Handlung durch eine andere Erklärung, als die einfache Berufung auf die Thatsache, abwies: „Mein Benehmen", sagte er, „hatte den heiligen Vater nicht beleidigen können; mir war die Anfrage ausdrücklich untersagt und die Einschreitung des Kaisers Napoleon zugesagt; alles dieses geschah ohne mein Zuthun und wider meine schriftliche Ablehnung über Steigen und Fortrücken der geistlichen Laufbahn." Der Minister stellte (15. August) dem Kapitel das kaiserl. Ernennungs-Dekret mit dem Auftrage zu, ihm nach dem Gebrauche aller Kirchen des Reiches die kapitularische Verwaltung der Diözese zu übertragen, worauf er durch den Kapitels-Beschluß vom 31. Aug. zum

zweitenmal Kapitular-Vicar ernannt wurde. Diese Stellung benutzte er, der Kirche so viel, als möglich war, zu retten, und insbesondere das Reclamations-Geschäft fortzusetzen. Die im Bisthume Münster bestandenen Stifte waren, wie schon erwähnt, aufgehoben, und das hohe Domstift durch ein kaiserl. Dekret (24. Aug. 1812) in ein einfaches Kathedral-Kapitel mit den nämlichen Rechten, wie alle übrigen des Reiches, umgewandelt; in der Ausführung nun wurden die Aufhebungs-Dekrete weit über ihre Gränzen ausgedehnt. Das brachte viele Stiftungen, die nicht mit einbegriffen waren, in Gefahr, und manchen Pfarren, die ihr Haupteinkommen von geistlichen Körperschaften bezogen, stand das nämliche Schicksal gänzlicher Verarmung, wie jenen auf dem linken Rheinufer, bevor, wenn nicht die Reclamationen mit Nachdruck und Gewandtheit betrieben worden wären. Dieselben hatten guten Erfolg: unter vielen andern wurde die Dom-Elemosie, eine Armenstiftung, die früher des Wortes: Dom wegen zu den Domänen geschlagen worden war, noch acht Tage vor dem Abzuge der Franzosen zurückgegeben. Die Schlacht bei Leipzig (18. Oct. 1813) befreite den ernannten Bischof aus der gezwungenen und peinlichen Lage. Mit dem nun verewigten und unvergeßlichen Staatsminister Freiherrn von Stein zum Stein stand er von den frühesten Jahren an in vertrauter Freundschaft; mit ihm theilte er den Abscheu vor der französischen Herrschaft und die Wünsche einer zeitgemäßen, auf den Grundsätzen der alten Reichsverfassung fußenden Staatsverwaltung; doch fügte er sich ruhig jeder Regierung. Es stritt gegen seine religiöse Ueberzeugung, seine Abneigung in anderer Weise, als durch ein leidendes Verhalten, zu äußern oder um deßwillen, wo ihm Gelegenheit geboten war, seinen Mitbürgern nützliche Dienste zu entziehen.

Diese Gesinnungen hat er in dem großen und

tragischen Zwischenspiele bewährt. Das ist ein Hauptzug in seinem edeln Charakter, daß er sich mit Festigkeit unter allen Umständen gleich bleibt, sich von dem erkannten Rechte durch keine Rücksicht und durch keine Gewalt abbringen läßt. Das gewann ihm auch das hohe Vertrauen bei dem Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, und dessen er sich bei Sr. Majestät, unserm Allergnädigsten Könige, zu erfreuen hat. Nach dem für das deutsche Volk ewig ruhmvollen Umschwunge der Dinge aber trat er wieder mit Lust in die alte uneigennützige Thätigkeit und rechtfertigte immer mehr den Biedersinn und die Thatkraft, die man an seinen Namen anzuknüpfen gewohnt war. Um die Berathungen im Staatsrathe mit vielem Andern zu übergehen, sollen nur die Verdienste um die gegenwärtige Organisation der Bisthümer und dadurch um die Erzdiözese Köln, bevor noch Rede davon seyn konnte, daß er ihr kirchliches Oberhaupt werden würde, hier kurz erwähnt werden. Hierin arbeitete er im Auftrage des Staatskanzlers schon seit dem Jan. 1815 mit großer Anstrengung, sammelte Nachrichten ein, lösete Schwierigkeiten, machte Vorschläge und entwarf Plane in vielumfassenden und gründlichen Arbeiten. Bei seinem Scharfblicke, seiner ausgebreiteten Kenntniß und Erfahrung machte die Zuverläßigkeit seine Dienste dem Könige um so schätzbarer. Davon wurde ihm dankbare Anerkennung auf das Sprechendste zu Theil. Schon im Jahr 1814 hatte er den großen rothen Adlerorden (jetzt erster Klasse) erhalten, und nun (17. Jan. 1816) erhob der König ihn und seinen jüngsten Bruder Caspar Philipp, gegenwärtig kaiserl. königl. österreichischen Gesandten am königl. baierischen Hofe zu München, sammt dessen Descendenten in den Grafenstand; ein Jahr später (20. März 1817) sofort bei Einführung des Staatsrathes, berief er ihn zum Mitgliede desselben und ernannte ihn noch

vor Ablauf von zwei Jahren (11. März 1819) zu seinem Wirklichen Geheimen-Rathe mit dem Prädicate Excellenz. Diese Verhältnisse brachten es mit sich, daß sich sein menschenfreundlicher Sinn Vielen wohlthätig erweisen konnte. Bei Besetzung von Lehrstühlen und öffentlichen Aemtern behielt sein Vorschlag immer großes Gewicht; denn mit tiefer Menschenkenntniß verband er gewissenhaft strenge Prüfung, die für jeden Posten den geeigneten Mann fand, und die zu täuschen nur Wenigen gelingen mochte. Und so ist nun Mancher hoch gestellt und vielwirkend, ohne daß er den Einfluß seines Gönners kennt; Viele kennen ihn und danken offen und laut. Und bei allem dem blieb er immer der Nämliche: in der Freundschaft fest und treu, ein weiser und viel gesuchter Rathgeber, Allen wohlwollend, freundlich und höchst liebenswürdig. Der feine und gebildete Ton, bei dem jeder Misklang unangenehm auffällt, und doch diese freie Bewegung und unbefangene Offenheit machten von jeher seine Wohnung gleichsam zum Sammelplatze aller ausgezeichneten Männer. Gelehrte insbesondere hatten an ihm einen warmen Freund, der sie zu schätzen wußte, weil er selbst keine Mühe scheute, sich mit allen Zweigen des menschlichen Wissens vertraut zu machen, mit der Bildung und der Zeit fortschritt, und keinen Tag vorübergehen ließ, ohne selbst noch fortzulernen. So weit sein Wirkungskreis und seine Verbindungen reichten, gab es kein gelehrtes Unternehmen, das er nicht mit Aufopferung unterstützte. Noch regere Theilnahme widmete er den Wohlthätigkeits-Anstalten in Münster. Die Geschäfte der Armen-Commission, welche schon mit dem 1. Januar 1818 in's Leben trat, leitete er als Präsident bis in den April 1825. Was er in dieser Stellung dem Lande und seinen Bewohnern leistete, kann hier aus Raumes Mangel auch nicht einmal angedeutet werden. Seine Würdigkeit und seine Ver-

dienste gewannen ihm viele ergebene Freunde und allgemeine Verehrung. Man sah ihn im April 1825 von Münster scheiden, um das Erzbisthum von Köln anzutreten, und allseitig sprachen sich dabei die Gefühle der ausgezeichnetesten Hochschätzung und der herzlichst theilnehmenden Wehmuth aus.

Was seitdem der verdienstvolle Mann der Provinz am Rhein war, weiß jeder Rhenane zu würdigen. Für die Bewohner der Provinz bedarf es eben so wenig einer Uebersicht seiner großen tüchtigen Wirksamkeit im Allgemeinen, als der zahlreichen Einzelhandlungen und Werkthätigkeiten, welche in einstimmiger und gerechtester Anerkennung Tausende hoch zu rühmen wissen. Bei dem jüngsten Ordensfeste wurde ihm noch der schwarze Adlerorden von Sr. Majestät dem Könige verliehen, als ein erneuertes Zeichen für uns, daß sein Wirken auch dieselbe Anerkennung am Throne findet, welche die Provinz ihm dankbar zollt.

## XV.

## Literatur, Landkarten, Lithographien.

1) Die Ruinen am Althore zu Trier, gewöhnlich die Römischen Bäder genannt; von J. Steininger, Oberlehrer am Gymnasium zu Trier u. s. w. Mit einem Grundrisse. Trier, 1835 b. J. J. Lintz. 54 S. gr. 8.

Der Verfasser, den wir bisher nur als vaterländischen geognostischen Schriftsteller kannten, giebt uns hier eine genaue architektonische und deutende Beschreibung der genannten Ruinen, wodurch es wohl außer allem Zweifel gesetzt wird, daß sie nicht, wie bisher angenommen wurde, von römischen Bädern, sondern von einem römischen Pantomimen-Theater herrühren. Mit vieler Umsicht und Gelehrsamkeit ist die kleine Schrift ausgearbeitet, die vorzügliche Dienste jedem leisten wird, welcher Triers Alterthümer zu besuchen und zu beschauen die Absicht hat.

2) Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Westphalen, nach archivarischen und andern authentischen Quellen gesammelt und bearbeitet von F. E. von Mering und Ernst Weyden. II. Heft, mit der Abbildung der Schloßruine zu Andernach. 1835. Bonn b. T. Habicht. IV. u. 188 S. gr. 8.

Es tritt bei diesem zweiten Hefte ein neuer Mitarbeiter, Hr. E. Weyden, auf, von dem aber nach dem Vorworte, unter Benutzung der reichen Quellensammlungen und Beiträge des zuerst auf dem Titel genannten Herausgebers, F. E. von Mering, die Bearbeitung des vorliegenden Heftes allein herrührt. Vom Siebengebirge im Allgemeinen wird nur Einiges beigebracht, dann aber folgen die beiden Burgen Wolkenburg und Löwenburg geschichtlich und so weit die Quellen reichen, mit vieler Vollständigkeit bearbeitet. Es ist dieß um so schätzbarer, als bisher grade über diese beide Burgen sehr wenig gesammelt war. Der Haupt-Inhalt des Hefts führt die Rubrik: Andernach, St. Thomas, Namedy und Laach. Nur die Geschichte der zuerst genannten Stadt ist darin geschildert, aber ausführlich, sehr häufig nach zum Theil dem Andernacher Stadt-Archiv entnommenen noch ungedruckten Urkunden und andern Materialien; St. Thomas, Namedy und Abtei Laach sollen im nächsten Hefte folgen. Andernach ist für die mittelalterliche Geschichte unseres Stromes sehr bedeutend, und höchst erwünscht betrachten wir daher Hrn. Weyden's Mittheilungen darüber, welche auch in der Form der Darstellung angenehm ansprechen. Wir wünschen der Herausgabe dieser Hefte Fortgang und Bestand. Nach der Vorrede war das vorliegende Heft schon 1833 geschrieben. Daß dasselbe erst 1835 erschienen ist, hat wohl seinen Grund in dem Wechsel des Verlegers, da das erste Heft einen andern Verleger hatte.

3) Zur Eisenbahn von Köln nach Antwerpen. Von L. Camphausen. Zweites Heft. 1835 Köln b. P. Schmitz. IV. u. 112 S. gr. 8. br. 10 Sg.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die vorliegende Schrift, welche jeder lesen muß, der sich irgend für den Gegenstand, den sie behandelt, interessirt, in einem Aus-

zuge in den Prov. Bl. mittheilen zu wollen. [1]) Sie ist für jeden leicht zugänglich, und von der Richtigkeit der darin entwickelten staatswirthschaftlichen, commerziellen und technisch-ökonomischen Ansichten sind wir, in so weit unser Standpunkt uns eine Ueber- und Einsicht gestattet, so so sehr überzeugt, daß wir weder zu Widerspruch noch zu fernerer Erläuterung eine wesentliche Veranlassung gefunden haben. Wir sind dabei sehr geneigt zu glauben, daß die Schrift gewissermaßen eine officielle ist, d. h. daß sie diejenigen Ansichten enthält, welche daß niedergesetzte Comité für die Eisenbahn zwischen Köln und der belgischen Gränze theilt oder wovon dasselbe bei dem ganzen Projekte ausgeht. Die Sache selbst scheint nun rüstig ins Leben treten zu wollen, und möchten wir daher jedem rathen, der sich dabei betheiligt hat oder noch zu betheiligen gedenkt, die Mittheilung des Hrn. C. nicht ungelesen an sich vorüber gehen zu lassen. Sie verschafft in sehr angenehmer Darstellung tüchtige Ueberzeugung und wird nicht wenig dazu beitragen, überall Vertrauen zu erwecken, wo es etwa bis jetzt noch nicht vorhanden gewesen seyn möchte.

## XVI.

## Miszellen aus der Provinz.

Anfrage, die Conservation von Alterthümern in Köln betreffend.

Während Privatleute in Köln die baulichen Denkmale der Vorzeit mit patriotischer Gewissenhaftigkeit durch Reparaturen zu erhalten suchen, muß der Geschicht- und Kunstfreund sehen, daß öffentliche Denkmale der deutschen Baukunst verstümmelt oder gar niedergerissen werden. Herr Kaufmann Etzweiler hat sein stattliches Haus, den Sitz eines altkölnischen edeln Geschlechts, wieder auf's Schönste repariren lassen, und sogar über dem Muttergottesbilde, das die Ecke desselben ziert, aber in den Bilderstürmereien der französischen Revolution auch verschwand, ein schönes reiches Spitzthürmchen in rein deutschem Style durch des Herrn Christ. Stephan kunstgeübte Hand aufführen lassen, welches seinem Geschmack eben so sehr zur Ehre

1) Es findet sich auch bereits ein Auszug davon in Becher's allgem. Organ f. Handel und Gewerbe. D. H.

gereicht, wie auch dem tüchtigen Ausführer. Wir sahen indeß vor nicht langer Zeit eine plumpe Hand an der St. Andreaskirche alle Spitzsäulchen, Ornamente, Laubwerke, die in etwa verwittert, mit einer Axt herunterhauen, dabei das noch Feste nicht einmal schonend, und vor einigen Wochen wurde sogar auch die östliche Vorhalle, über der das alte Archivgewölbe des Stiftes, niedergerissen, das alle Kunstkenner, alle Freunde des deutschen Baustyls als altes Denkmal immer anzog und erfreute. — Wir glauben einmal gehört zu haben, Köln besitze in seinen Mauern einen Conservator der Alterthümer. Ist dies der Fall, wie kann und darf dann so etwas geschehen? — Wir sollten in einer Zeit, die in der Baukunst selbst noch nichts eigenthümlich Selbstständiges geschaffen hat, jedes, auch das kleinste Denkmal eines Baustyls, der sich als reine Eigenthümlichkeit aus den Tiefen deutschen Volksthums entwickelte, daher um so mehr zu erhalten und vor dem Verfalle zu schätzen suchen. Hat Köln in dieser Beziehung leider! nicht schon genug verloren?

10. Feb. 1835. Der Verein bildender Künstler in Köln am Rheine.

Der junge Künstler Herr Karl Kramer,

Sohn des wackern Silberarbeiters Kramer in Köln, der sich besonders durch seine getriebenen Arbeiten und verschiedene Pokale und Kirchengefäße längst als Künstler bewährt hat, lieferte schon vor einigen Jahren den Stempel zu einem wohlgetroffenen Bilde Göthe's, des deutschen Dichterfürsten. Die Präge zeigte, daß der junge Mann für eine Kunst, in der er nie Unterricht genossen, geschaffen und dereinst ein wackerer Medailleur werden müßte, wenn er diese Bahn der Kunst verfolgte.

Es liegt uns jetzt im Gypsabgusse eine Medaille vor, welche auf einer Seite das Bild unseres vielgeliebten Landesvaters und auf der Rückseite die Borussia vorstellt. Inschriften sind noch keine angebracht. Wir müssen dem Jünglinge Glück zu dieser Arbeit wünschen, denn sie beweist, daß er beharrlich auf seiner Bahn vorangeschritten ist. Wohlgetroffen und äußerst rein und weich in der Modellirung ist der Kopf des Königs, dem sich der wohlverdiente Lorbeer um die Stirne schlingt. Alles ist scharf und

rein geschnitten und muß als Präge den Anforderungen des Kenners genügen. Die weibliche Figur der Rückseite, in einfachem aber schön geordnetem Faltengewande, stellt Borussia dar, geflügelt, auf dem Haupte den Helm, sich mit der Linken auf den Schild stützend und in der Rechten den Speer haltend. Zu ihren Füßen sieht man den Pflug, das Füllhorn des Ueberflusses, die Embleme des Friedens — dessen Vater und Erhalter Preußen in seinem Könige schätzt, liebt und hoch verehrt.

Da ein jedes Talent, das auf diese Weise sich entwickelt, Anerkennung verdient, so glaubten wir auch öffentlich über diese Arbeit einige Worte sagen zu müssen, die gewiß allenthalben und auch an dem Fuße des Thrones Aufnahme und Beifall finden wird, um den jungen Künstler zu ermuntern, die einmal mit so schönem Erfolge betretene Bahn auch weiter zu verfolgen.

Köln, Febr. 1835. (Eingesandt).

### Empfehlung einer Buchdruckerei in Koblenz.

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie die Typographie und Lithographie in unserer Provinz immer mehr Fortschritte macht. Mehrere dergleichen Anstalten beeifern sich mit edelm Wetteifer, ihre Produkte nicht allein correct, sondern auch typographisch schön auszustatten.

Dieses Lob müssen wir besonders der neuen Buchdruckerei des Herrn Joh. Friedr. Kehr in Koblenz, ertheilen. Hrn. Kehr's bisherige Leistungen sind aller Anerkennung werth, und verdient deshalb sein Institut Verlegern, Schriftstellern, Geschäftsmännern und Aemtern zu Drucksachen aller Art sehr empfohlen zu werden. Die neuerdings in jener Officin erschienenen Drucksachen und Schriften werden Jedem, der davon Einsicht nimmt, von der Wahrheit des Gesagten sogleich überzeugen. (Eingef.)

### Straßenbau im Reg. Bez. Trier.

Der nunmehr höhern Orts angeordnete Ausbau der Straße von Berncastel durch die Tiefenbach nach Longkamp, auf der Poststraße von Trier nach Mainz, wird einem wesentlichen Bedürfnisse abhelfen und hat die Bewohner der dortigen Gegend mit Freude erfüllt. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Trier vom Januar.)

# XVII.

## Miszellen aus andern Provinzen und vom Auslande.

### Die vermeintliche urweltliche lebendige Kröte von Lüttich.

Die Naturwissenschaften von falschen Angaben zu befreien, ist häufig von größerm Werthe als ihre Bereicherung durch neue Entdeckungen.

Eine Nachricht, welche die Kölnische Zeitung vom 10. Febr. d. J. [1]) aus einer Lütticher Zeitung über eine lebendige Kröte enthielt, die in einer Kluft eines tiefen Bergwerks gefunden seyn sollte, war durch die Angabe gar zu auffallend, daß diese Kröte mit Quarzkrystallen belegt gewesen seyn soll. Kröten, Frösche u. s. w. hat man bekanntlich schon in zahlreichen Fällen in Klüften, Höhlen und Drusen des festen Gesteins tief unter der Erde eingeschlossen gefunden: aber immer bleibt es noch sehr wahrscheinlich, daß solche Thiere zufällig, vielleicht oft als Ei oder in der ersten Verwandlungsstufe, an solche Stellen gekommen, daß sie sich, bei geringem Zufluß an Luft und Wasser sehr langsam entwickelt haben, und so sehr lange Zeiträume hindurch eingeschlossen gewesen seyn können. Anders müßte sich aber die Ansicht stellen, wenn eine solche Kröte selbst in eine Krystallisation von Quarz eingehüllt oder damit überzogen gewesen wäre, und es würde die Vermuthung am nächsten liegen, daß ihre Ein-

1) Der Zeitungs-Artikel lautete: „In einer Lütt. Zeit. liest man: Die öffentlichen Blätter haben oft berichtet, es seyen lebende Kröten in Steinen eingeschlossen in so bedeutenden Tiefen gefunden worden, daß man daraus schließen müsse, diese Thiere hätten sich schon lange vor der Sündfluth in diesem Gefängnisse befunden. Viele Personen, worunter selbst gelehrte Naturforscher, konnten einem so außerordentlichen Ereignisse keinen Glauben schenken. Die Entdeckung, die man so eben in dieser Stadt gemacht hat, läßt indeß keinen Zweifel in dieser Hinsicht zu: Bei der Ausgrabung des Schachts von Belle Vue zu Saint Laneent fanden die Arbeiter in einer Tiefe von 373 Metres eine lebende Kröte. Dieses Thier fand sich in dem Risse eines Sandsteins eingeschlossen, dessen Wände mit einer Kristallisirung von Quarz belegt waren; die Kröte selbst war wieder mit einer Lage dieser Kristallisirungen bedeckt. Dieses Wesen der alten Welt ist dem Hrn. Earlier, Konservator des naturhistorischen Kabinets bei der Universität dieser Stadt, übergeben worden."

schließung wenigstens eben so alt wäre, als die Bildung der Quarzkrystalle gleicher Art, womit die umschließende Kluft bekleidet war. Der Herausgeber wandte sich daher an den verdienstvollen Naturforscher Herrn Dr. Schmerling in Lüttich, den bekannten Verfasser des großen Werkes über die fossilen Knochen in den Höhlen bei Lüttich, um über das Faktische jenes so merkwürdig dargestellten Krötenfundes zuverläßige Nachricht zu erhalten. Es säumte auch dieser Freund nicht, darüber gleich unter dem 12. Febr. die gewünschte Mittheilung zu machen. Sie lautet auszugsweise übersetzt also:

„Ich schöpfe die Auskunft, welche ich Ihnen nachfolgend mittheile, aus den allerzuverläßigsten Quellen. Die Arbeiter fanden in der Steinkohlengrube Belle Vue eine Kröte in einer Tiefe von 373 Meter in einer Spalte oder Kluft des Sandsteines, welche letzte mit Quarzkrystallen überzogen war. Aber kein Ueberzug fand sich auf dem Thiere, welches sie aus der Spalte nahmen und das noch lebt. Es gehört der gewöhnlichen Art an, und jedermann kann es noch im Museum unserer Universität sehen und sich überzeugen, daß es keinen Ueberzug besitzt. Uebrigens ist das Thier nur von den gemeinen Bergleuten aus der Spalte genommen worden und niemand, der die Sache kritisch oder wissenschaftlich hätte prüfen können war dabei zugegen; auf das Zeugniß jener Leute kann man kein sonderliches Gewicht legen. Ich bin überzeugt, daß die Geschichte dieser Kröte nur eine Fabel ist und daß sie nur durch Zufall in die Steinkohlengrube gekommen seyn wird."

So hätten wir also ein unerklärbares Naturwunder weniger! Der wissenschaftliche Mann mag sich überhaupt hüten, den leichtfertigen Zeitungsschreibern immer auf das Wort zu glauben. Warnungsbeispiele solcher Art liegen hundertfach vor. Nöggerath.

### Das urweltliche Handthier von Hildburghausen.

Ueber die angeblichen urweltlichen Affenfährten, worüber wir in diesem Hefte gesprochen haben, hat sich seit dem Abdruck unseres Aufsatzes der Naturforscher Dr. Kaup in Darmstadt vernehmen lassen (Vergl. Dorfzeitung 18. Febr. d. J.). Er hatte auch nur Zeichnungen gesehen; er erkennt ebenfalls die Analogie mit dem frühern schottischen

Funden; er sagt wie wir: „die Fußabdrücke, so ähnlich sie auch Fußspuren von Affen sind, gehören gewiß nicht Thieren dieser Ordnung an, die bis jetzt, selbst in dem Diluvium, fossil nicht gefunden worden sind". Er meint aber sie könnten Thieren angehören, welche vielleicht in der Ordnung der Beutelthiere ihre Stelle fänden. Dieser Annahme widerspricht aber auch die Analogie, da man nie höhere Thiere als Reptilien in jenen Sandsteinbildungen an irgend einem Punkte der Erde gefunden hat. Indessen hat Herr Kaup einstweilen das Genus des großen Thieres wegen seiner vollkommenen Handbildung sowohl des Vorder- als des Hinterfußes Handthier, Chiroterium und die Art nach dem Kupferstecher Barth, der erste, welcher auf den seltenen Fund aufmerksam wurde, Chiroterium Barthii genannt. Die Pflanzenreste scheinen ihm ein neues Equisetum zu seyn. Gegen die Namengebung haben wir nichts, da jedes Ding einen Namen haben muß: aber die Thunlichkeit der Einordnung des Chiroterium bei den Beutelthieren möchten wir einstweilen noch stark bezweifeln. Röggerath.

### Wie Bernstein zu verkitten.

Bernsteinstücke mit Aetzkali befeuchtet und dann warm aneinander gedrückt, verbinden sich so vollkommen, daß man nicht einmal eine Spur der Vereinigung sehen kann.

### Neusilber und ähnliche Metallmischungen. [2])

Das erst seit 1791 bekannte Nickel-Metall ist fast silberweiß, stark glänzend, vollkommen dehnbar, und ungefähr 8mal specifisch schwerer, als Wasser. Es wird vom Magnete angezogen und hat selbst eine anziehende Kraft für das Eisen. Selten findet man dieses Metall gediegen, sondern gewöhnlich zieht man es aus dem gerösteten Kupfernickel, oder aus der Kobaltspeise (der Verbindung des Kobalts und Nickels mit etwas Arsenik.)

2) Diese und die folgenden sechs Rubriken sind aus dem „Almanach für Metallarbeiter oder die neuesten und nützlichsten, bis zum Jahr 1834 im In- und Auslande gemachten, Entdeckungen und Erfindungen in der Kunst die Metalle zu veredeln und in Waaren umzuschaffen, von Dr. J. H. M. Poppe" (Stuttgart, 1834) entnommen, wodurch wir das sich für diesen Zweig interessirende Publikum auf jenes nützliche Büchlein aufmerksam machen wollen. D. H.

Mit Arsenik bildet das Nickel eine lichtkupferrothe, spröde, mit Eisen eine stahlgraue, mäßig harte, völlig dehnbare Composition. Die letztere wird in England von Metallfabrikanten zu nützlichen Waaren verarbeitet. Packfong, Argentin, Neusilber ist eine Art Messing, worin der Zink zum Theil durch Nickel ersetzt ist; diese Mischung ist aber mehr silberähnlich und sehr geschmeidig. Bei 2 Theilen Kupfer, 1 Theil Zink und 1 Theil Nickel oxydirt die Composition nicht leichter, als gewöhnliches Arbeitsilber, und dient dann zu Löffeln, Gabeln u. dgl.; bei 55 Theilen Kupfer, 23 Theilen Zink und 22 Theile Nickel dient es zu Gabelschäften und verschiedenen andern Sachen; bei 3 Theilen Kupfer, 1 Theil Zink und 1 Theil Nickel läßt es sich am besten zu Blech walzen; bei 54 Theilen Kupfer, 25 Theilen Zink, 18 Theilen Nickel und 3 Theilen Blei ist es zu Gußwaaren brauchbar. So oft die Bleche dieses Metalls überhämmert werden, oder durch den Drathzug gehen, müssen sie dazwischen kirschbraun glühen und wieder völlig erkalten. Nach Zerstörung des krystallinischen Gefüges läßt sich das Nickelkupfer wie Messing verarbeiten. Ein Zusatz von 2½ Proc. Eisen macht das Nickel weißer, aber ungeschmeidiger. Das ächte chinesische Packfong enthält auch eine große Quantität Nickel in sich.

Die Kunst, kupferne Gefäße und Kupferwaare überhaupt zu bräunen

wurde sonst von einzelnen Kupferarbeitern als ein tiefes Geheimniß bewahrt. Das ist es jetzt nicht mehr. Aber viele Kupferschmiede kennen dies Geheimniß noch nicht; auch giebt es mehrere Methoden der Bräunung.

Unter dem Namen Venetianerroth und Purpurbraun giebt es Eisenkalke, welche als Brunirpulver zum Bräunen angewandt werden. Ein solches Brunirpulver muß mit so viel Wasser vermischt werden, bis es die Consistenz des Rahms bekommt. Nachdem die zu brunirende Oberfläche des Kupfers gehörig gereinigt worden ist, so wird das Brunirpulver mit einem feinen Bürstchen oder mit einem Pinsel auf das Kupfer getragen, und dieses wird dann über einem Kohlenfeuer so sehr erhitzt, daß das Oxyd auf demselben fest bleibt. Nach dem Erkalten wird das überflüssige Pulver abgebürstet, und dann kann das Kupfer geschlagen und gehämmert werden. War das

zu bräunende Kupfer ſchon fertige Waare, ſo braucht man dieſelbe nur abzubürſten.

Mit dieſer engliſchen Bräunungsart nimmt man auch wohl folgende Veränderung vor: das mit dem Eiſenoxyd überzogene Kupfer wird über den Rauch eines kleinen, in Holzkohlenfeuer geworfenes, Stück Steinkohle gehalten. Durch dieſen Rauch entſteht auf dem Kupfer ein Flecken; wenn derſelbe zu verſchwinden anfängt, ſo hält man das Metall für ſtark genug erhitzt. Die Hauptſache bei dieſer Operation iſt die, daß man den gehörigen Hitzegrad trifft. Iſt der Hitzegrad zu ſtark oder zu ſchwach, ſo muß man das Kupfer wieder reinigen und die Arbeit wieder von vorn anfangen. Durch wiederholte Uebung lernt man den richtigen Hitzegrad ſchon treffen.

### Reinigen von Meſſing und Kupfer.

Zum Reinigen des Meſſings oder der Meſſingwaare nimmt man in England oft Weinſteinſäure und dann reibt man das Metall mit fein gepulvertem Trippel oder Engliſchroth. Beſonders, um dem Kupfer und Meſſing einen hübſchen Glanz zu geben, verfährt man auf folgende Weiſe: man verſetzt Engliſchroth mit ſoviel Terpentinöl, daß daraus ein dünner Brei entſteht; davon breitet man etwas auf einem weichen Lappen aus, womit man das Metall, z. B. meſſingne Lampen, Beſchläge u. dgl. reibt.

Auch folgendes ſehr gute Mittel iſt zu demſelben Zweck erfunden worden. Man verbindet mit einander 4 Unzen Waſſer, 1 Unze Schwefelſäure und 2 Quentchen Alaun. Von dieſer Flüſſigkiet gießt man etwas auf einen leinenen Lappen, womit man die zu reinigende Waare reibt. Um ſie rein zu erhalten, ſo kann man die Menge der Säure vermindern. Bei ſehr roſtigen Sachen ſetzt man Ziegelmehl zu.

### Franzöſiſcher Goldfirniß auf Kupfer, Meſſing, Bronze, Silber und Zinn.

Der neue franzöſiſche Goldfirniß auf Kupfer, Meſſing, Bronze (auch auf Silber und Zinn) wird bereitet aus 6 Loth Bernſtein, 6 Loth Gummilack in Körnern, 10 Gran Gummigutti, 10 Gran Drachenblut, 3¾ Pfund Alkohol und 4 Loth gepulvertem Glaſe. Von dieſen Materialien werden die feſten zerſtoßen, auf dem Reibſteine

abgerieben, durch ein feines Seidenſieb geſchlagen und in einem Gefäße, welches wenigſtens viermal ſo viel faſſen könnte, in ein, von einem mäßigen Feuer erhitztes Sand- oder Waſſerbad geſtellt. Ueber die Mündung des Gefäßes bindet man ein Stück naſſes Pergament feſt. Dieſes durchſticht man aber mit einer Stecknadel, welche man darin ſitzen läßt. Man erwärmt das Gefäß und rüttelt es von Zeit zu Zeit, bis der Bernſtein aufgelöſt iſt. Man ſetzt dann, unter beſtändigem Rütteln bis zur vollkommenen Auflöſung, die übrigen Materialien zu. Das Glas wurde nur hinzugethan, um die Oberfläche der Materialien zu vermehren und das Zuſammenklümpern und Anbrennen der Harze zu verhüten. Bis zur Auflöſung des Bernſteins verſtreichen gewöhnlich 5 Stunden, und dann noch 5 Stunden bis zur Auflöſung der übrigen Ingredienzen. Wenn man nach dieſer Zeit die Miſchung hat erkalten und 4 bis 5 Tage lang ruhig ſtehen laſſen, ſo zieht man die klare Flüſſigkeit ab und filtrirt das Trübe durch feine Leinwand. In einer ſorgfältig verſchloſſenen Flaſche bewahrt man dann den fertigen Firniß auf.

Will man den Firniß gebrauchen, ſo muß das Metall, welches damit überzogen werden ſoll, erſt möglichſt polirt worden ſeyn; und diejenigen Stellen, welche matt werden ſollen, müſſen ohne alle Streifen bleiben. Vor dem Auftrage des Firniſſes wird das Metall gleichförmig, und zwar allmählig, bis zu dem Grade erhitzt, daß man die Hand nicht mehr darauf leiden kann. Man muß ſich aber noch beſonders in Acht nehmen, daß man das polirte, mit reiner, feiner Leinwand abgeriebene Stück nicht mit den Fingern berührt, weil dadurch Flecken entſtehen würden, die ſich nachher nicht gut mehr tilgen ließen. Man thut etwas von dem Firniß in einen kleinen Becher und taucht einen großen, ſehr feinen und weichen, grobhaarigen Pinſel hinein, den man am Rande des Bechers etwas herausſtreicht. Man überfährt damit das ganze Stück, ohne viel auszudrücken, beſonders mit der Vorſicht, daß es keinen Abſatz, keine Wellenlinien, keine Flecken auf dem Ueberzuge giebt, daß dieſer vielmehr möglichſt gleichförmig ausfalle. Vorzüglich ſchön fällt gedrehte Waare aus, die man noch auf der Drehbank warm firnißt. Hat der Ueberzug wellenartige Stellen, ſo kann man dieſe oft dadurch wegſchaffen, daß man das Stück nahe an's Feuer bringt. In-

dessen lernt man bei einiger Uebung auch große Flächen gleichförmig überziehen.

### Zinn zu lackiren.

Eine von einem Engländer herrührende Methode der Zinnlackirung ist folgende:

Man schmelzt 8 Unzen Bernstein, und 2 Unzen Gummilack in besondern Gefäßen, mischt sie gehörig und setzt der Mischung ½ Pfund trocknendes Oel zu. Alsdann thut man in eine Flasche, die ohngefähr 12 Unzen hält, 6 Unzen Terpentingeist. Man digerirt (erwärmt) darin etwas Safran, filtrirt den Terpentingeist, wenn alle Farbe ausgezogen ist, und setzt Gummitragant und Orlean, gepulvert und in geringen Quantitäten auf einmal, zu. Nun mischt man diese Farbe mit der ersten Mischung; die jetzt erhaltene Mischung aber schüttelt und rüttelt man gut untereinander. Trägt man diesen Firniß etwa auf Zinnfolie, so wird man in der Ferne Mühe haben, die gefirnißte Waare von Gold zu unterscheiden. So lassen sich mit diesem Firniß allerlei Zinnwaaren gleichsam vergolden. Wollte man ihn zu Messing gebrauchen, so müßte er dünner seyn.

### Härten von Stahlwaaren in beträchtlichem Volum.

Die Engländer haben beim Härten solcher Stahlwaare, welche einen beträchtlichen Umfang, vornämlich solcher, die dickere und dünnere Stellen besitzt, eine Erfindung gemacht, bei deren Anwendung die dickern Theile durchglüht werden können, ohne die dünneren zu verbrennen, was früher schwer hielt.

Man erhitzt reines Blei, welches wenig oder gar kein Zinn enthält, bis zu einer mäßigen Rothe, rührt es stark um, und taucht dann das zu härtende Stück auf wenige Sekunden, oder so lange hinein, bis kein Theil der Oberfläche mehr Licht von sich giebt, als der andere. In diesem Bleibade rührt man nun das Stahlstück schnell herum, zieht es geschwind heraus und taucht es in ein großes Gefäß mit Wasser. So kann man in der That eine Stahlplatte härten, die sonst zerbrechlich ist, und die nun unversehrt bleibt, daß sie wie eine Glocke klingt.

### Eisen vor Rost zu bewahren.

Zu Eisen, das unter die Erde kommen und

in derſelben nicht roſten ſoll, iſt neuerdings eine Miſchung aus 2 Theilen Steinkohlentheer und 1 Theil gepulverten Kalk, womit man das Eiſen überziehen muß, ſehr empfohlen worden. Vor dem Ueberziehen mußte das Eiſen erwärmt werden. Auch wenn man eine Lage, reinen oder mit Kalk gemengten, Schwefel auf das warme Eiſen trägt, ſo wird dadurch ſolches Eiſen vor Roſt geſichert. Denn durch den Schwefel entſteht auf dem Eiſen eine Rinde von Schwefeleiſen, welche die Einwirkung des Sauerſtoffs zur Bildung des Roſtes hindert.

### Ein Verfahren, das mit Chlor gebleichte Papier hinſichtlich ſeiner Brauchbarkeit zum Steindruck zu unterſuchen.

Es kommt gegenwärtig im Handel häufig mit Chlor gebleichtes Papier vor, welches verbrannt iſt und eine ziemliche Quantität Salzſäure zurückhält. Wenn man ſolches Papier zum Steindruck anwendet, ſo ſchadet es der Zeichnung, die oft beim zehnten Abdruck ſchon ihre ganze Lebhaftigkeit verliert und verwiſcht wird; es nimmt auch beim Letterndruck die Schwärze nicht gut an. Behufs des Steindrucks kann man dieſem Uebelſtand zwar abhelfen, wenn man ſolches Papier mit Kalkwaſſer, oder mit Waſſer, daß mit etwas Pottaſche oder Ammoniak verſetzt iſt, befeuchtet; dieſes Verfahren iſt aber ſehr umſtändlich. [1])

Die Papierhändler, Buchdrucker und Lithographen können ſich jedoch auf eine ſehr einfache Weiſe ſchon beim Einkaufe des Papiers überzeugen, ob daſſelbe ſauer iſt oder nicht und ob der Zeug gut ausgewaſchen wurde: man braucht nämlich nur mit einem in Lakmustinctur getauchten Pinſel einen Streifen über daſſelbe zu ziehen; wenn das Papier ſauer iſt, ſo geht die Lakmustinctur anſtatt es blau zu färben, in roth über. Man thut gut, wenn man das zu prüfende Papier auch wiederholt faltet, um zu ſehen ob es nicht bricht; denn es könnte die im Papier enthaltene Salzſäure mit einem Alkali geſättigt worden ſeyn, wodurch es zwar die ſaure Reaction verlieren, aber nicht mehr die nöthige Haltbarkeit bekommen würde.

Die Lakmustinctur bereitet man ſich auf die Art, daß man 1 Loth Lakmus in einem Mörſer pulvert, es dann mit 5 Loth Waſſer einige Stunden lang weichen läßt und

1) Vergl. rhein. Prov. Bl. neue Folge. 1834 B. II. S. 321.

hierauf durchseihet, um eine klare Flüssigkeit zu erhalten. Dingler's Polyt. Journ. 16 Nov. H. 1834. (Nach Journal des conn. usuelles. Oktober 1834, S. 199.)

### Gerberei in Baiern mit Bezug auf die Rheinpreußische.

In dem Berichte über die im November 1834 zu München gehaltene Industrie-Ausstellung (Dingler's polyt. Journ. 16 Dez. H. 1834) heißt es bei dem Artikel Gerberei:

„Während die frühern Ausstellungen an Produkten der Gerberei nur Einzelnes in Sohlleder, aber Vorzügliches boten, traf man dießmal an solchen ein Reichthum, der um so angenehmer überraschte, als dabei auch wesentliche Fortschritte in der Fabrikation zu bemerken waren, und als gerade dieser Industriezweig für uns von höchster Wichtigkeit werden kann und werden muß. Bald hoffen wir, daß man unsere inländischen Häute im eigenen Lande veredeln, und nicht mehr Rohes ausführen wird, um es veredelt, zurückzuerhalten. Wie die Gerberei jetzt bei uns steht, scheint es uns nur mehr an hinreichenden Capitalien zu fehlen, um in diesem nach Jahren erst rentirenden Gewerbe mit den Niederländern und mit Rheinpreußen in Concurrenz treten zu können. Alle Schnellgerberei entsprach bis jetzt noch nicht, und das Lütticher und Niederländer Leder verdankt seine Güte vorzüglich noch immer der jungen Eichenlohe und der Zeit, die man ihm läßt, wozu freilich ein großes Betriebskapital erforderlich ist."

### Vorschrift zur Bereitung einer guten Wichse für getäfelte Fußböden.

Man theilt uns folgende, als eine der besten Vorschriften zur Bereitung einer guten Wichse für getäfelte oder Parkettböden mit. Man setze einen irdenen Topf, welcher beiläufig 40 Liter zu fassen vermag, zum Feuer, und thue in diesen 6 Liter Flußwasser, 2½ Pfund gutes geschnittenes, gelbes Wachs, 1 Pfund schwarze Seife und 2 Unzen Curcumae. Wenn das Wachs geschmolzen ist, und die Flüssigkeit zu sieden beginnt, so nehme man den Topf vom Feuer, setze allmälig 4 Unzen Sal tartari zu, bringe den Topf neuerdings zum Feuer, und füge hierauf, nach einigem Aufwallen und unter Umrühren, 12 Liter kaltes Flußwasser zu, womit die Wachsfarbe fertig ist. Man kann die Quantität des Wachses, und verhältnißmäßig jede der

übrigen Substanzen, auch vermehren, nur die Menge des Wassers darf nicht vergrößert werden. (A. d. Journ. des connaissances usuelles Dec. 1833 nach Hartmann's Zeitbl. für Gewerbtreibende. Nro. 34. 1834.)

### Neue Methode, Pianoforte's zu stimmen.

Französische Journale kündigen an, daß ein Instrumentenmacher zu Paris eine aus Druckschrauben bestehende Vorrichtung erfunden hat, mit welcher Jedermann, der nur ein einigermaaßen gutes Gehör hat, sein Pianoforte selbst zu stimmen im Stande ist. Die neue Vorrichtung soll den großen Stimmschlüssel ganz entbehrlich machen, der neue Stimmschlüssel ist so klein, daß ihn Jederman in der Tasche mit sich tragen kann. Die Stimmung läßt sich auf's Genaueste erreichen, und man läuft bei der neuen Methode weit weniger Gefahr, daß die Saiten abreißen. (Aus dem Athenaeum nach Dingler's polyt. Journ. 1. Oktober-Heft 1834).

### Ueber den Wurm an den Weinblüthen.

Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins hat Bericht erhalten, daß sich gegenwärtig in mehreren Weinbergshalden in der Umgegend von Stuttgart der sogenannte Wurm an den Blüthen der Weinreben in beträchtlicher Menge und Ausdehnung zeige. Da nun anzunehmen ist, daß dieses Insekt auch in anderen Gegenden des Landes sich findet, so hat der Unterzeichnete den Auftrag erhalten, eine kurze Belehrung und Aufforderung an die Weinbergsbesitzer zur Vertilgung dieser Thiere in diesen Blättern erscheinen zu lassen, und in Betreff einer ausführlicheren Anweisung auf das nächst erscheinende Heft des Correspondenzblattes, sowie auf eine im Jahrgang 1829, B. 16. S. 299. von Hrn. Geh. Legationsrath v. Roser erschienene Belehrung über diesen Gegenstand aufmerksam zu machen.

Der sogenannte Wurm der Weinblüthen ist die Raupe eines kleinen Nachtschmetterlings, aus der Gattung der Blattwickler. Der Nachtschmetterling hat etwa 3 Linien Breite von einer Flügelspitze zur andern, ist oben gelblich weiß und glänzend, unten bleigrau, und hat auf den Vorderflügeln eine fast dreispitzige braune Querbinde; er erscheint zuerst im April oder Mai und legt seine Eier einzeln auf die Blüthenknospen der Reben, und sodann wie-

im September, wo er seine Eier an die unreifen Trau-
eeren legt. Die ausgewachsene Larve oder Raupe hat
stens 3 Linien Länge, ist etwas breit gedrückt, von
ngelblichter, in's Graue gehender Farbe, schwarzem
gedrückten Kopf, nackt, und mit einzelnen kleinen Stri-
besetzt. Im Juni macht dieselbe ein Gespinnst, in
hes bis an 12 Blüthen verwebt werden, und in des
Mitte das Räupchen sich aufhält, die eingesponnenen
then nach und nach auffrißt, und sodann auch die be-
barten Blüthen benagt, und so wohl den dritten Theil
vollkommenen Weintraubenblüthe zerstören kann. Im
ember dagegen bohrt sich das Räupchen in die unrei-
Traubenbeeren ein, frißt dieselben aus, bis sie welk
faul werden, und wendet sich sodann zu einer zwei-
Beere, so daß es bis an 6 oder 8 Beeren nach und
zerstört. Der Verlust an Traubenbeeren, welchen
s Insekt verursacht, ist es nicht allein, worauf seine
idlichkeit beruht, wenn dasselbe in großer Menge er-
nt, sondern die angefressenen Blüthen geben saure
ıbeeren, und die im September angefressenen Beeren
en leicht von der sauren Fäulniß befallen und stecken
übrigen Beeren an, so daß in beiden Fällen der Most
übrig gebliebenen guten, reifgewordenen Beeren durch
den Saft von den angefressenen Beeren verdorben und der
aus solchen Weinbergen gewonnene Wein schlecht wird.
Da dieses Insekt zweimal im Jahre erscheint, so ist keine
Zeit zu verlieren, die erste Generation desselben in diesem
Monat noch, ehe die Räupchen zu Ende des Monats sich
verpuppen, zu vertilgen, um dadurch zugleich die zweite
natürlich weit zahlreichere Generation, welche im Septem-
ber kommen würde, im Voraus zu vertilgen. Man schneid-
daher die Gespinnste, welche zwischen den Blüthen leicht
zu erkennen sind, mit einer spitzigen Scheere aus und samm-
le dieselben zum Verbrennen, oder zerdrücke das Gespinnst
sogleich zwischen den Fingern; man lasse das Gespinnst
an der blühenden Traube selbst durch junge Leute zerdrü-
cken, bis sie die Flüssigkeit der zerdrückten Raupe zwischen
den Fingern spüren: man arbeite mit einer Strick- oder
Stecknadel die Raupe aus dem Gespinnst heraus und zer-
drücke dieselbe. Da die Raupen einzeln und bloß an den
Blüthen vorkommen, so ist es weder schwierig noch ver-
ursacht es allzuviel Zeitaufwand, die Bruten auf diese Art

zu vertilgen. Ueber Abhelfungs- und Vorbeugungsmittel wird im nächsten dritten Hefte des Correspondenzblattes das Nöthige gesagt werden.

Stuttgart, den 21. Juni 1834. Prof. Plieninger.

Entnommen dem Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel vom 28. Juni 1834.

D. H.

Bemerkung, die Weinhefe zu Verbesserung geringen Weins zu benutzen.

Ein alter Weinschroter versichert, daß man in den zwei nachfolgenden Jahren wieder 1834er Wein ziehen könne (!), wenn man die Hefe des 1834er Weins in einem, zuvor eingebrannten, und dann wo möglich mit gedachter Hefe voll gefüllten Faß, das man fest zuschlagen müsse, aufbewahre und in den folgenden Jahren in die mit neuem Wein gefüllten Fässer bringe, um sie mitgähren zu lassen.

Da nun die Zeit naht, wo der neue Wein abgelassen und die Hefe davon getrennt wird, so wäre es wohl der Mühe werth, daß Sachverständige genauere Auskunft über die Weinveredlung durch Beimischung von Hefe aus einem guten Weinjahre, sowie über die Verfahrungsart dabei geben möchten, denn sicherlich ist die gedachte Verwendung der Weinhefe manchen Weinrsiegern bekannt.

Wenn die Sache einigermaßen richtig stände, so würde diese Kunst gewiß die naturgemäßeste seyn, geringere Weine zu verbessern; zugleich würde die Hefe, welche etwa den zwanzigsten Theil des noch nicht abgelassenen Weins ausmacht, und im vorigen Herbste von den Käufern des neuen Weins ziemlich theuer mitgekauft wurde, für die Kosten des Ankaufes mehr Ersatz gewähren, als es jetzt der Fall ist, ob man gleich durch das Auspressen derselben (wozu man in Orten, wo es an den in Weingegenden üblichen kleinen Säcken fehlt, gewöhnliche Säcke nehmen kann, deren man zwei in einander steckt) aus der Hefe ohngefähr wieder halb so viel Wein, als die Hefe betrug, gewinnen kann, so daß aus dem Stück, zu 600 Maß, ohngefähr 15 Maß Wein ausgepreßt werden können.

Erbach, im Januar 1835. Krauß.

Wir entnehmen dieses, welches bei uns entscheidender Versuche ebenfalls werth wäre, aus der Zeitschr. f. d. landwirthschaftl. Vereine des Großherz. Hessen vom 12. Febr. d. J.

D. H.

# Allgemeiner Anzeiger

zu den Rheinischen Provinzialblättern. 1835. 2s Heft.

---

## Subscriptions-Einladung.

---

# Preußens Vorzeit.

Historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen der Vergangenheit, von Städten, Burgen, Schlössern und Klöstern, Biographieen und Züge aus dem Leben der Fürsten, Herren, Ritter und Bürger.

Eine Lektüre
zur Kenntniß der vaterländischen Vorzeit und zur Belebung patriotischen Sinnes.

Im Verein mit mehrern Geschichtsfreunden
herausgegeben
von
**Dr. Fr. Reiche.**

(Verfasser des Führers auf dem Lebenswege, der Familienbibel ꝛc. ꝛc.)

Unter diesem Titel erscheint von Neujahr 1835 an, in der unterzeichneten Verlagshandlung eine Schrift, welche die Theilnahme und das Interesse eines jeden Vaterlandsfreundes verdient.

Alle 2 Monat erscheint ein Bändchen von ungefähr 100 Seiten in gr. Oktav, auf weißem Papier, gut und reinlich gedruckt.

Jedem Bändchen wird ein Kupferstich beigegeben, der entweder einen vaterländischen Regenten, die Abbildung einer berühmten Stadt oder Burgruine des Alterthums, oder eine Scene aus der Geschichte der vaterländischen Vorzeit darstellt.

Wer auf einen Jahrgang oder 6 Hefte subscribirt erhält jedes Heft für den sehr mäßigen Preis von 10 Sg. und zu Ende des Jahres ein alphabetisches Inhalts-Verzeichniß und einen Haupttitel. Einzelne Hefte kosten das Doppelte. Nach Vollendung eines jeden Jahrgangs tritt der Ladenpreis von Drei Thalern dafür ein.

Glogau, im Dezember 1834.

Verlagshandlung von Carl Heymann.

(J. P. Bachem in Köln nimmt Subscription an.)

# Schillers
## sämmtliche Werke
in
## zwölf Octav-Bänden.

Velinpapier, mit zwölf Stahlstichen als Titelbilder.

---

Die erste Lieferung wird in der Jubilate-Messe 1835, die zweite Lieferung im Herbst 1835, die dritte und vierte Lieferung im Laufe des Jahres 1836 versendet werden.

Den Subscriptionspreis für alle zwölf Bände mit den Stahlstichen haben wir auf 9 Thl. 24 Sg. festgesetzt, welcher Betrag beim Empfange jeder Lieferung mit 2 Thl. 13½ Sg. zu bezahlen ist. Um aber auch solchen Käufern zu genügen, welche einer viermaligen Berechnung die Entrichtung des ganzen Betrags auf Einmal vorziehen, lassen wir für dieselben einen Pränumerationspreis von 7 Thl. 23¼ Sg. für das Ganze bestehen, welcher jedoch mit der Oster-Messe 1835 erlischt. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an. (In Köln J. P. Bachem, Hofbuchhändler und Buchdrucker, bei welchem auch Probeblätter zu haben sind.)

Für eine ganz entsprechende Ausstattung dieser Ausgabe bürgen die bekannten neuern Leistungen unserer Druckereien.

Stuttgart und Tübingen, im December 1834.

J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung.

XV. Literatur, Landkarten, Lithographien.
1) Steininger, J., die Ruinen am Althore zu Trier . . . . . 206
2) Mering, F. E. von, und E. Weyden, Geschichte der Burgen, Rittergüter u. s. w. am Niederrhein . . . . . 207
3) Camphausen, L., Zur Eisenbahn von Köln nach Antwerpen . . . . . 207
XVI. Miszellen aus der Provinz.
Anfrage, die Conservation von Alterthümern in Köln betreffend . . . . . 208
Der junge Künstler Hr. Karl Kramer . . . 209
Empfehlung einer Buchdruckerei in Koblenz . 210
Straßenbau im Reg. Bez. Trier . . . . . 210
XVII. Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.
Die vermeintliche urweltliche lebendige Kröte von Lüttich . . . . . 211
Das urweltliche Handthier von Hildburghausen 212
Wie Bernstein zu verkitten. . . . . 213
Neusilber und ähnliche Metallmischungen . . 213
Die Kunst, kupferne Gefäße und Kupferwaare überhaupt zu bräunen. . . . . 214
Reinigen von Messing und Kupfer . . . . 215
Französischer Goldfirniß auf Kupfer, Messing, Bronze, Silber und Zinn . . . . . 215
Zinn zu lackiren . . . . . 217
Härten von Stahlwaaren in beträchtlichem Volum . . . . . 217
Eisen vor Rost zu bewahren . . . . . 217
Ein Verfahren, das mit Chlor gebleichte Papier hinsichtlich seiner Brauchbarkeit zum Steindruck zu untersuchen . . . . . 218
Gerberei in Baiern mit Bezug auf die Rheinpreußische. . . . . 219
Vorschrift zur Bereitung einer guten Wichse für getäfelte Fußböden . . . . . 219
Neue Methode, Pianoforte's zu stimmen . . 220
Ueber den Wurm an den Weinblüthen. . . 220
Bemerkung, die Weinhefe zu Verbesserung geringen Weins zu benutzen . . . . . 222

# Ankündigung.

Die Tendenz dieser Zeitschrift bleibt unverrückt dahin gerichtet, sowohl das heutige als das vergangene innere und äußere Leben der Provinz möglichst vollständig zur Anschauung zu bringen und diejenigen auswärts gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen, welche dem Lande ersprießlich seyn können, in diesem zur Anwendung und Benutzung zu fördern.

Es erscheint monatlich ein Heft von 6 bis 8 Bogen; drei Hefte bilden einen Band, zu welchem Titel und Inhaltsverzeichniß gegeben werden. Der besonders geringe Abonnements-Preis ist drei Thaler für das ganze Jahr, wofür die Provinzial-Blätter im ganzen Preußischen Staate franco durch die Königl. Postämter und alle soliden Buchhandlungen bezogen werden können. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben. Die Königl. Postanstalten belieben sich an das hiesige Königl. Ober-Postamt zu wenden.

Der „Anzeiger", welcher den Heften gratis beigegeben werden soll, steht amtlichen und Privat-Bekanntmachungen aller Art, gegen eine Gebühr von 1 Sgr. 3 Pf. für die Zeile, offen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift, selbst Notizen von dem geringsten Umfange, an die Adresse des Herrn Herausgebers nach Bonn, direkte oder durch Vermittelung des Unterzeichneten, eingesandt, werden jederzeit eine dankbare Aufnahme finden, wenn sie der Tendenz der Provinzial-Blätter entsprechen. Auf ausdrückliches Verlangen wird auch Honorar bezahlt. Was sich nicht zum Abdrucke eignet, soll — wenn es begehrt wird — bald zurückgesandt werden. — Schriftsteller, Buchhändler, Buchdrucker, Kupferstich- und Steindruck-Verleger u. s. w., welche ihre Erzeugnisse bald in der Zeitschrift angezeigt oder beurtheilt sehen möchten, werden eingeladen, dieselben dem Herrn Herausgeber auf dem Wege des Buchhandels durch den Verleger oder mit der Post portofrei zugehen zu lassen.

J. P. Bachem,
Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

N° 3.

Gemeinnützige und unterhaltende

Rheinische

# Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Techniker, Fabrikanten, Berg- und Hüttenmänner, Forstmänner, Landwirthe, Kaufleute u. s. w.

von


Dr. Jacob Nöggerath,

Königl. Oberbergrath und öffentl. ord. Professor der Mineralogie und Bergwerkwissenschaften bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitdirektor des naturhistorischen Museums derselben, Direktor des naturwissenschaftl. Seminars, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes.



Neue Folge. — Zweiter Jahrgang.

Erster Band.

Drittes Heft.

Köln am Rhein:

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

1835.



Fürstl. von Ramberg'sche Bibliothek

# Inhalt.


| | | |
|---|---|---|
| I. | Aufforderung, das im 16. Jahrhundert verschwundene Dorf Halen bei Duisburg betreff. | S. 223 |
| II. | Ludwig XIV. von seinem Einfalle in die Niederlande bis zum Friedenskongreß zu Nimwegen. Vom Hrn. J. H. Böhm (Forts. folgt) | 224 |
| III. | Die Provinzial-Rechte in Rhein-Preußen . . | 248 |
| IV. | Ueber einen Gegenstand der Forstnaturlehre v. Hrn. Prof. L. C. Treviranus zu Bonn . . | 264 |
| V. | Ueber Selbstentzündungen von Hrn. Parrot . | 268 |
| VI. | Ueber den S. Adelheids-Brunnen am Kloster Pützchen in der Bürgermeisterei Bilich, Kreises Bonn, und den dortigen großen Jahrmarkt am 2. Sonntage im Monat Sept. V. Hrn. Bürgerm. L. Bleibtreu zu Pützchen | 279 |
| VII. | Ein Wollmarkt in Köln, als Förderungsmittel der rheinischen Schafzucht betrachtet. Vom Hrn. Gutsbesitzer Simons auf Haus Vogelsang bei Köln. (Vorgetragen in der General-Versamml. des niederrhein. landwirthschaftl. Vereins am 7. März 1835) . . . | 297 |
| VIII. | Ueber die Verbesserung der rheinischen Pferdezucht. Ein Vortrag gehalten in der General-Versammlung des niederrhein. landwirthschaftlichen Vereins vom 7. März 1835, von dem K. Veterinär-Assessor Hrn. Mecke in Koblenz . . . . . | 304 |
| IX. | Beobachtungen und Erfahrungen über die Wässerung der Wiesen, vom Hrn. C. von Bönninghausen. . . . . | 312 |

# I.

## Aufforderung, das im 16. Jahrhundert verschwundene Dorf Halen bei Duisburg betreffend.

Im 16. Jahrhundert hat noch unweit der Stadt Duisburg, der sogenannten Knip und dem Dorfe Beek bald hinter Ruhrort gegenüber, ein schönes Dorf mit einer Kirche und Thurm, Halen genannt, auf mörsischem Gebiete gestanden, welches gegen das letzte Viertel jenes Jahrhunderts hin vom Rheine verschlungen seyn soll, oder vielmehr wahrscheinlich ganz weggefluthet worden ist. Auf alten Karten von Gerhard Mercator und Wilhelm Blaw steht dieses Dorf noch bemerkt und der duisburger Professor Withof hat manche Nachrichten darüber gesammelt, nach einem Briefe des letzten Grafen von Mörs Hermann von Neuwenar von 1571 und andern, und diese seiner Zeit im duisburger Intelligenz-Bl. vom J. 1756 abdrucken lassen. Einen neuen Abdruck davon lieferte Borheck in seinen Beiträgen zur Erd- und Geschichtkunde der deutschen Niederlande. Köln 1803. S. 169 f. In Withof's Zeit lebte die Thatsache in der Gegend noch in der Tradition, welches auch wohl noch der Fall seyn wird. Indeß scheint sie noch nie naturwissenschaftlich, oder näher bezeichnet hydrographisch und geognostisch, untersucht worden zu seyn. Es wäre dieses doch der Mühe werth, namentlich hier die wahrscheinlich bedeutende Veränderung des Rheinbettes in einer noch so kurz zurückliegenden geschichtlichen Zeit näher nachzuweisen. Wir bringen daher jene

historischen Nachrichten in Erinnerung, um dergleichen Untersuchungen zu veranlassen und, wenn sie etwa schon gemacht wären, zu deren Bekanntmachung aufzufordern. Die rhein. Prov. Bl. bieten gerne Raum dazu dar. N.

## II.

## Ludwig der XIV. von seinem Einfalle in die Niederlande bis zum Friedenskongresse zu Nimwegen. [1]

Von Hrn. Joh. Heinrich Böhm.

Kaum hatte sich Oesterreich durch den im J. 1664 bei Vispar geschlossenen Frieden, oder vielmehr 20jährigen Waffenstillstand, der Türken entledigt, so trat es mit Frankreich in die Schranken. Ludwig XIV. jung, reich, voll Thatendrang, und mit blindem Gehorsam umgeben, war der ausgezeichneteste Monarch der damaligen Zeit. In dem Beistande, den er den Portugiesen gegen die Spanier, den Holländern gegen den unternehmenden Bischof Galen von Münster, den Venetianern in Kandia, und dem Kaiser in Ungarn gegen die Türken geleistet, hatte er sich selbst begreifen und seine zahlreichen, kriegsgeübten, auf jeden Wink bereit stehenden Heere für sich entflammen gelernt. Die Waffen in seinem Namen und zu seinem eigenen Vortheil zu ergreifen, war daher sein sehnlichster Wunsch. Die Gelegenheit, denselben zu verwirklichen, ward ihm bald gegeben.

1) Nach Personen und Oertlichkeiten spielt dieses interessante geschichtliche Fragment ganz besonders vielfach in unsere Provinz hinein, so daß wir mit Recht voraussetzen dürfen, es werde solches als eine sehr willkommene Mittheilung in den Prov. Bl. betrachtet werden. D. H.

König Philipp IV. von Spanien, sein Schwiegervater, starb, und hinterließ einen in der zweiten Ehe gezeugten Sohn, Karl II. Statt als Vormund und Vertheidiger desselben aufzutreten, machte er als Gatte Theresia's, der Tochter erster Ehe des verstorbenen Königs, Ansprüche auf die Herzogthümer und Grafschaften Brabant, Flandern, Franche-Comté, Geldern, Hennegau, Artois und Cambray. Er gründete seine Ansprüche auf das in diesen Ländern bestehende Erbfolgerecht, nach welchem die Kinder erster Ehe vor jenen der zweiten in Ansehung der Succession den Vorzug hätten. Die gerechten Entgegnungen, daß Theresia auf die väterliche Erbschaft feierlich Verzicht geleistet, achtete er nicht. Nachdem er den Ausgang des Krieges zwischen England und Holland, in den er, als Alliirter des letztern, verflochten war, abgewartet, und das von Seiten des Kaisers für die spanischen Niederlande bestimmte Hilfskorps durch die Bemühungen des friedliebenden Kurfürsten Johann Philipp von Mainz zurückbehalten und fast alle übrigen Fürsten in Frankreichs Interesse hineingezogen worden waren, brach er am 25. Mai 1667 an der Spitze seiner Armee in die Niederlande auf. Zwei andere Korps, das eine unter der Anführung des Marschalls d'Aumont, das andere unter der des Marquis von Crequy, rückten gleichzeitig in's Feld. Letzteres war nur ein fliegendes Korps von etwa 8—10,000 Mann, welches den Auftrag hatte, gegen den Rhein zu marschiren, um den Uebergang des Hilfskorps zu verhindern, welches die Königinn von Spanien etwa vom Kaiser erhalten möchte.

In einigen Monaten war Ludwig Herr von Hennegau und Flandern. Bergen, Fürres, Dixmude und Courtray hatte der Marschall d'Aumont weggenommen. Nachdem ungeachtet der Vermittelung Holland's, welches den durch die glücklichen Fortschritte zum Nachbar gewordenen Ludwig mit Recht

fürchtete, der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien wegen der zu harten Bedingungen des erſtern nicht zu Stande gekommen war, ließ der König im folgenden Jahre die Armee unter der Anführung des Prinzen von Condé nach Franche-Comté rücken. Die Einwohner von Beſançon übergaben dem Prinzen die Schlüſſel der Stadt. Der König folgte ſeinem Heere, und nahm Dole und Grey durch Kapitulation. In vierzehn Tagen war ganz Franche-Comté erobert.

Dieſe außerordentlichen Fortſchritte der Franzoſen veranlaßten die Holländer, in dem Grade von Eifer das Friedenswerk zu betreiben, in dem ihre Furcht vor dem unwiderſtehlichen und kriegeriſchen Könige Ludwig zunahm. Die Spanier machte die Noth ebenfalls nachgiebiger. Unter Vermittelung des Papſtes boten ſie die Hände zum Frieden. Die Bevollmächtigten Frankreichs, Englands und der vereinigten Niederlande traten zu St. Germain zuſammen. Die Präliminarien wurden getroffen, und die Reichsſtadt Aachen zur förmlichen Abſchließung des Friedens auserleſen. Er kam dort auch am 2. Mai 1668 zu Stande. Durch den Einfluß des oben genannten Kurfürſten von Mainz, des von Köln und des Biſchofs von Münſter wurde er nach den Grundſätzen des pyrenäiſchen Friedens in ſo weit abgeſchloſſen, als es die veränderten Verhältniſſe in Anſehung der beiderſeitigen Rechte und Beſitzungen möglich ließen. (Theatr. Europ. T. X. p. 762 sqq.)

Die von Mazarin's und Brienne's, ja ſelbſt von Richelieu's Zeiten hergebrachte Politik Frankreich's hatten Ludwig auf der einen, Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht dieſes länderſüchtigen Königs Holland auf der andern Seite dieſen Frieden ſchließen laſſen. Gegenſeitiges Mißtrauen und die Abſicht, ſich den von der Klugheit und der Noth gebotenen Bedingungen bei günſtigeren Verhältniſſen

zu überheben, waren also die Elemente dieses Friedens. Holland schloß, noch ehe der Aachener Friede unterzeichnet war, ein Schutz- und Trutzbündniß mit England und Schweden, dessen Hauptabsicht war, die vereinigten Niederlande den raubgierigen Händen Ludwigs XIV. zu entziehen. (Larrey hist. de France sous le règne de Louis XIV. Tom. I. p. 537.)

Rachsucht und Verlangen, dieselbe bald möglichst zu befriedigen, traten jetzt an die Stelle der früher aus Staatsabsichten hervorgegangenen Schonung. Eroberungsplane waren mit dieser Rache vergesellschaftet. Erstreckten sich einmal die französischen Ufer von Calais bis Emden, so mußten die spanischen Provinzen in den Niederlanden nebst Lüttich Ludwig's Herrschaft anerkennen, wann er es wollte. Westphalen, die Länder der rheinischen Fürsten, die Ems, die Elbe, die Mündungen der Oder, das ganze baltische Meer stand ihm in diesem Falle offen. Deutschland konnte dann von allen Seiten beunruhigt, Dänemark in kurzer Zeit aufgerieben, dem Handel und den Flotten Spaniens ein tödtlicher Streich versetzt, und England von dem Besitze der Herrschaft über das Meer verdrängt werden. Dieser eben so kühne als kluge Plan mußte in der Seele eines Ludwigs, der bei seinem unwiderstehlichen Thatendrange sich der zuverlässigsten Mittel zur Ausführung bewußt war, in dem Grade reifen, in welchem er die Vortheile des von ihm unbezweifelten Erfolgs erblickte.

Die erste Bedingung eines günstigen Resultats war die Trennung der Trippelallianz. Der König von England, Karl II., war der erste, an dem sich der stets an Intriguen reiche französische Hof versuchte. Dieser König konnte am meisten dazu beitragen, die Absichten Frankreichs entweder zu vereiteln, oder zu unterstützen. Um ihn aber zu gewinnen, war viele Vorsicht nöthig, weil sein Neffe,

der Prinz von Oranien, und das englische Parlament dem französischen Interesse entgegen seyn mußten. Frankreich nahm seine Zuflucht zu zweien Frauen, denn Weiber haben von je in allen Verhältnissen keine unbedeutende Rolle gespielt. Man schickte die Herzoginn von Orleans, eine Schwester des Königs von England, und eine gewisse Demoiselle Guerouaille, nachmalige Herzoginn von Portsmouth, an den Hof Karls II. Die Verwandtschaft der ersteren, und die Reize der letzteren [2]) brachten es dahin, daß der Minister Colbert de Croissé schon im Jahr 1670 den Kontrakt zwischen seinem Herrn und dem König von England abschloß. Den Bischof von Münster und den Kurfürsten von Köln gewann man leicht. Dem ersteren zeigte man Gelegenheit, sich an seinem alten Feinde rächen, und den im Kriege vom J. 1665 erlittenen Verlust durch neue Eroberungen ersetzen zu können. Den letzteren, welchen die erklärten Freunde Ludwig's, die beiden Brüder Franz und Wilhelm von Fürstenberg, ganz beherrschten, schläferte man mit dem Versprechen ein, man wolle ihm jene Plätze, die ihm die Holländer weggenommen, wiedergeben. — Schwieriger war es für den König von England, von seinem Parlamente die nöthigen Subsidien zu dem bevorstehenden Kriege zu erhalten. Der Wunsch seiner Nation und der allgemeine Haß derselben gegen Frankreich hatte ihn das Bündniß mit Holland schließen lassen. Vorgebend, die Trippelallianz bestehe noch, eröffnete er dem Parlamente, er habe mit Schweden, Dänemark, Savoyen und Spanien Verbindungen geschlossen, welche der Macht und dem Handel Englands gro-

2) Cette dangereuse personne était une autre Helène, dont il était difficile d'éviter les charmes, et ils ne manquèrent pas, de faire sur le tendre coeur de Charles II tout l'effet, que la France avait espéré. Larrey p. 560.

ße Vortheile bringen würden, müsse aber zur Erreichung derselben zulängliche Subsidien bewilligt erhalten. Auch erfordere es die Ehre der Nation, den von Seiten Frankreichs und Hollands gemachten Rüstungen Vorkehrungen entgegenzustellen, die es diesen Nachbarstaaten unmöglich machten, die Herrschaft über das Meer an sich zu reißen. Die Gemeinen ließen sich täuschen, und bewilligten dem Könige eine ansehnliche Summe. Noch nie, sagt Hume, [3]) war das Parlament so freigebig, und noch nie hatten es der König und seine Minister weniger verdient, als diesmal.

Wie es den französischen Diplomaten gelungen war, den König von England in das Interesse ihres Herrschers zu ziehen; mit demselben Erfolge wurden ihre Bemühungen an dem schwedischen Hofe gekrönt. Man kannte zwar hier die Sprache Frankreichs und den Werth der Versprechungen desselben, ließ sich aber doch, da die Königinn schlecht berathen war, und weil, wo Intriguen nicht zureichten, Gold aushalf, dahin bringen, daß die schwedische Krone ein Bündniß abschloß, zufolge des sie Ludwig XIV. versprach 10,000 M. Füßer und 6,000 M. Reiter zu seiner Armee gegen Holland stellen zu wollen, wogegen Frankreich sich verpflichtete, jährlich 600,000, oder, falls die Stellung der versprochenen Hilfsmannschaft nicht nöthig wäre, 400,000 Thaler an Schweden zu bezahlen.

Der Kurfürst von Brandenburg stand seit längerer Zeit mit den Generalstaaten in einer Defensivallianz, und hatte in Kleve holländische Besatzung. Die Ereignisse mußten ihn daher sehr nahe berühren, und in die größte Verlegenheit setzen, zumal Frankreich damit umging, ihn in den Bund

3) The parliament had never before been in a more liberal humour; and never surely was it less merited by the counsels of the King and of his ministers. Hume history of England. vol. VII. p. 467.

gegen Holland zu ziehen. Die Ehre rief ihn auf die Seite der Niederlande, die Klugheit auf die der Franzosen. Der berüchtigte Wilhelm von Fürstenberg, der im Interesse Frankreichs stets an allen deutschen Höfen herumschlich, übernahm auch jetzt wieder die löbliche Rolle, Friedrich Wilhelm zu bearbeiten. Um jeden Verdacht, daß er von Ludwig geschickt sey, zu entfernen, gab er vor, vom Kurfürsten von Köln, der wegen des bevorstehenden Krieges zwischen Frankreich und Holland in großer Verlegenheit wäre, abgeschickt worden zu seyn, um ihn zu fragen, ob sie neutral bleiben, oder Theil nehmen, ob sie mit dem Stärkern oder Schwächern halten sollten; dem Kurfürsten von Köln sey es einerlei; derselbe glaube aber doch, man müsse sich auf die Seite dessen schlagen, wofür sich England erklären werde. (Das Speciellere dieser Intrigue hat Puffendorf de reb. gest. Friderici Wilhelmi Magni lib. XI. p. 739 u. f. erzählt).

Obgleich Friedrich Wilhelm vielen Grund zum Mißvergnügen gegen Holland hatte, indem es sich die Herrschaft so vieler seiner Städte anmaßte; obgleich er wohl wußte, daß es Schweden und Dänemark gern sehen würden, wenn die Holländer, die sich die Herren der Meere dünkten, gedemüthigt würden: so wollte er dennoch seinen Verpflichtungen gegen seine Verbündeten treu bleiben. Jedoch hielt er es unter den gegebenen Konjekturen für das Zweckmäßigste, Holland zu ermahnen, daß es den Krieg mit Frankreich vermeiden, und wenn dieses gerechte Beschwerden hätte, Genugthuung leisten sollte, widrigenfalls er seinen Beistand versagen würde.

Fürstenberg ließ sich durch die Erklärung des Kurfürsten, daß ihm sowohl seine Ehre, als die Lage seiner Länder eine Verbindung gegen Holland verböten, nicht abschrecken. Er suchte den Vortheil, den Brandenburg durch ein Bündniß mit Frank-

reich erzielen könnte, in das glänzendste Licht zu stellen. Da alle seine Ueberredungsversuche fruchtlos blieben, gestand er endlich, der Kurfürst von Köln habe beschlossen, der Parthei des Königs von Frankreich zu folgen. Zuletzt legte er Friedrich Wilhelm sogar die Formel eines Bündnisses nicht nur zwischen Kurköln und Brandenburg zur Erhaltung der Sicherheit ihrer Staaten, sondern, für den Fall eines zwischen Frankreich und Holland entstehenden Krieges, auch zwischen diesen beiden Kurhäusern und den Franzosen vor.

Unter diesen Verhältnissen schickte Friedrich Wilhelm, nachdem er vorher die Holländer aufgefordert hatte, alles Mögliche zur Abwendung eines Krieges mit Frankreich aufzubieten, den Minister Lorenz Georg Crocow an den Hof Ludwig XIV.; um sich von dem wahren Stande der Sache zu überzeugen. Die Bemühungen Crocow's und des, in Folge der Aufforderung des Kurfürsten von Brandenburg, holländischer Seits in Paris angekommenen Geschäftsträgers, Groot, blieben nicht allein fruchtlos, sondern man ertheilte dem ersteren sogar die Nachricht, daß zwischen Frankreich und England bereits ein Bündniß geschlossen, und daß es für Brandenburg nur vortheilhaft sey, wenn es demselben beitreten würde. In diesem Falle wolle man ihm, wenn es das Kriegsglück gestatte, Wesel einräumen und alle anderen Orte garantiren. Köln, welches dem Bunde beigetreten, suchte den von den übrigen deutschen Fürsten ihm gemachten Vorwürfen dadurch zu begegnen, daß es behauptete, es wolle zur Vergrößerung der französischen Macht nichts beitragen, sondern bezwecke nur, zur Demüthigung der Holländer mit beizutragen, damit die Stände des Reichs die ihnen von denselben so lange vorenthaltenen Oerter wieder erlangten.

In dieser Lage suchte der Kurfürst von Brandenburg ein Schutzbündniß mit denjenigen Fürsten zu

schließen, deren Länder zunächst der Gefahr ausgesetzt waren. Die Abgeordneten des westphälischen Kreises, Friedrich Wilhelm, der Pfalzgraf von Neuburg und der Bischof von Münster kamen zu dem Ende am 7. April 1671 in Bielefeld zusammen, schlossen ein auf die Festsetzungen der Reichsverfassung und des westphälischen Friedens gegründetes Bündniß, welches aber wegen des Ehrgeizes des Bischofs von Münster, der weder dem Kurfürsten noch dem Pfalzgrafen den Oberbefehl über die Landtruppen überlässen wollte, ohne Wirkung blieb, bis endlich in Folge des Einflusses, welchen Frankreich auf den Bischof von Münster sowohl, als auf den Kurfürsten von Köln, der ebenfalls dem Bunde beigetreten war, ausübte, gänzlich zerfiel.

Nun beschloß Friedrich Wilhelm, mit Schweden, welches die oben erwähnte Allianz mit Frankreich noch nicht völlig abgeschlossen hatte, in Verbindung zu treten, den Kaiser Leopold und die deutschen Reichsstände zur Theilnahme an derselben zu bewegen. Zwar wußte er, daß von den meisten Fürsten Deutschland's, denen es an Eintracht und Gemeinsinn fehlte, wenig zu erwarten sey; glaubte aber, seinen Plan deshalb verwirklichen zu können, weil die Reichsstände einsehen müßten, daß mit dem Sturze des holländischen Freistaates die Erschütterung ihres eigenen Vaterlandes nothwendig verbunden wäre. Allein in der Verfassung Deutschlands, welche die Franzosen sehr schlau zu benutzen wußten, lagen die Hindernisse, welche sich dem edeln Bestreben des Kurfürsten entgegenstellten, die er zu beseitigen nicht im Stande war. „Jeder Fürst, sagt Schmidt, stand in andern Verhältnissen mit auswärtigen Mächten; jeder hatte andere Absichten, ein anderes Interesse.“ Das fortwährende Streben der Reichsstände nach Freiheit und Unabhängigkeit hatte dem Kaiser fast nichts, als äußeren Prunk übrig gelassen. Die Macht des Erz-

hauſes Oeſterreich hatte die Eiferſucht der übrigen deutſchen Fürſten ſchon lange erregt. Sie ergriffen daher jede Gelegenheit, dieſes Haus ſeines über die andern Fürſtenhäuſer erlangten Uebergewichtes zu berauben, ſelbſt, wenn es auf Koſten Deutſchlands geſchehen mußte. Sie ſahen es daher für einen Vortheil an, daß Elſaß durch den weſtphäliſchen Frieden dem deutſchen Kaiſer entzogen, und in die Hände der Franzoſen gegeben worden war. Jene alte deutſche Treue und Redlichkeit wurde durch franzöſiſches Gold untergraben, und Verrätherei war kein fremder Name mehr. Die Liebe zum Vaterlande, die edelſte Tugend des Menſchen, hatte immer mehr aufgehört, die Bruſt der Fürſten zu erfüllen und den Muth derſelben zu beleben; nachdem ſie angefangen, ihren eigenen Vortheil dem des Allgemeinen vorzuziehen. Kleinliche Eiferſucht ließ ſie der edeln That, das Theuerſte dem Vaterlande hinzuopfern, nicht mehr fähig werden. Dazu kam noch des Reichstages ſchleppender und langſamer Gang der Staatsangelegenheiten. Ewige Berathungen und Ueberlegungen der Gründe für und wider die jedesmalige Sache ließen es nie, oder doch ſelten zu einem raſchen, entſcheidenden Reſultate kommen. Es war die offenbarſte Unthätigkeit der Geſandten bei der größten Thätigkeit. —

Unter dieſen Verhältniſſen mußte es nun freilich den Franzoſen, deren Miniſter an allen Höfen geſchäftig herumliefen, eher gelingen, die Deutſchen in Unthätigkeit zu erhalten, als dem Kurfürſten von Brandenburg, ſie gegen Frankreich in Bewegung zu ſetzen. Die Schweden, obgleich ſie Mitglieder des deutſchen Bundes waren, gingen ſo weit, die deutſchen Stände öffentlich auf dem Reichstage zu einem Bündniſſe mit dem Könige Ludwig einzuladen. (Cfr. Wagner hist. Leop. Tom. I. p. 278 ff.)

Der Kurfürſt von Mainz, der, wie wir ſchon oben geſehen, ſtets beſorgt war, den allgemeinen

Frieden zu erhalten, und der wohl begriff, wie viel von der Rettung des holländiſchen Freiſtaates für das deutſche Reich abhange, widerſetzte ſich heftig dem ſchändlichen Vorſchlage der Schweden. Er machte den Kaiſer und die Stände aufmerkſam auf die Wohlfahrt des Reichs. Er ſtellte ihnen das Benehmen Ludwigs gegen den Herzog von Lothringen vor Augen, und warnte ſie vor der Politik dieſes nach Univerſalherrſchaft ſtrebenden Königs. Wenn ſeine Abſichten auf Holland gelängen, ſo würde den rheiniſchen Fürſten das nämliche Schickſal bevorſtehen, welches den Herzog von Lothringen betroffen. So einleuchtend dieſe Gründe waren, ſo konnten ſie dennoch den Entſchluß nicht faſſen, ſich den Fortſchritten der Franzoſen mit Ernſt zu widerſetzen.

Den Kurfürſten von Trier hielt die Furcht vor demſelben ab, entſchieden zu handeln, weil ſeine Länder, an der Grenze Frankreichs, dem feindlichen Einfalle zunächſt ausgeſetzt, von dem Könige zuerſt verſchlungen werden konnten. Ludwig XIV. forderte auch wirklich von ihm, daß er in Koblenz und Ehrenbreitſtein franzöſiche Beſatzungen aufnehmen ſollte. Nur unter dem Verſprechen, eine ſtrenge Neutralität beobachten zu wollen, ward es ihm geſtattet, dieſe entehrende Zumuthung abzulehnen. Münſter und Köln fröhnten dem Intereſſe Frankreichs. Baiern, deſſen Kurfürſt der Bruder des von Köln war, feſſelte der Einfluß der nahen Verwandtſchaft an letzteres. Der Kurfürſt von Sachſen nahm wenig Antheil an der Lage der Dinge, weil ihn die Gefahr deſto weniger berührte, je weiter ſie von ſeinem Lande entfernt war. Dem Kurfürſten von der Pfalz ſchien wegen des Haſſes ſeiner Nachbarn, der in Folge eines Streits über das Wildfangsrecht entſtanden, der Beiſtand der Franzoſen nöthig; überdies wirkte der Umſtand, daß ſeine Schweſter an den Herzog von Orleans vermählt war, ebenfalls auf ihn. Der Pfalzgraf von Neu-

burg strebte nach der polnischen Krone, und hoffte, dieselbe aus den Händen Ludwigs XIV. zu erhalten. Der Herzog von Braunschweig-Hannover konnte nur durch seine Verwandten, die Herzöge von Zelle und Lüneburg, abgehalten werden, seine Truppen zu den Franzosen stoßen zu lassen. Die übrigen kleinern Fürsten waren ohne Bedeutung, und fürchteten sich um so mehr vor Frankreichs Macht, je mehr sie sich ihrer eigenen Schwäche bewußt waren.

So sah es am politischen Horizonte Deutschlands aus, als es seine Ehre und sein Vortheil forderten, vereint zu handeln. Der Kurfürst von Brandenburg war der einzige, an dem Frankreichs listige Politik gescheitert, und der fest entschlossen war, sich mit seiner ganzen Kraft den Franzosen zu widersetzen. Er verband sich mit den Holländern am 26. April 1672, und sicherte ihnen seinen Beistand vertragsmäßig zu. (Puffendorf de reb. g. Friderici W. M. pag. 794.)

Man hat es oft getadelt, daß der Kaiser Leopold sich während dieser ganzen Zeit so unentschieden benommen, und bei dem Bündnisse Frankreichs mit Schweden, welches er doch so leicht hätte verhindern können, beinahe ganz unthätig geblieben sey. Allen man darf nur die damaligen Zeitumstände etwas genauer zusammenhalten, und man wird es weniger auffallend finden, daß sich der kaiserliche Hof in Betreff dieser Angelegenheit so zurückhaltend betrug. Abgesehen von dem gerechten Mißtrauen, das er in die meisten Fürsten des deutschen Reichs setzte, die es, als man sie zur Theilnahme an der oben erwähnten Trippelallianz aufforderte, zu deutlich gezeigt, wie wenig sie das Wohl der Republik Holland, oder der spanischen Niederlande kümmere; abgesehen hiervon, nahm der noch nicht ganz unterdrückte und wegen der an den Rebellenanführern Tettenbach, Sereni, Nadasti und Frangipani voll-

zogenen strengen Todesstrafe wieder von neuem auszubrechen drohende Aufstand den Kaiser zu sehr in Anspruch, als daß er einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten Hollands hätte ausüben und zu einer Zeit, wo es seiner eigenen Sicherheit galt, Truppen in entfernte Provinzen schicken können, deren Beistand seine eigene Gefahr nöthig machte. Dazu kam noch die List des französischen Hofes, dessen ränkevolle Minister und bestochene Fürsten den Kaiser glauben machten, Ludwigs einzige Absicht gehe dahin, den protestantischen Glauben zu unterdrücken, und denselben in seinem eigenen Schlosse anzugreifen, indem die mächtigsten Stützen desselben, die Engländer und Holländer, selbst bemüht wären, sich in den Untergang zu stürzen. Um diesem Blendwerke noch mehr Glauben zu verschaffen, und die katholischen Fürsten in diese falsche Hoffnung einzuwiegen, ließ er die vorgegebene Absicht durch Priester und Mönche überall ausstreuen. Leopold war nicht groß genug, um seine Handlungen von religiösen Rücksichten unabhängig erscheinen zu lassen, und er würde sich es zur Gewissenssache machend, den Unternehmungen Ludwigs hinderlich zu seyn, dem Untergange der Niederlande ruhig zugesehen haben, wenn ihn nicht der Kurfürst von Brandenburg aus seinem zwischen Hoffnung und Besorgniß schwebenden Zustande herausgerissen hätte.

Kaum hatte Leopold von Friedrich Wilhelm erfahren, daß Ludwig nichts weniger als einen Krieg mit England und Schweden vorhabe, sondern vielmehr beide Kronen zur Beförderung seiner Absichten auf Holland für sich zu gewinnen gewußt hätte, so gerieth er in Erstaunen über die Art, wie er sich habe täuschen lassen können, und Unwille trat jetzt bei ihm an die Stelle seiner früheren freundschaftlichen Gesinnungen gegen den französischen Hof. Die Nachricht endlich, daß der Kur-

fürst von Köln bereits in Kaisersheim, Bonn und andere Oerter französische Truppen habe aufgenommen, daß der König von Frankreich sich aller Städte im Klevischen schon bemächtigt habe, brachte ein förmliches Bündniß zwischen Leopold und Friedrich Wilhelm zu Stande, worin sie sich gegenseitig verpflichteten, die Friedensverträge von Kleve, Oliva und Aachen aufrecht zu erhalten, für die Freiheit der Stadt Köln und der holländischen Republik zu sorgen, und Bremen gegen den König von Schweden, welcher dieses unter seine Botmäßigkeit zu bringen suchte, zu vertheidigen. (Puffendorf Lib. XI. p. 797 ff.).

Nachdem Gramonville's, des am wiener Hofe residirenden französischen Gesandten, eifrige Bemühungen, dieses Bündniß zu hintertreiben, fruchtlos abgelaufen, erklärte Ludwig, und zum Erstaunen ganz Europa's auch der König von England, den Holländern nach vorauf gegangenem Manifeste vom 7. April 1672 den Krieg. Der letztere griff die aus Smyrna zurückkommende Flotte der Holländer bei Ostende an. Dieses sowohl, wie die folgenden Seetreffen blieben theils unentschieden, theils trugen die für ihre eigene Existenz kämpfenden und durch den schnöden Verrath Englands auf's äußerste erbitterten Holländer den wohlverdienten Sieg davon.

Glücklicher dagegen war der König von Frankreich. Er rückte im April 1672 Verderben und Untergang drohend mit vier Armeen in's Feld Die eine stand unter seinem eignen durch den berühmten Turenne unterstützten Kommando; die andere befehligte der Prinz von Kondé; die dritte der Marschall Crequi; die vierte, an deren Spitze der Herzog von Luxemburg stand, rückte dem Kurfürsten von Köln und dem Bischof von Münster zu Hülfe. Reißend und unwiderstehlich waren die Fortschritte der französischen Heere. Drei Provinzen und über 40 Städte waren in wenigen Monaten in den Hän-

den des Siegers. Nachdem auch Nimwegen trotz des von dem wackeren Kommandanten von Welderen geleisteten Widerstandes gefallen, rückte Turenne beinahe bis vor die Thore von Amsterdam. Einige Großen der Niederlande faßten schon den verzweifelten Entschluß, dem Könige Ludwig die ganze Republik gegen gewisse Bedingungen zu übergeben. Diesen kleinmüthigen und entehrenden Entschluß erfuhren die Einwohner von Amsterdam mit gerechtem Unwillen. Sie setzten ihr Land unter Wasser, den mächtigen Alliirten ihrer Waffen, retteten dasselbe, belebten hierdurch sowohl, als durch die Hoffnung auf den baldigen Beistand des Kaisers und des Kurfürsten den gesunkenen Muth der vereinigten Staaten Hollands.

Indessen die Hülfleistung der beiden Fürsten ging langsam. Leopold wollte sich erst noch durch andere Bündnisse verstärken, weil man ihm gegen Friedrich Wilhelm Mißtrauen eingeflößt hatte. Den Schlangenwindungen des französischen Gesandten Gramonville war nicht allein dies gelungen, sondern der Kaiser soll durch den kurbaierischen Minister von Kleist veranlaßt, demselben sogar versprochen haben, die Armee, welche er in diesem Jahre in's Feld rücken lasse, würde keine Feindseligkeiten gegen Frankreich unternehmen. Diese bei Puffendorf rerum Brandenb. lib. XI. §. 61. vorkommende Angabe scheint auch bestätigt zu werden, wenn wir die Kriegs-Operationen jenes Jahres näher betrachten.

Leopold zog ein 20,000 Mann starkes Armeekorps bei Eger zusammen, welches unter dem Kommando des Grafen Montecucculi von dort nach Halberstadt aufbrach, um hier mit dem am 19. August 1672 von Berlin abmarschirenden Kurfürsten Friedrich Wilhelm zusammen zu stoßen. Nachdem die Vereinigung der kaiserlich brandenburgischen Truppen am 29. August desselben Jahres zu Halber-

stadt, oder, wie einige wollen, zu Gamstädt, statt-gefunden, wollte der Kurfürst über die Weser nach Westphalen rücken, um den Krieg mit dem Bischof von Münster zu beginnen. Montecucculi widersetzte sich diesem Vorschlage, und wußte Friedrich Wilhelm von der Zweckmäßigkeit der Besitznahme der Rhein- und Moselgegenden durch Gründe zu überzeugen, denen dieser nichts entgegen zu stellen vermochte. Man müsse, sagte jener, sich dieser Gegenden, und besonders der Stadt Köln bemächtigen, um den Franzosen einestheils die Zufuhr, anderentheils die Kommunikation mit den Niederlanden abzuschneiden. Hierdurch würden der Kaiser und er die fürstlichen Häuser Braunschweig, Celle und Wolfenbüttel zu Alliirten bekommen. Kur-Mainz und Trier, welche sich wegen der Lage ihrer Länder bis jetzt noch nicht hätten erklären dürfen, würden sich an sie schließen. Durch die Besitznahme von Koblenz würden sie Herren des Mosel- und Rheinstroms werden. Sie könnten sich alsdann von hieraus mit Spanien und Holland besser vereinigen, und würden den Kurfürsten von Köln dadurch nöthigen, dem Bündnisse mit Frankreich zu entsagen. Uberhaupt würden sie durch diese Diversion den ganzen Kriegsplan der Franzosen vereiteln (Theat. Europ. Tom. XI. pag. 25 sqq.)

Durch diese anscheinend triftigen Gründe des Grafen Montecucculi bewogen, stand der Kurfürst von seinem Operationsplan ab, und zog mit seinen brandenburgischen Truppen nach den Gegenden des Rheins. Kaum war er aber hier angekommen, als es sich zeigte, daß die Schwierigkeiten, welche ihm die rheinischen Fürsten entgegensetzten, größer waren, als die des Feindes. Sowohl der Kurfürst von Trier, als der von Mainz hatten bei dem Anrücken desselben die Rheinbrücken abgetragen, und verweigerten ihm den Uebergang über diesen Fluß. Der erstere hatte den Franzosen verspro-

chen, keiner der ſtreitenden Parteien den Uebergang über den Rhein zu geſtatten, und fürchtete ihre Rache, wenn er ſein Wort brechen würde. Der letztere ſagte, wenn er den kaiſerlich brandenburgiſchen Truppen den Uebergang bewillige, ſo würden die Franzoſen daſſelbe verlangen. Turenne und Vaubrun würden mit ihren Korps aus dem Elſaß herbeieilen, und ſein Land der Schauplatz des Krieges und der Verheerung werden. Als nun die Alliirten bei Flörsheim über den Main gegangen, um im pfälziſchen Gebiete den Rhein zu überſchreiten, und bei Nierſtein hierzu Anſtalten trafen, drohte der Kurfürſt von der Pfalz, er würde dort und in Oppenheim franzöſiſche Beſatzung einnehmen, wenn man in ſeinem Lande über den Rhein gehen wolle. Er beklagte ſich ferner in ſehr anzüglichen Ausdrücken, daß der Kaiſer und der Kurfürſt von Brandenburg zu einer Zeit, wo ſich Alles des Friedens erfreue, eine Armee durch die Gebiete der Fürſten führten, welche der Kampf gar nicht angehe, und daß ſie dadurch einen gefährlichen Krieg nach Deutſchland zögen (Wagner l. c. p. 290 sqq.). Unter ſolchen fruchtloſen Verſuchen und daraus entſtandenen Streitigkeiten rückte der Winter heran, ohne daß etwas Weſentliches in dieſem Feldzuge erfolgt wäre, wenn wir den zwiſchen den Alliirten und Franzoſen in der Gegend von Uſingen ſtattgefundenen, übrigens in ſeinen Folgen nicht bedeutungsloſen, Kampf ausnehmen wollen. Mit demſelben hing die Aufhebung der Blokade von Maſtricht, der Belagerung von Herzogenbuſch und Gröningen, ſelbſt die Eroberung der münſteriſchen Feſtung Coverden zuſammen, weil der Marſchall Turenne in Folge deſſelben nach Weſtphalen und von dort über den Rhein nach der Obermoſel aufbrechen mußte, wodurch den Generalſtaaten ein freieres Feld, und dem Prinzen von Oranien, dem Statthalter derſelben, die Möglichkeit geboten wurde, die Macht

und Stärke der vereinigten Niederlande mehr zu concentriren, und die den gänzlichen Untergang derselben drohenden Unordnungen zu entfernen. Die Alliirten zogen aus den Maingegenden über den Westerwald und durch das hessische Gebiet nach Westphalen in die Winterquartiere.

Der Feldzug des folgenden Jahres 1673 war, wenigstens im Anfange desselben, nicht viel lebhafter, als der des vergangenen gewesen war. Obgleich Turenne die Feinde sogar in den Winterquartieren beunruhigte, und die Generale, sowohl der kaiserlichen, als der brandenburgischen Armee, über diese hohnsprechende Kühnheit empört, einstimmig dafür hielten, man solle den durch Märsche und Kälte entkräfteten Feind angreifen: so waren doch die Ereignisse des vorhergegangenen Jahres zu nichts weniger geeignet, als den Kurfürsten zu künftigen Unternehmungen aufzumuntern. Er ging daher schon damals, als man ihm den Plan der Generale, dessen Verwirklichung Turenne fürchtete und deshalb eine festere Stellung bei Dortmund genommen, eröffnete, mit dem Gedanken um, entweder einen allgemeinen oder Separatfrieden mit dem Könige Ludwig abzuschließen. Um aber dem Vorwurfe, seine Alliirten einseitig verlassen zu haben, zu entgehen, suchte er die politischen Konjekturen der Art zu gestalten, daß Frankreich zu ersterem genöthigt werde. Er munterte die Spanier auf, durch einen offenbaren und raschen Angriff gegen die Franzosen dem Kriege eine Wendung zu geben, woraus die Verbündeten Vortheil ziehen könnten. Nach England schickte er Gesandte, um den König zu bereden, mit Holland Friede zu machen, indem er vermuthete, daß, wenn diese Macht sich zurückzöge, Ludwig geneigt werden würde, auf Friedensunterhandlungen einzugehen. Allein sowohl hier, wie dort verfehlte er seinen Zweck. Seit der Vereinigung seiner Truppen mit den Kaiserlichen hatte

Graf Montecucculi deutlich genug gezeigt, daß er, sey es nun aus eignem Antriebe, oder auf Befehl seines Herrn, nicht gesonnen sey, etwas Ernstes gegen Frankreich zu unternehmen. Deshalb sowohl, als weil er wegen dieser Unthätigkeit beinahe alle seine westphälischen Besitzungen verloren hatte, schrieb Friedrich Wilhelm an den Kaiser: „Da er sehe, „daß er von allen seinen Bundesgenossen verlassen „werde, so sey ihm nichts anderes übrig, als daß „er selbst für sich sorge. Seine besten Besitzungen „seyen in den Händen der Feinde; die übrigen wür„den von seinen eignen Soldaten ausgezehrt; die „Niederländer hätten seit einem halben Jahre nichts „bezahlt; die ganze Last des Krieges läge auf ihm „allein; dieselbe auszuhalten sey er nicht im Stan„de. Niemand werde es ihm daher verdenken, wenn „er diejenigen Entschlüsse ergreifen werde, welche die „Noth erzeuge.“ (Puffendorf §. 84. p. 839.) Da die Minister des Kaisers Alles versuchten, den Kurfürsten von seinem Entschlusse zurückzubringen, entgegnete Crocow im Namen desselben: „Die unver„meidliche Noth treibe seinen Herrn zu einer Tren„nung von den Verbündeten; wenn er sich zu die„sem Schritte nicht verstände, so würde er alle seine „Besitzungen jenseits der Weser dem Feinde als „Beute überlassen müssen. Wenn er auch gezwun„gen sey, Separattraktate einzugehen: so würde er „doch über dem Bündnisse mit dem Kaiser zur Ver„theidigung des Reiches festhalten. Wenn man ihm „aber nicht sogleich ein Mittel zeige, wodurch seine „Lage gebessert werden könne; so werde es der Kai„ser nicht mißbilligen, wenn er sich seinem Vater„lande erhalte. Es sey auch ein himmelweiter Un„terschied zwischen seinem Bündnisse mit dem Kai„ser und dem mit den Holländern. In jenem habe „er, wiewohl wider seinen eignen Wunsch, nichts „anderes versprochen, als daß er seine Bemühun„gen, Deutschland zu schützen, mit dem Kaiser ver-

„einigen wolle. Weil daher die Holländer durch „die Nichterfüllung des Vertrages ihn in eine solche „Noth verfallen ließen: so sey es ihm, besonders da „sich mit ihnen niemand, nicht einmal der Kaiser, „auf solche Bedingnisse, wie er, hatte einlassen wol„len, wohl erlaubt, diese Fesseln zu zerreißen. Nichts „würde ihn bei der Nachwelt entschuldigen können, „wenn er allein die ganze Last des Krieges zum „offenbaren Verderben seines Hauses auf sich laden „würde." (Puffendorf §. 85. p. 841. sqq.)

Wahrscheinlich ist's, was Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen glaubt, daß der letzte von Crocow angeführte Punkt am meisten zu dem Entschlusse des Kurfürsten, sich von seinen Alliirten zu trennen, beigetragen; denn die Holländer besaßen einige Plätze, die ihm zugehörten, deren Zurückgabe er aber darum, weil sie ihnen als treffliche Schutzwehren an den Grenzen dienten, von diesen nicht hoffen durfte. Machte er sich nun durch seinen Abtritt von den Verbündeten den König von Frankreich verbindlich, so ließ sich für ihn erwarten, daß er ihm dieselben am Ende aus Erkenntlichkeit wieder einräumen würde, zumal er nicht zweifelte, daß dieser eine Gelegenheit, wodurch er den Kaiser schwächen könne, mit Freuden ergreifen werde. (Wagner l. c. p. 304.)

Während die kaiserlichen Minister noch immer bemüht waren, den Kurfürsten von seinem Vorhaben abzuhalten, schickte der Pfalzgraf von Neuburg, welcher aus Furcht vor den übeln Folgen des Krieges die Wiederherstellung der Ruhe gewünscht hatte, seinen Rath Stratemann zu ihm nach Minden, und erbot sich, die Aussöhnung desselben mit dem Könige von Frankreich zu bewirken. (Schmidt Gesch. d. Deutsch. Bd. 7. S. 145.) Angenehm kam Friedrich Wilhelm die angebotene Vermittelung des mit Ludwig in gutem Vernehmen stehenden Fürsten. Stratemann ging nach Paris, die Gesinnungen des

Königs kennen zu lernen. Derselbe war zu einem Frieden mit dem Kurfürsten sehr geneigt, machte nur die Bedingung, daß, wenn derselbe seine Besitzungen in Westphalen vor dem allgemeinen Frieden erhalten wolle, so dürfe er an dem holländischen Kriege keinen weitern Antheil nehmen. Der Kurfürst könne sich aber vorbehalten, daß, wenn Frankreich das deutsche Reich angreifen sollte, es ihm gestattet sey, demselben beizustehen. Auf diese Bedingungen ging Friedrich Wilhelm ein, und der Friedenstraktat wurde schon am 6. Juni 1673 zu Vossen abgeschlossen, zufolge des er sich verpflichtete, den Feinden Frankreichs keine Hülfe mehr zu leisten, und daß alle holländische, oder andere fremde Truppen seine Städte und festen Plätze räumen müßten. Dagegen machte sich der König von Frankreich verbindlich, ihm Alles, was er bisher in seinen Ländern besetzt habe, zurückzustellen, mit Ausnahme einiger Besitzungen am Rheine, namentlich der Städte Wesel und Rees, die er bis zum Ende des Krieges mit seinen Truppen besetzt halten wollte. Die übrigen Bestimmungen hinsichtlich des deutschen Reichs waren die oben angeführten; nur setzte der König ausdrücklich fest, daß es nicht als Angriff desselben betrachtet werden sollte, wenn er gegen einen solchen Fürsten die Waffen ergreifen würde, der gegen ihn ins Feld gezogen, oder seinen Feinden mit Verletzung des westphälischen Friedens Beistand leiste (Puffendorf §. 95. p. 857.) Nach Abschluß dieses Traktats schickte Friedrich Wilhelm seinen Minister Crocow nach Wien, um den Kaiser einestheils hiervon in Kenntniß zu setzen, anderntheils um sich bei demselben wegen dieses von der Nothwendigkeit gebotenen Schrittes zu entschuldigen.

Durch den Abtritt des Kurfürsten von Brandenburg war das Gleichgewicht der kriegführenden Parteien merklich gestört. Deßungeachtet beschloß der

Kaiſer, ſich der Sache der holländiſchen Republik mit Ernſt anzunehmen. Am 30. Auguſt ſchloß er im Haag mit Spanien, den vereinigten Staaten und dem Herzoge von Lothringen eine Of= und Defenſiv=Allianz (die Punkte dieſes Traktats ſind Theat. Europ. Tom. XI. p. 391. sqq. nachzuleſen). Eine kaiſerliche Armee von 30,000 Mann wurde auf's neue zuſammengezogen, unter Montecucculi's Kommando geſtellt, und dem franzöſiſchen Geſandten Gremonville befohlen, Wien ſofort zu verlaſſen. Turenne war unterdeſſen aus Weſtphalen durch Heſſen nach der Wetterau gezogen, hatte Waldeck, Naſſau, Solms, Wetzlar beſetzt, und ſich bis Frankfurt ausgedehnt. Um aber einen ſichern Rückzug zu haben, nahm er die Reichsſtädte in Elſaß, Hennegau, Landau, Kaiſersberg, Türkheim und Roßheim weg. Im kurtrieriſchen Lande, deſſen Fürſt ſich unterdeſſen auf die Seite der Alliirten geſchlagen, und in Ehrenbreitſtein ſowie in Koblenz kaiſerliche Truppen als Beſatzung aufgenommen hatte, übten die Franzoſen eine furchtbare Rache, verheerten Alles weit und breit, plünderten und zerſtörten theilweiſe die Direktoralſtadt Andernach, nachdem ſie dieſelbe nach einer zweitägigen, mit dem tapferſten Widerſtande verbundenen, Belagerung eingenommen. Auf die desfalls an Turenne von Seiten des Kurfürſten von Köln, unter deſſen weltlicher Herrſchaft (in kirchlicher Hinſicht ſtand ſie unter Trier) ſich Andernach befand, ergangenen Beſchwerden erwiderte man, daß dieſe dem Kaiſer von jeher ſo ergebene, und deshalb von ihm ſo bevorrechtete Stadt eine ſolche Züchtigung verdient habe. Trier ſelbſt wurde belagert, erobert und fürchterlich kontribuirt. — Die Orte Schöneck, Schönberg, Holdſtein, Baldenau und Bern=Caſtel wurden verwüſtet. — Mayen belagerten die Franzoſen zehn Tage lang, mußten aber wegen der von dem Kommandanten Kob geleiſteten tapfern Gegenwehr unverrichteter

Sache abziehen, weshalb sie aus Rache die ganze Umgegend und das sogenannte Maifeld verwüsteten. Nachdem sie allenthalben an die barbarischen Völker der Vorzeit erinnernde Spuren zurückgelassen, und ihr Versuch, Ehrenbreitstein zu erobern, ebenfalls mißlungen war, zogen sie unter Verbreitung ähnlicher Verheerungen in das Erzstift Mainz, gingen über den Main, rückten bis Rotenburg an der Tauber vor, ließen Friedberg und Aschaffenburg besetzt, schlugen endlich ihr Hauptquartier zu Mergentheim auf, und bedrohten selbst Leopold's Erbländer mit einem Einfalle. Die kaiserliche Armee rückte ihnen hierhin entgegen, um Turenne zum Treffen aufzufordern, welches er aber stets zu vermeiden suchte, obgleich ihn Montecucculi, die Nothwendigkeit einer Schlacht einsehend, auf jede Weise dazu zu veranlassen strebte. Endlich gelang es ihm, seine ganze Macht zu überfallen, seine Magazine in Mergentheim und der Umgegend zu zerstören, wodurch der französische Feldherr genöthiget wurde, den Rückzug anzutreten, auf dem er durch die Erbitterung der würzburger Bauern sehr viele Leute einbüßte. Montecucculi brach hierauf mit seiner Armee ebenfalls auf, ging mit Bewilligung des Bischofs von Würzburg durch dessen Gebiet durch den Spessart nach Frankfurt. Von hier fuhr seine Infanterie zu Schiff den Main und Rhein hinab; seine Kavallerie marschirte über den Westerwald, und ging bei Andernach auf das linke Rheinufer. Hierauf verband er sich mit dem Prinzen von Oranien, und rückte, weil der Kurfürst von Köln die französische Partei nicht verlassen, in Bonn und Neuß keine kaiserliche Besatzung aufnehmen, und die Gebrüder von Fürstenberg von seinem Hofe nicht entfernen wollte, geraden Weges auf Bonn los, belagerte und eroberte dasselbe am 12. November 1673.

Als Turenne die Belagerung dieser Stadt er-

fuhr ging er rasch zu Philippsburg über den Rhein, verband sich mit dem General de Vaubrun, zog durch die Unterpfalz, des Vorhabens, Bonn zu entsetzen. Nachdem er aber den Fall desselben gehört, besetzte er Bingen und den Mäusethurm, um den kaiserlichen Truppen den Rückmarsch abzuschneiden. Als diese ihre Winterquartiere im Obererzstift Köln und im Herzogthum Jülich genommen, sah er das Zwecklose seiner Stellung ein, zog die Besatzungen von diesen Orten weg, und verlegte seine Armee, die wegen der vielen, durch Montecucculi's kluge Diversionen entstandene Hin- und Hermärsche bedeutend gelitten hatte, nach Lothringen und an die Obermosel in Winterquartiere [3]).

So endigte der Feldzug des Jahres 1673. Beide Armeen schieden aus demselben weder als Sieger, noch als Besiegte. Beide rühmten sich errungener Vortheile; beide hofften, daß die eisernen Würfel im kommenden Feldzuge für sie günstig fallen würden. Zwischen Hoffnung und Furcht waren die Gemüther der Unterthanen, zwischen Aerger über getäuschte Erwartungen und dem Verlangen, die erlittenen Verluste zu rächen, die Herzen der Soldaten getheilt. Der Bürger und der Landmann sahen traurig auf die Spuren des verheerenden Krieges, auf die Trümmer ihrer Habe, auf die zertretenen Erwartungen ihres Fleißes, und hofften bes-

3) Weil der vorsichtige Montecucculi in diesem Feldzuge über den sonst klugen Turenne, welcher in Frankreich dux Ducum genannt wurde, bedeutende Vortheile errungen, und ihn durch seine vorzüglichen Manövres irre geleitet hatte, so machte ein unbekannter Verfasser nachstehende bei Ludolff (Schau-Bühne der Welt. Tom IV. p. 1414.) vorkommende zwei Distichen:

Ductus erat dux ille Ducum, quo noluit ire.
Quis duxit? Caesar dux fuit ille Tuus.
Dux Ducis ille Ducum est. Si Regum forte daretur.
Rex, Regis Regum Rex Leopolde fores. —

sere Tage von der Zukunft. Der Deutschen Fürsten gegenseitiges Mißtrauen, die traurige Folge des dreißigjährigen Krieges, hatte die Rheinlande, den ewigen Tummelplatz aller gegen Frankreich gerichteten Kämpfe, ihrem gewöhnlichen Schicksale hingegeben. Das folgende Jahr ließ es noch schlimmere Ereignisse erwarten; denn da sollte es entschieden werden, ob Ludwigs länderſüchtige Politik, ob des deutschen Reichs bedrohte Würde als Siegerinn aus dem Kampfe treten würde. (Forts. folgt).

## III.

## Die Provinzial-Rechte in Rhein-Preußen.

Die Ermittelung und Festsetzung der ältern gesetzlichen Normen in der Königl. Rheinprovinz ist, seit mehr als einem Jahrzehend, der Gegenstand vieler Bemühungen; und die, in derselben Beziehung, von des Königs Majestät, den jüngst zum rheinischen Provinzial-Landtage versammelt gewesenen Ständen, durch die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 29. Dec. 1833, eröffnete landesväterliche Absicht, steigert die politische Wichtigkeit jener Provinzial-Angelegenheit so sehr, daß desfallsige fernere Schweigsamkeit, als undankbare Gleichgültigkeit erscheinen könnte.

Daß diese aber nicht bestehet, — daß vielmehr die Provinz volle Bereitwilligkeit hegt und auch Mittel besitzt, um bei der Revision und Festsetzung ihrer ältern, noch anwendbaren Gesetzgebung in verständiger Weise mitzuwirken, davon — denke ich — werden diese, dem provinziellen Nutzen gewidmeten Blätter künftig fortlaufendes Zeugniß gewähren. [1])

1) Wir freuen uns, daß dieser für die Rheinprovinz sehr wichtige Gegenstand — der einer so vielseitigen Besprechung und Erörterung fähig und würdig ist

Und welcher mit Sachkenntniß und einiger Fähigkeit begabte, gutgesinnte Landesbewohner möchte wohl, in dankbarster Würdigung der Königl. Absicht, in voller Anerkennuug des von der höchsten Staatsbehörde Angeordneten, vorzüglich aber in der Erwägung des den Provinzial-Landständen Allerhöchst aufgelegten künftigen Berufes, es sich versagen, nach individuellem Vermögen, durch Aeußerung seines Wissens, seiner Ansichten und Erfahrungen, zur Erlangung eines Resultates beizutragen, — welches durch die Begutachtung jener rheinpreußischen Landesdeputirten seine zweckssichernde Vollendung erhalten soll, und nur dann erhalten kann: wenn die vielfachen und bedeutenden Massen des zu Berücksichtigenden, als allgemein und speziell erkennbar vorausgesetzt werden können.

Obgleich in dieser Hinsicht schon Manches geleistet ist, so kann jene Voraussetzung zur Zeit noch nicht vollständig stattfinden, denn die dazu unerläßlichen Vorarbeiten sind noch nicht so weit gediehen, daß — auch vom höchsten Standpunkte aus, schon jetzt ein sicherer Ueberblick der zahlreichen Einzelnheiten gewonnen werden könnte. In zuversichtlicher Erwartung desfallsiger — nicht übereilbarer Fortschritte, erscheint es, dem hier vorschwebenden Zwecke: eine Anregung zu besonnener Förderung der letztern zu bieten, entsprechend, nach Anleitung der vorbezeichneten Allerhöchsten Kabinets-Ordre, das Wesen des zu erreichenden Resultates in's Auge zu fassen, seine nothwendig örtlichen Beziehungen zu erwägen und, mittelst Anmerkung der bereits vor-

— durch den vorliegenden Aufsatz Anregung in den Prov. Bl. gefunden hat. Alle fernern Beleuchtungen desselben, auch aus andern Ansichten gegriffen, als die des ungenannten, aber uns bekannten, verehrten mit dem Gegenstand auf das Genaueste vertrauten Herrn Verfassers sind, werden jederzeit willfährige Aufnahme in unserer Zeitschrift finden. D. H.

handenen Hülfsmittel, das Streben nach ihrer Vervollständigung zu vervielfältigen, damit dem — das Nützliche und Volksthümliche erhaltenden, in dem Königl. Worte auf's Neue bestätigten — Grundprinzip der vaterländischen allgemeinen Gesetzgebung volle Genüge geleistet werden möge.

---

Nach der Allerhöchsten Festsetzung sollen die in der Rheinprovinz gültigen Legislationen, wie sie in dem Königl. Preuß. Allgemeinen Landrechte, in den französischen Gesetzbüchern und in den sogenannten deutschen Gemeinrechten enthalten sind, in ihrer eigenthümlichen, unter sich selbst verschiedenen, seitherigen Wirkungskraft forterhalten bleiben; und der ganzen Rheinprovinz soll die — am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der damals schon Preußischen Provinz Kleve-Mark zugedachte [2]) Wohlthat gewähret werden; daß, „nach einer Revision der vor der fremden Herrschaft bestandenen und noch geltenden besondern Gesetze," diese in einen Provinzial-Codex zusammengefaßt werden sollen, um den dadurch begründeten Rechtszustand der Rheinländer zu sichern.

Diese, die nur subsidiarische Wirkungskraft des Allgem. Landrechts und des deutschen Gemeinrechtes, sodann auch die — Vorgefundenes beseitigende, Wirkungskraft der französischen Gesetzbücher erhaltende Allerhöchste Bestimmung, theilt das ganze ungefähr 460 □ Meilen mit 2,173000 Einwohnern umfassende Gebiet der Rheinprovinz, in drei Hauptbezirke, nach Maaßgabe der wirklichen Herrschaft dieser bezeichneten drei legislativen Institute; und erscheint es angemessen, zuvörderst die

2) von Kamptz. Provinzial- u. statutarische Rechte der preuß. Monarchie. 3 Theile. Berlin 1828. — II. S. 282. §. 454.

nothwendig zu berücksichtigende örtliche und eigenthümliche Wirkungskraft eines jeden derselben zu erörtern, wobei jedoch — zur Verhütung von Mißverständnissen — hier die allgemeine Anmerkung stattfinden mag: daß man die Vorfrage als affirmativ entschieden annimmt, daß die, außer in den eigentlichen französischen Gesetzbüchern — in der anderweitigen fremdherrlichen Gesammtlegislation bewirkten Abänderungen der früher west- und ostrheinischbestandene Landesgesetzgebungen, als permanent zu betrachten seyen.

1. Das Königl. Preuß. Allg. Landrecht herrscht, nach seiner am 1. Januar 1815 stattgefundenen Wiedereinführung, in den bis 1806 schon Preußisch, sodann bis Ende 1813 großherzoglich-bergisch und resp. französisch gewesenen ostrheinischen Gebieten des vormaligen Herzogthums Kleve und der Stifter Elten, Essen und Werden. Es bildet, mit Einschluß seiner Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen, in diesem beiläufig 20 □Meilen und 113000 Bewohner einschließenden Bezirke [3]) — in Gemäßheit des Allerhöchsten Patentes vom 9. September 1814 und der spätern Verordnung v. 8. Jan. 1816 — die positive Norm für die Mehrzahl der Rechtsverhältnisse der Staatsbürger, indem dasselbe die — durch Einführung der (übrigens zum größten Theile entkräfteten) fremdherrlichen Gesetzgebung, in jenen früher mit dem Großherzogthum Berg und mit Frankreich vereinigt

3) Derselbe umfaßt die ostrheinischen Kreise Duisburg und Rees im Regierungs-Bezirke Düsseldorf. Vor der Vereinigung des ehemaligen Reg. Bez. Kleve mit letzterm war dieses Gebiet in die klevischen Kreise Rees und Dinslaaken und in den Düsseldorfer Kreis Essen eingetheilt und sind deren Bestandtheile in den abgesonderten Ortschaftsverzeichnissen der beiden Reg. Bez. aufgeführt; eine desfallsige neuere Nachweise ist noch nicht veröffentlicht.

gewesenen Territorien — erloschenen Provinzial- und Statutarrechte, mit Ausnahme derjenigen, welche die eheliche Gütergemeinschaft betreffen, sodann auch derjenigen Verordnungen über deren Gegenstände das Allg. Landrecht gar nicht bestimmt, — nicht wieder aufleben läßt.

Die nunmehr befohlene Revision wird sich mithin in diesem Bezirke auf diejenigen ältern allgemeinen und speziellen Rechtsnormen beschränken, welche von der zuletzt bezeichneten Ausnahme betroffen, und die von der fremdherrlichen Gesetzgebung entweder nicht berührt oder ausdrücklich erhalten worden sind, denn des Allg. Landrechts subsidiarische Wirkungskraft tritt, bei der seiner Wiedereinführung vorabgegangenen Zerstörung des ältern Partikularrechtes in allen andern Beziehungen in Anwendung.

Die Festsetzung dessen, was hiernach in dem bezeichneten Sprengel neben dem Allg. Landrecht, aus der Vergangenheit herrührend, künftig noch als gesetzliche Norm zu betrachten ist, erscheint jetzt schon ausführbar, indem eine Uebersicht des hier zu berücksichtigenden Materials vorhanden [4]), und dieses, mit Ausnahme der vorpreußischen Legislation in den Stiftern Elten, Essen und Werden bis 1803, durch zwei jüngere Zusammenstellungen der vielfachen Einzelnheiten, allgemein zugänglich ist. [5]) Außerdem erscheint aber ein, — vor Eintritt der Fremdherrschaft, festgestellt gewesener Entwurf des Kleve-Märkischen Provinzialrechts [6]) als ein ergänzendes

4) von Kamptz. l. c. II. S. 282. ff. und III. S. 7 ff.

5) Scotti. Provinzial-Gesetz-Sammlung für Kleve und Mark, von 1418 bis 1816. 5 Theile, im Auftrage des Königl. Staatsministerii herausgeg. Düsseld. 1826 und
Desselben Prov. Ges. Samml. für Jülich und Berg und das Großherzogthum Berg, von 1475 bis 1815. 4 Theile. Düsseld. 1822.

6) von Kamptz. l. c. II. S. 282. §. 454.

und hier besonders nutzbares Hülfsmittel, zur Erleichterung der Vergleichungen der concurrirenden drei Gesetzgebungen, woraus sich die Elemente zur Aufstellung des, für das bezeichnete Gebiet, beabsichtigten Provincial-Codex ergeben müssen.

II. Die Wirkungskraft der fremdherrlichen Gesetzbücher, und der neben diesen in Anwendung gebrachten gleichartigen Legislation bestehet in dem größten Theile der Rheinprovinz, und zwar

A. auf dem ganzen linken Ufer des Rheines, 350 □Meilen mit 1,513000 Einwohnern umfassend [7]), und

B. in dem ostrheinischen früher großherzoglich bergischen Gebiete, welches, nach der sub I bezeichneten Absonderung, circa 60 □Meilen mit 417000 Einwohnern umschließt [8])

Obgleich diese fremdherrliche Gesetzgebung in jenem zweifach gegliederten Gesammtbezirke, dem Prinzip nach, durchaus gleich ist, indem sie die positive, alle frühere Vorschriften entkräftende Norm für alle diejenige Rechtsverhältnisse giebt, welche von ihr berühret werden, so ist ihre west- und resp.

7) Darunter sind die ganzen und theilweise westrheinischen Regierungs-Bezirke Aachen, Trier, Koblenz, Köln und Düsseldorf begriffen.

8) Die ostrheinischen Kreise Düsseldorf, Elberfeld, Lennep und Solingen im Reg. Bez. Düsseldorf; desgleichen die Kreise Mülheim, Siegkreis, Gummersbach, Wipperfürth und Waldbroel und die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theile des Landkreises Köln und des Kreises Bonn im Reg. Bez. Köln; und, aus dem Reg. Bez. Koblenz, die im Kreise Altenkirchen gelegenen zwei Bürgermeistereien Friesenhagen und Wissen, welche als gleichbenannte Kirchspiele, nebst der vormals reichsritterschaftlichen Herrschaft Wildenburg, den nach dieser genannten großherzoglich bergischen Canton bildeten.

östrheinische Wirkung dennoch verschieden, und deren abgesonderte Erwägung unerläßlich.

A. Westrheinisch äußerte sich die Autonomie des Eroberers schon seit dem Jahr 1794; und vor und nach der Gleichstellung und gänzlichen Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich; resp. vor der Festsetzung seiner nunmehr in der Rheinprovinz noch geltenden Gesetzbücher, — ist mittelst der revolutionairen und der darauf gefolgten, provisorischen, fremdherrlichen Legislation fast das ganze, früher vielfach gestaltete Partikularrecht des Landes beseitigt worden.

An diese Gesetzgebung und in gleicher Tendenz schließt sich jene, welche, neben den eigentlichen Gesetzbüchern und außer ihrem Bereiche stehend, vom 23. Sept. 1802 bis zum Jahresanfang 1814, in den Gesetzbülletins Frankreichs enthalten ist; und außerdem auch noch diejenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche, wegen ihrer lokalen Beziehungen, nur in den zu ihrer Publikation bestimmten Präfekturblättern der resp. Departements, Aufnahme fanden.

Wenn nun, nach der obigen allgemeinen Voraussetzung, die fremdherrliche Legislation in ihrer vorbezeichneten Totalität zu berücksichtigen ist, so ergiebt sich zuvörderst die Nothwendigkeit einer speziellen Festsetzung dessen, was durch dieselbe neugeordnet worden ist; sodann ist aber auch die Uebersicht der complicirten Gesammtheit der ältern Landesgesetze und Verordnungen gleich nothwendig, indem nur aus einer Vergleichung dieser mit jenem hervorgehen kann, welche ältere gesetzliche Normen — entweder durch Nichtberührung des Gegenstandes in der fremdherrlichen Gesetzgebung, oder durch deren ausdrückliche Hinweisung auf dieselben — noch als gültig betrachtet werden können.

Die Lösung dieser doppelten Aufgabe würde einer noch sehr fernen Zukunft überwiesen werden müssen,

wenn nicht desfallsige Vorarbeiten theilweise schon vollendet und zum Theile bereits im Werke begriffen wären, wodurch die Massen des zu berücksichtigenden Materials gelichtet und benutzbar sind und werden.

Zur Erkennung der in der westlichen Rheinprovinz eingeführten ältern und jüngern französischen Gesetzgebung haben Simon [9]) und Haas [10]) durch ihre Uebersicht und Repertorium Nützliches geleistet; größere Genüge gewährt aber das, in seinen zwei ersten Theilen schon erschienene und raschen Fortgang versprechende Handbuch von Bormann und v. Daniels [11]), indem dieses nicht nur alle jene (bis zum Eintritt der französischen Gesetzbülletins erlassene) gesetzliche Bestimmungen, welche irgend noch Anwendung finden können, wörtlich und übersichtlich liefern, sondern auch den Eintrittszeitpunkt und den Sprengel der Wirkungskraft jeder Einzelnen festsetzen und nachweisen wird.

Mit Hülfe dieses plangemäß vollendeten Handbuches, der daran sich schließenden, durch Haas Repertorium in deutscher Sprache bequem benutzbar gemachten französischen Gesetzbülletins, und der Präfekturakten der vormals französischen Departemente der Nieder-Maaß, der Ourthe, der Wälder, der

9) M. Simon. Uebersicht der in den Rheinprovinzen, bei ihrer Vereinigung mit der Krone Preußen geltenden Gesetze ꝛc. Köln 1824.

10) A. A. Haas. Repertorium der franz. Gesetzgebung in den 4 neuen Departementen des linken Rheinufers. Periode vom 1. Vendemiaire XI (23. Sept. 1802) bis 31. Dec. 1813. Trier 1821.

11) K. Th. F. Bormann u. A. v. Daniels. Handbuch der für die Königl. Preuß. Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungs-Beschlüsse aus der Zeit der Fremdherrschaft. Köln 1833 und 1834. 1r und 2r Band von 1539 bis Ende 1794.

Mosel, der Saar, des Rheines u. der Mosel, und der Roer [12]), lassen sich diejenigen Rechtsverhältnisse auf dem linken Ufer des Rheines festsetzen, welche durch die Fremdherrschaft neu geordnet worden sind; und hiernach nimmt der vorangemerkte zweite Theil der Aufgabe gleiche Sorge in Anspruch.

Wenn auch die gewissenhafteste Ermittelung und Prüfung der, der fremdherrlichen vorangegangenen Landesgesetzgebungen kein Resultat gewähren mag, welches in Rücksicht der Zahl und der innern Wichtigkeit ihrer noch gültigen Bestimmungen bedeutend erscheinen kann, so ist dennoch die desfallsige Prozedur eben so nothwendig als deren Verwirklichung schwierig. Schon die Menge der in der westlichen Rheinprovinz ehemals selbstständig gewesenen Landesgebiete, mit eigenen mehr und minder entwickelten Legislationen, würde, bei voller Bereitschaft des Materials; die Aufgabe zu einer vielfach gegliederten machen; ihre baldigste Lösung muß aber um so zweifelhafter erscheinen, da die Masse der hier zu berücksichtigenden Landesverordnungen noch nicht ganz zugänglich gemacht ist.

Obgleich eine sehr schätzbare summarische Anzeigung der letztern bereits vorliegt [13]), und die ältern Landrechte des westlichen Rheinlandes durch zwei jüngere Herausgaben [14]) wieder in allgemeinere Kundbarkeit gestellt sind; so sind doch — mittelst Auftragserfüllung des Königl. Staatsministerii und Privatunternehmung — erst die ältern Legislationen der früher auch westrheinisch sich erstreckenden

12) Beiträge zur Statistik der Kön. Preuß. Rheinlande, aus amtlichen Nachrichten zusammengestellt. Aachen 1829. S. IX u. X.

13) von Kamptz. l. c. III. im 8. u. 9. Hauptstücke.

14) K. Maurenbrecher. Rheinpreuß. Landrechte. 2 Thle. Bonn 1831, und von der Rahmer. Handbuch des rheinischen Partikularrechts. 3 Bände. Frankf. a/M. 1832. I. u. II.

ehemaligen Herzogthümer Kleve und Jülich, so wie der Erzstifter Köln und Trier vollständig erkennbar [15]), und es bleiben noch 21, frühere, mehr und minder bedeutende Legislationen [16]) in ihren Einzelnheiten zu ermitteln und festzusetzen, bevor das angezeigte Endresultat durch die unerläßliche Vergleichung des Aeltern und Jüngern gewonnen werden mag. Je größer die hiernach noch zu bewirkende Vorarbeit erscheint, desto lebhafter müsse der Eifer sie zu vollbringen sich bethätigen; und dem Erforderniß kann und wird Genüge geleistet werden, wenn das zuverläßig noch vorhandene Vereinzelte zu einem Ganzen sich füget.

B. Ostrheinisch ist die fremdherrliche Gesetzgebung später, in anderer Weise und in geringerer intensiver Ausdehnung als auf dem linken Ufer des Rheines, zu ihrer gegenwärtig noch bestehenden Herrschaft gelangt; indem erst seit dem 15. März 1806, durch Verträge, Vereinigungen und die Rheinbundakte die, das Großherzogthum Berg gebildet habenden Gebiete zusammengefügt

15) Scotti. Provinzial-Gesetzsammlungen u. zwar
a) für Jülich u. Berg ꝛc. s. o. Cit. 5.
b) für Cleve u. Mark ꝛc. ibid.
c) für das Churfürstenthum Köln ꝛc. 4 Thle. Düsseldorf 1831, und
d) für das Churfürstenthum Trier ꝛc. 3 Thle. Ebendas. 1832.

16) Namentlich, und mit Uebergehung der zahlreichen Reichsherrschaftlichen u. Reichsritterschaftlichen Gebiete; für die:
Churfürstenthümer Mainz und Pfalz bei Rhein, die Herzogthümer Lothringen, Luxemburg, Nassau-Saarbrücken, Aremberg, Limburg u. Geldern; für die Grafschaften Katzenelnbogen, Sponheim, Veldenz, Virnenburg, Geroltstein, Blankenheim, Dagstuhl und das Fürstenthum Meurs; für die Stifter u. Abteien Corneli-Münster, Stablo u. Malmedy, und endlich für die Reichs-Städte Aachen und Köln.

wurden und unter einen neuen, die vorgefundenen Einrichtungen nicht sofort beseitigenden Landesherrn kamen. Daher war hier die legislatorische Thätigkeit der Fremdherrschaft, in ihrem ersten Zeitraume, weniger auf die Umformung oder Abschaffung der vorgefundenen Partikularrechte des neuen Staates gerichtet; und erst dann als dieser unter, zuerst provisorische und dann vormundschaftliche Obhut (am 15. Juli 1808 u. 3. März 1810) des auch westrheinisch gebietenden Gewalthabers kam, entwickelte sich die bis zum Ende des Jahres 1813 im Fortschreiten gebliebene fremdherrliche Gesetzgebung.

In ihrer originairen, jedoch gemäßigteren Tendenz wirkend, führte sie, mit Beseitigung der ältern Rechtsnormen in allen neugeordneten Beziehungen, am 1. Januar 1810 das französische bürgerliche Gesetzbuch ein; und gleiche Einführung fanden am Jahresschlusse 1811 die, westrheinisch schon länger in Wirkungskraft gestellten, vier Gesetzbücher Frankreichs, welche die Civilprozeßordnung, die Handelssachen, das gerichtliche Verfahren in Strafsachen und das Strafmaaß selbst betreffen. Gleichzeitig, so wie vor- und nachher geschah die Anwendung mehrerer für Frankreich gegebenen gesetzlichen Bestimmungen, sodann auch der Erlaß von, diesen analogen, neuen Vorschriften, die jedoch — wie schon angemerkt — im geringeren Grade als es westrheinisch der Fall war, die ältern, durch die frühere Legislation regulirten Rechtsverhältnisse dieses ostrheinischen Landesgebietes und seiner Bewohner zerstörten oder beseitigten.

Die Erkennbarkeit des ganzen Inhaltes dieser noch nicht alten fremdherrlichen Gesetzgebung ist durchaus gesichert; indem alle ihre zu berücksichtigenden Einzelnheiten in der bereits bezogenen Provinzial-Gesetzsammlung für Jülich und Berg ꝛc. (Thl. II, p. 984 ff. und Thl. III bis p. 1513) aufgeführt sind. Mit Hülfe dieser Zusammenstel-

lung und unter Benutzung der in ihr angezeigten und zugänglichen Quellwerke (in spec. Lit. A u. Lit. P. bis T.) läßt sich festsetzen, welche neue fremdherrliche Rechtsnormen in dem hier zu beachtenden Bezirke — vorhanden, und welche ältere gesetzliche Bestimmungen durch jene ausdrücklich in Kraft erhalten worden sind. Ferner ergiebt aber auch, die Anwendung desselben Hülfsmittels und die Benutzung der oben schon angemerkten literarischen Produkte der jüngsten Zeit [17]), die ganze Summe der ältern landeseigenthümlichen Legislation, nach deren und der fremdherrlichen Festsetzung, zwischen beiden die nothwendige Vergleichung statthaft ist, um das, für diesen ostrheinischen, unter der Herrschaft der französischen Gesetzbücher stehenden Theil der Rheinprovinz beabsichtigte Resultat zu gewinnen.

III. Die Anwendung der sogenannten deutschen Gemeinrechte findet in einem auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theile der Provinz Statt, welcher ungefähr 30 □Meilen mit 130,000 Einwohnern begreift. In diesem Bezirke [18]) ist die wirklich noch dauernde subsidiarische Wirkungskraft jenes Rechtsinstitus vielfach bedingt und beschränkt;

17) a) von Kamptz. l. c. III. ins Besondere für die reichsritterschaftliche Herrschaft Wildenburg. S. 187 §. 773.
b) Maurenbrecher. l. c. I. bezüglich des jülich-bergischen u. des churkölnischen Landrechtes. S. 146 u. 382, und
c) Scotti. Provinzial-Gesetzsammlung für das Churfürstenthum Köln ꝛc. rücksichtlich aller früher churkölnisch gewesenen Gebietstheile des Großherzogthums Berg.

18) Derselbe umfaßt den ganzen ostrheinischen Theil des Regierungsbezirks Koblenz mit einziger Ausnahme der früherhin zum Großherzogthum Berg gehörig gewesenen zwei Bürgermeistereien Friesenhagen und Wissen im Kreise Altenkirchen.

indem das von ihm betroffene Gebiet in vorpreußischer Zeit unter mehrern und gewechselt habenden Landeshoheiten stand, deren — zum großen Theile noch nicht entkräfteten Gesetzgebungen den deutschen Gemeinrechten vorgehen, und welche nebst den geschriebenen und nicht geschriebenen, jedoch kundbaren Statuten und Gewohnheitsrechten des Landes, auch künftig die durch die neue allgemeine Gesetzgebung des Staates nicht neugeordneten Rechtsverhältnisse der Einwohner festsetzen.

Das Streben nach Erfüllung der Allerhöchsten Absicht stellt es mithin zur Aufgabe, alle diejenigen Rechtsnormen zu ermitteln und zu ordnen, welche in dem bezeichneten Bezirke, bis zum Eintritt der allgemeinen Gesetzgebung des Staates ergangen sind, indem nur hierdurch die Erkennbarkeit der durch letztere bewirkten Abänderungen des von ihr vorgefundenen, so wie der Anwendbarkeit der, durch beide Legislationen beschränkten deutschen Gemeinrechte resultiren kann. Zur Beleuchtung des Umfanges dieser Aufgabe erscheint es geeignet, zuvörderst diejenigen Landesherren zu bezeichnen, welche in dem fraglichen Bezirke früherhin ihre legislatorische Thätigkeit äußerten, sodann aber der letztern Wirkungen anzudeuten; wodurch sich Folgendes herausstellt:

Die Kurfürsten von Köln und von Trier, die Grafen und resp. Fürsten von Wied-Runkel und Wied-Neuwied, jene von Sayn-Altenkirchen und von Sayn-Hachenburg, von Solms-Braunfels und von Solms-Lich; der Fürst von Nassau-Weilburg und endlich die Reichsstadt Wetzlar übten, jeder in abgesonderten Theilen des Bezirkes, — bis zum Jahresschluß 1802 — ihr altherkömmliches Gesetzgebungs-Recht; nach den durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß (1803) bestätigten Territorial-Aenderungen, traten die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg in getrennten Besitz der

oſtrheiniſch gelegenen kurkölniſchen und kurtrieriſchen, ſo wie der Sayn-Altenkirchenſchen (als Staatskörper verſchwindenden) Gebiete; und die Reichsſtadt Wetzlar ging, als Grafſchaft, an den Fürſten Reichs-Erzkanzler (vormaligen Kurfürſten von Mainz) über. Dieſer, bis zur Errichtung des Rheinbundes (12. und 29. Juli 1806) unveränderte Zuſtand der Landeshoheiten, löſete ſich durch denſelben auf, indem das durch ihn konſtituirte Geſammtherzogthum Naſſau, ſich über den ganzen hier zu berückſichtigenden Bezirk, mit der Ausnahme ausdehnte: daß — nebſt gleichzeitiger Abtretung zweier vormals kurkölniſcher, von 1803 bis 1806 naſſau-uſingenſcher Aemter und einer Stadt [19]) an das Großherzogthum Berg —, die Grafſchaft Wetzlar bis zum Ende des Jahres 1813 (als ein Theil des fürſtlich primatiſchen Landes und des ſpäter daraus gebildeten Großherzogthums Frankfurt) unter derſelben Landeshoheit verblieb.

Durch die, mittelſt dieſer Umwälzungen erzeugten Veränderungen in der Regierung und Verwaltung des Landes, wurden jedoch die in ihm, theils ausdrücklich eingeführten, theils nur obſervanzmäßig in Anwendung ſtehenden, vorgefundenen Partikular-Rechte, nur wenig geändert; und — da in der Grafſchaft Wetzlar das mainziſche Landrecht, als Statutar-Recht am 2. September 1807 eingeführt, am 1. Januar 1811 und resp. im Laufe des Jahres 1812, von den franzöſiſchen Civil- und Straf-Geſetzbüchern in Begleitung neuer Juſtizeinrichtung verdrängt, ſolche aber nur zu vorübergegangener Wirkungskraft gelangten, indem am 16. Januar

19) Winkopp. Die rheiniſche Konföderations-Akte ꝛc. Frankfurt a. M. 1808. S. 51 in derſelben Art. 16. „Die Stadt Deutz nebſt Gebiet, die Stadt und das Amt Königswinter und das Amt Vilich"; — jetzt im Landkreiſe Köln, im Siegkreis und im Kreiſe Bonn im Reg. Bezirke Köln enthalten.

1814 die ältere bis zum 2. September 1807 bestandene Legislation, wieder in neue Gültigkeit gesetzt wurde, — auch in dem Herzogthum Nassau keine dergleichen Vorgänge eintraten —, so fand die, mit der Besitzergreifung des Landes (5. und 15. April 1815) eingetretene allgemeine Gesetzgebung des Staates, in dem ganzen Umfange des Bezirkes eine — durch die altherkömmlichen Landrechte, und durch die Ortsgewohnheiten und Spezialverordnungen der abwechselnd aufeinander gefolgten Landesherrn — modifizirte Wirkungskraft der deutschen Gemeinrechte vor.

Diese blos allgemeine Angabe der obwaltenden Verhältnisse läßt keinen Zweifel übrig, daß die jetzt beabsichtigte Festsetzung des Rechtszustandes der unter der Herrschaft der deutschen Gemeinrechte lebenden Rheinpreußen, deren innigste Dankbarkeit um so gewisser begründet, als sie der Nachtheile sich wohl bewußt sind, welche aus der seitherigen Nichtkundbarkeit der ihre Rechtverhältnisse bestimmenden Vorschriften für sie entstehen; diese Dankbarkeit muß sich aber, mehr als in irgend einem andern Theile der Rheinprovinz, durch Mitwirkung zur Vervollständigung der bisher noch dürftigen Mittel zum Zwecke bethätigen, denn die desfalls benutzbaren Vorarbeiten bedürfen noch bedeutender Ergänzungen, bevor die Uebersicht des Gesammten und die Erkennbarkeit des Einzelnen gesichert erscheint.

Behufs der Ersteren hat ein, in berufstreuer Anwendung der vorangedeuteten verwickelten Rechtsnormen, schon abgeschiedener, ausgezeichneter Jurisprudent, seine durch langjährige Amtsübung erworbene Kenntniß der Verhältnisse und Sachen veröffentlicht [20]), und dieser, bei Aufstellung der rhein-

20) Hertel. Ueber die Rechts- und Gerichtsverfassung der zum Reg. Bez. Koblenz gehörigen ostrheinischen Lan-

preußischen Provinzial- und Statutarrechte [21]), sodann auch oben benutzte, schätzbare literarische Nachlaß, zeigt auf's Evidenteste wie dringend nothwendig es sey, die Materialien zur endlichen systematischen Festsetzung des in ihm angezeigten Partikularrechtes, fortschreitend allgemein zugänglich zu machen. Das desfalls bisher Geleistete beschränkt sich auf die Wiederkundbarmachung der ältern, in jenem Bezirke noch zur Anwendung kommenden Landrechte [22]), und auch die neuerdings veröffentlichten kurkölnischen und kurtrierischen Spezialverordnungen [23]); die Vollendnung solcher Vorarbeit begreift demnach die Herausgabe gleichartiger Zusammenstellungen der unter den übrigen vorangegebenen Landeshoheiten ergangenen gesetzlichen Bestimmungen, und die Ermittelung und Festsetzung der Statuten und Orts-Gewohnheitsrechte.

Beides steht in Aussicht baldiger Erfüllung, denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß die im Auftrage des königl. hohen Staatsministerii geschehenden Schritte, zur Fortsetzung der schon so weit gediehenen Herausgaben der Provinzial-Gesetzsammlungen für Rheinland und Westphalen, die in den Regierungs-Amtsblättern der Provinz im Jahre 1829 bevorwortete Mitwirkung überall finden, — sodann

destheile. 2 Theile. Koblenz 1830, conf. dessen 1r. Thl. auch in von Kamptz Jahrbüchern der preußischen Gesetzgebung. Band XXVI, S. 1 ff.

21) Von Kamptz, Prov. u. Statut. Rechte. I. c. II. S. 729. §. 693, und III. IX. Hauptstück. Tit. 2, 3, 5, 10, 11 u. 28.

22) Maurenbrecher, l. c. I. S. 383 u. II. S. 43 für Kur-Köln u. Kur-Trier; und v. d. Nahmer, l. c. I. S. IV u. 117. II S. 593, 685 u. 922, das Solms'sche und Nassau-Katzenelnbogen'sche, das Kur-Trier'sche und Kur-Kölnische Landrecht und die Reichsstadt Wetzlar'sche Reformation.

23) Scotti, s. ob. cit. 15 c. u. d.

auch, daß die von den, zur Revision der Provinzialrechte angeordneten Ministerialkommissionen, ausgehenden Forschungen, — in dem unter der Herrschaft der deutschen Gemeinrechte stehenden Landesbezirke — voller Bereitwilligkeit und Hülfe zur Erreichung des Allerhöchst beabsichtigten Resultates begegnen werden.

---

Möchten doch an diese, als allgemeine Anhaltspunkte aufgestellten, mit Rücksicht auf den Raum dieser Blätter beschränkten Anmerkungen, fernere Erörterungen der zahlreichen, bei Erwägung der Gesammtangelegenheit sich darbietenden Einzelnheiten sich schließen; und dadurch die Eingangs erwähnte Voraussetzung guten Willens und bereiter Mittel zur Erreichung des für die Landesbewohner so wichtigen Zieles, als eine Wohlbegründete gerechtfertigt werden. (*.I.*)

## IV.

## Ueber einen Gegenstand der Forstnaturlehre.

Vom

Herrn Prof. L. C. Treviranus zu Bonn.

Bekanntlich hält man es in der Forstnaturlehre für eine Wirkung des Frostes, wenn lebende Baumstämme in harten Wintern tiefe Risse bekommen, welche nicht nur durch die Rinde, sondern auch durch einen Theil der Holzmasse gehen, und wenn sie wieder überwachsen, eine Trennung des Zusammenhanges im Holze zurücklassen, welche die deutschen Werkleute Eisklüfte, die Franzosen Gelivûres nennen. Als der strenge Winter des Jahres 1709 eine große Menge ausgewachsener immergrüner Eichen, Kastanienbäume, Nußbäume u. s. w. in Frankreich getödtet hatte, berichtete Cassini, der Sohn, in der Academie der Wissenschaften zu Paris: er habe be-

merkt, daß der Frost die Rinde alter Bäume vom Holze abgesondert, es möge zugegangen seyn, wie es wolle. Chomel gab als Ursache davon das Gefrieren einer Feuchtigkeit an, welche sich daselbst in Folge von Thauwetter gesammelt hatte, so auf einen früheren Frost gefolgt war. Durch das Gefrieren nämlich dehnte sie sich heftig und schnell aus und ward dadurch an erwachsenen Bäumen, wo sie am meisten Widerstand fand, besonders zerstörend, so daß sie die organischen Elementartheile, die Fasern und Gefäße zersprengt. Hist. de l'acad. d. sc. d. Paris 1710. Buffon und Duhamel in ihren Beobachtungen über die Wirkungen des Winterfrostes auf die Gewächse, sprechen von jenen Rissen nur in sehr allgemeinen Ausdrücken; sie haben dergleichen nur bereits gebildet gesehen und sagen: die Arbeiter hielten sie für Wirkungen des Winterfrostes (Ebendas. 1737). Hingegen machen die Ausdrücke, worin Phil. Miller von ihnen spricht, es wahrscheinlich, daß er von ihrer Entstehung eigene Wahrnehmungen hatte. Im J. 1728, nach einer starken Kälte, die am 8. und 10. December nach hellen und sonnigen Tagen eingetreten war, wurden viele große Stämme z. B. von Birn-, Ahorn- und Nußbäumen, durch den Frost ihrer Rinde beraubt, besonders an der West- und Südwestseite, wo durch Wirkung der Sonne der Saft, wie Miller glaubt, sich so angehäuft hatte, daß bei wiedereintretender Kälte die Gefäße ihn nicht halten konnten, so daß dann die Rinde von oben bis unten geborsten war. Bei dem heftigen Froste am 4. Januar 1740 schallte es im Walde, als ob große Aeste brächen, in der Ferne aber, als ob Kanonen losgebrannt würden und man sah dann, es waren die Eichen gewesen, die sich mit großer Gewalt gespalten (Gart. Lexicon II. 255, 258, 662). Duhamel in seinem späteren, größeren Werke, nachdem er angegeben, daß das Reißen nach dem Laufe der Fibern des Stammes, und oft

mit Geräusch erfolge, drückt es als seine Meinung aus: es seyen diese Risse nicht immer durch den Frost verursacht, sondern es möge oft ein Ueberfluß an Saft Ursache davon seyn (Phys. d. arbr. II. 346). Burgsdorf spricht über diesen Zufall ungefähr mit den nämlichen Worten: es ist also zweifelhaft, ob er eigene Beobachtungen darüber hatte. Als Ursache gibt er den rohen Saft an, der, zumal in einem nassen Herbste und bei noch guter Witterung in die Wurzeln und den Stamm geführt werde und bei eintretendem starken, schneelosen Froste, vermöge der Kraft, womit die Eistheilchen sich Platz zu machen suchen, das Gewebe sprenge (Nat. Gesch. vorzügl. Holzarten. I. §. 382, 403). Auch in den, mir bekanntgewordenen, neuern forstwissenschaftlichen Schriften finde ich nichts Weiteres darüber. So z. B. sagt Hartig: bei starkem Froste bekomme die Rinde alter Bäume Risse, welche bis ins Holz drängen und Eisklüfte genannt würden (Lehrb. f. Förster. 5. Aufl. II. 308, 343).

Das Factum ist also, wofern es mit den Beobachtungen seine Richtigkeit hat: man hört bei heftigem Froste zuweilen einen Schall wie von zerbrechenden Aesten und man nimmt nun an alten Baumstämmen eine aufgerissene Rinde und selbst ein gespaltenes Holz wahr. Aber wie ist ein ursachlicher Zusammenhang zwischen diesen beiden Wirkungen möglich? Kann ein Reißen der Rinde den starken Laut hervorbringen: warum nimmt man ihn nicht öfter wahr, wo aus andern Ursachen die Rinde reißt. Duhamel hat auf eine derselben aufmerksam gemacht, aber es giebt deren noch andere, wovon jedoch hier zu reden der Ort nicht ist. Ferner soll der Saft das Zersprengen dadurch bewirken, daß er sich beim Gefrieren ausdehnt. Nun ist freilich gewiß, daß Flüssigkeiten im Moment des Gefrierens, vermöge der Luft, welche sie enthalten, sich so ausdehnen können, daß man einen Flintenlauf dadurch gesprengt wer-

den sah; allein, daß dieses auch dem in den zelligen oder röhrigen Theilen der Gewächse enthaltenen Safte gelten könne, ist sehr zu bezweifeln. Ich habe vielmals beobachtet und von meinem Freunde Göppert sind vielfältige Erfahrungen beigebracht worden (Ueber Wärmeentwicklung in den Pflanzen. Breslau 1830. 24 u. folg.): daß der Saft in krautartigen wie holzigen Theilen der Gewächse gefrieren und wieder flüssig werden könne, ohne daß die Structur der Zellen, fibrösen Röhren und Gefäße dabei im mindesten verletzt worden wäre und daß, wenn bei einem Theile der Gewächse der Tod durch das Gefrieren erfolgt, dieses nicht vermöge einer Zerreißung jener Organe geschehe. Nun könnte man sagen: es ändere sich vermuthlich das Resultat, wenn eine größere Menge Safts im Stamme, in der Rinde oder zwischen Holz und Rinde angehäuft sich befinde. Allein die beiden letzten Fälle könnten nur eintreten, nachdem die Entwickelung der Knospen bereits ihren Anfang genommen und zu dieser Zeit hat man meines Wissens, das Phänomen niemals bemerkt. Der erste Fall aber könnte doch nur bei sogenannten thränenden Bäumen etwa Statt finden, da doch das Reißen auch an nicht thränenden bemerkt worden, z. B. an Birnbäumen und Eichbäumen. Daß aber der Fall nicht hieher gerechnet werden könne, wo z. B. in ein schwammiges Mark oder in eine todte und faulende Holzmasse sich Regenwasser gezogen hat, welches gefriert, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Durch die vorstehenden Bemerkungen wünsche ich keineswegs zu läugnen, daß es Fälle geben möge, wo an Baumstämmen in Folge eines starken Frostes Trennung des Zusammenhanges entsteht, sondern vielmehr nur zu einer genügenden Erklärung dieses Phänomens den Weg zu bahnen und ich erlaube mir deshalb, die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Forstmänner um so mehr darauf zu lenken, als

aus einer richtigen Würdigung desselben die Forstkultur, wie die Pflanzenphysiologie, Gewinn, wie ich glaube, schöpfen werden. Ich ersuche demnach diejenigen, denen die Erscheinung in harten Wintern vorgekommen, um gefällige Mittheilung ihrer Beobachtungen, wobei folgende Fragen zu berücksichtigen seyn dürften. In welcher Zeit nahm man sie wahr? Bei welchem Frostgrade? Wie war die Witterung vorher beschaffen? An was für Bäumen wurden sie bemerkt? Von welchem Alter und von welcher Gesundheitsbeschaffenheit waren diese? Enthielten sie nicht faules Holz in größerer oder geringerer Menge? Wie war ihr Stand gegen Sonne und Winde, gegen andere Bäume oder beschattende Gegenstände? War das Reißen des Stammes von einem Knalle begleitet und wodurch überzeugte man sich, daß beide in einem ursachlichen Zusammenhange gestanden? Welche Theile waren durch den Riß getrennt und wie war ihr Aussehen? Nahm man mit bloßem oder mit bewaffnetem Auge Eiscrystalle darin wahr? Gewiß dürfte, wer davon Nachricht geben oder in einem etwaigen harten Winter Beobachtungen darüber anstellen wollte, sich des Dankes vieler dabei interessirten Personen versichert halten.[1])

## V.

## Ueber Selbstentzündungen.[1])

Neuerdings sind in kurzer Zeit mehrere bedeutende Feuersbrünste in Rußland bekannt geworden,

1) Die Prov. Bl. bieten sich freundlich als Organ für dergleichen, die Wissenschaft aufklärende Beobachtungen an. D. H.

1) An den Aufsatz über Selbstentzündungen von Steinkohlen und andern Substanzen, den wir im ersten diesjährigen Hefte der Prov. Bl. mitgetheilt haben, schließt sich weiter erläuternd und ergänzend eine Ab-

welche durch Selbstentzündungen entstanden; und wie viele mögen nicht stattgefunden haben, die nicht zur öffentlichen Kunde gelangt sind! Es ist nichts Seltenes, daß auch die genauesten, polizeilichen Nachforschungen die Ursachen einer Feuersbrunst nicht ausmitteln können, und man glaubt gemeiniglich, daß es nur daran läge, daß der Thäter (aus Nachläßigkeit oder Vorsatz) sich diesen Nachforschungen zu entziehen gewußt habe. Allein zahlreiche Fälle

handlung über diesen Gegenstand von dem russischen Physiker Hrn. Parrot, welche auch in dem neuen Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern. 14. Jahrg. 3. Heft. S. 485 f. abgedruckt ist, aus dem wir sie hier ihres belehrenden Inhaltes wegen gerne entnehmen.

Als Beweis, daß sich selbst verhältnißmäßig kleine Quantitäten von Steinkohlen von selbst entzünden können, führen wir noch folgende Mittheilung aus England aus dem neuesten Hefte von Dingler's polyt. Journal (1. Jan. Heft 1835, nach dem Mechanics' Magazine) an: „Die Fälle von Selbstentzündung der Steinkohlen haben sich, seit die Kohlen nach dem Gewichte und nicht mehr nach dem Maaße verkauft werden müssen, bedeutend vermehrt. Sie wurden nämlich früher gesiebt, gegenwärtig aber, wo der Verkauf nach dem Gewichte geschieht, gibt man Alles, selbst den Staub in die Säcke ꝛc. Wenn daher die Kohle Schwefel (sollte wohl bestimmter „Schwefelkies" heißen. D. H.) enthält, und dieser Staub naß wird, so entsteht Gefahr der Selbstentzündung. Beim Eröffnen der Fallthüren des Schiffes London, welches kürzlich Steinkohlen von England nach Calcutta führte, schlug plötzlich eine große Flamme aus dem Schiffsraume entgegen, und man war gezwungen das Schiff halb zu versenken. Wäre das Schiff nur 24 Stunden länger zur See gewesen, so hätte es in Flammen aufgehen müssen. Ein ganz ähnlicher Unfall ereignete sich vor kurzer Zeit auf einem Kohlenschiffe, welches zu Woolwich die königlichen Dampfboote mit Steinkohlen versah." D. H.

haben bewieſen, daß weder Bosheit noch Nachläßigkeit (im gewöhnlichen Sinne) den Brand verurſacht haben, ſondern daß eine unvorhergeſehene Selbſtentzündung die Urſache deſſelben war. Als vorzügliche Belege davon diene der Brand, der im Jahre 1781 auf einer Fregatte in Kronſtadt entſtand. Die Admiralität war im Begriffe, die ſtrengſte Unterſuchung gegen die Mannſchaft und die Vorſteher des Schiffes einzuleiten, als die Kaiſerinn Katharina II., deren Geiſt in jede, ihrer Aufmerkſamkeit würdige Frage ſo leicht eindrang, die Admiralität darauf aufmerkſam machte, daß eine Quantität Kienruß, mit Leinöl vermiſcht, auf dem Schiffe vorhanden, und während des Brandes brennend gefunden worden war, und daß dieſe Maſſe vielleicht nicht durch den Brand entzündet worden ſey, ſondern ſich ſelbſt entzündet und die Feuersbrunſt verurſacht haben möchte. Es fand ſich auch die Vermuthung der ſcharfſinnigen Kaiſerinn durch die Verſuche, welche die Admiralität und vorzüglich der berühmte Akademiker Georgi anſtellten, vollkommen beſtätiget.

Der großen Wichtigkeit des Gegenſtandes wegen, wollen wir mehrere Fälle dieſer Art anführen, woraus ſich denn ergeben wird, welche Vorſichten gebraucht werden ſollen, um den Selbſtentzündungen und den daraus entſtehenden Feuersbrünſten vorzubeugen.

Die älteſten Beobachtungen dieſer Art ſind wahrſcheinlich am Heu gemacht worden, das, wenn es noch feucht auf Böden oder in Scheunen, ſogar in freier Luft in großen Maſſen aufgeſtapelt wird, ſich ſelbſt entzündet. Der Klee beſitzt dieſe Eigenſchaft in größerem Maße, indem er, ſogar in kleinen Meilern von 3 Fuß Höhe aufgeſtellt, ſich entzündet, wenn man ihn nicht, ſobald er zu rauchen anfängt, ausbreitet. Der kurländiſche Pfarrer Klappemayer hat die ſich hiebei entwickelnde Wärme dazu benützt, um auch bei feuchter Witterung in kurzer

Zeit den Klee in Heu zu verwandeln, welches auf die gewöhnliche Weise die schönsten Sommertage nicht vermögen.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist ganz einfach. Man weiß, daß alle Pflanzen, wenn sie entweder ihr natürliches Wasser noch haben, oder befeuchtet werden, und einer mäßigen Wärme ausgesetzt sind, desto schneller in Gährung gerathen, je größer die Temperatur ist, und daß jede Gährung Wärme erzeugt. Im feuchten Heuschober entsteht demnach eine Gährung, und da die innerhalb der Masse erzeugte Wärme durch die äußern Schichten zusammengehalten wird, und sich durch die fortgesetzte Gährung immer vermehrt, besonders da die Gährung durch die erzeugte Wärme beschleunigt wird, so entsteht nach einiger Zeit die Glühhitze, welche die Entzündung bewirkt.

Die Saamen der Gewächse, wenn sie in großen Haufen im feuchten Zustande aufgestapelt sind, sind der Gährung vorzüglich unterworfen. Das beweiset das Malzen der Gerste in den Bierbrauereien, und es fehlt nicht an Beispielen von Entzündungen, die daraus entstanden sind. Das Auffallendste ist die Vernichtung einer großen, an der Themse in London angelegten Mahlmühle, in deren unterstem Stockwerke ein großer Kornvorrath enthalten war. Bei einem ungewöhnlichen Anschwellen des Flusses wurde dieses Korn naß, kam in Gährung und entzündete sich, und die ganze Mühle wurde ein Opfer der daraus entstandenen Feuersbrunst. Auch mit Korn beladene Schiffe, die einen kleinen Leck bekamen, gingen dadurch in Flammen auf. Ein großes Leck aber bringt so viel Wasser in's Korn, daß es dermassen aufquillt, daß das Schiff auseinander gerissen wird, und auf diese Art untergeht, ehe die Gährung Zeit gewinnt, es in den Flammen zu vernichten. [2])

2) Es ließen sich gewiß Mittel angeben, wodurch diesen

Das Entgegengesetzte vom Befeuchten, das Dörren von vegetabilischen Körpern bringt dieselben Wirkungen und Unglücksfälle hervor. Geröstetes und noch warm eingeschlossenes Getreidemehl hat in einem Dorfe der Lausitz einen großen Brand erzeugt, und Georgi hat durch zahlreiche Versuche bewiesen, daß nicht nur das Mehl des Getreides, sondern auch das der Hülsenfrüchte unter diesen Umständen sich selbst entzündet. Auch das Mehl von Wurzeln droht gleiche Gefahr. So ging in Magdeburg einst eine Fabrik von Cichorienkaffee in Flammen auf, weil das geröstete Cichorienpulver noch warm eingepackt worden war. Auch Kaffeebohnen, gleich nach dem Rösten derselben gemahlen und noch warm verpackt, sind der Selbstentzündung unterworfen, welches mehr als Ein eilig Reisender erfahren hat.

Wer sich nicht physikalische Kenntnisse erworben hat, wird sich wundern, daß Befeuchten und Dörren auf dieselben Substanzen angewandt, dieselbe Wirkung äußern. Allein es läßt sich diese Erscheinung ohne große Gelehrsamkeit begreifen. Die natürlichen Pflanzentheile enthalten verschiedene Stoffe, welche Verwandtschaften zu einander haben, und, vermöge derselben, im Prozesse des Wachsens, in eigenthümliche Verbindungen getreten sind. Dies ist der natürliche Zustand der Pflanzentheile. Die Wärme aber ändert das Verhältniß der Verwandtschaften dieser Stoffe zu einander, so daß neue Verbindungen dieser Stoffe entstehen, ja sogar Trennungen. So sehen wir bei der Verkohlung des Holzes, des Oels und des Bitumen der Steinkohle ein brennbares Gas entweichen, welches zur Beleuchtung der Häuser und der Straßen dient. Ein so weit erhitzter Körper entzündet sich dann an der

zwei Arten von Unglücksfällen begegnet werden könnte. Aber würde man sie anwenden?

Luft, und so brennt das Holz in den Oefen, das Oel in den Lampen, der Talg und das Wachs an unsern Kerzen nur vermöge solcher Veränderungen.

Eine mäßige Wärme erzeugt in feuchten Pflanzenkörpern die Gährung; die Gährung erzeugt wiederum Wärme, welche nicht hoch steigt, wenn, wie in den Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, sehr viel mehr Wasser als gährende Masse da ist, weil sie sich in dem vielen Wasser vertheilt. Ist aber sehr viel weniger Wasser als gährende Masse, so vertheilt sich die auf allen Punkten erzeugte Wärme nicht; und da sie immer neu erzeugt wird, und um so schneller, je mehr sie sich schon angehäuft hat, so steigert sie sich bis zur größten Hitze.

Es kommen also beide Verfahren, das Dörren und die Gährung, darin völlig überein, daß beide eine große Wärme allmählig erzeugen, und dadurch die Entzündung bewirken.

Sogar die Kohle, ein so wenig zusammengesetzter Körper sie auch ist, entgeht der Selbstentzündung nicht, wenn sie heiß, doch bei weitem nicht glühend, in bedeutenden Mengen eingeschlossen wird. Ein höchst auffallendes Beispiel davon hat der Direktor der Pulverfabrik zu Aussone, Herr Robins, vorzüglich durch seine Theorie der Entzündung des Pulvers in Schießgewehren berühmt, bekannt gemacht. Die zum Pulver bestimmte, nach der Verkohlung des Rhamnus frangula (in Deutschland Faulbaum genannt) [3]) gehörig abgekühlte, dann zum gröblichen Pulver gestoßene, und im Sonnenschein gesiebte, endlich unter die Mühlsteine gebrachte und gleich darauf in ein verschlossenes Gefäß auf geschüttete Kohle wurde nachher glühend gefunden, als man sie zum Gebrauche herausnahm. Die durch den

3) Auch in Liefland wird dieser Strauch Faulbaum genannt, welcher Baum aber häufiger den Prunus padus bezeichnet.

Sonnenschein bei dem Sieben der schwarzen Materie erzeugte, und die durch das gleich darauf erfolgte Mahlen zum feinsten Pulver noch erhöhte Wärme vermochte [4]) das Glühen hervorzubringen. Denn die unter dieser erhöhten Temperatur zwischen den Theilen der Kohle befindliche Luft giebt ihr Sauerstoffgas rasch an das Kohlenpulver ab, und würde eine förmliche Entzündung erzeugen, wenn sie von außen her in gehöriger Menge ersetzt würde. Auch frankfurter Schwärze, welche nichts anders ist als eine sehr fein zertheilbare Kohle aus Weintrestern, ist unter ähnlichen Umständen der Selbstentzündung unterworfen.

Sehr häufig entstehen Feuersbrünste durch Selbstentzündungen von mit Oel getränkten Pflanzenkörpern. Der berühmte Naturforscher Duhamel berichtet in Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1817, daß in Brest eine Feuersbrunst dadurch ausbrach, daß eine Menge mit Leinölfarbe frisch angestrichenes Segeltuch, das, von der Sonne erwärmt, zusammengepackt worden, in Brand gerieth, so auch, daß die Stadt Rochefort aus derselben Ursache ein Raub der Flammen wurde. Königsberg allein liefert vier ähnliche Beispiele. Im Jahre 1811 am 2. Juli Abends entzündeten sich nahe an der Pregel Stroh und Moos, worauf Oelfässer an diesem Tage gelegen hatten. Am 4. desselben Monats geschah dasselbe in einer Seifenfabrik. Im Jahre 1814 den 30. Juli ereignete sich dasselbe Unglück im dortigen Aschenhofe durch Bastmatten, die bei dem Abladen von Oelfässern gebraucht worden waren und

4) Nach den von dem Herrn Pfarrer Sommer in Königsberg im Jahre 1811 angestellten Versuchen erhitzen sich feste Körper, besonders dunkelfarbige, bis 50° R. im Sonnenschein, indeß die Luft im Schatten nur 20° hat.

lange an der Sonne gelegen hatten. Im August desselben Jahres entstand wieder Feuer durch die mit Oel getränkten Kleider der Oelmesser, welche erstere an der Sonne gelegen, und zusammengewickelt in das Gebäude gebracht worden waren.

Durch diese Unglücksfälle veranlaßt, stellte der Pfarrer Sommer sorgfältige Versuche an, wodurch bewiesen wurde, daß Leinwand, Bastmatten, Stroh, Werg, Holzspähne, wenn sie mit Oel getränkt und der Sonnenhitze ausgesetzt, dann in Haufen geworfen, oder zusammengepackt worden, sich von selbst entzünden.

Auch mit Oel getränkte Wolle entzündet sich im Sommer. In Tuchfabriken, in Strumpffabriken, in Walkmühlen sind öfters Feuersbrünste auf diese Art entstanden. Das neueste Beispiel davon fand in der Tuchfabrik Sr. Excellenz des Herrn Minister-Kollegen von Ouwaroff auf seinem Gute Maschew im tschernigow'schen Gouvernemente Statt.

Gestoßene Leinsaat in Säcken verpackt, und der Sonnenwärme ausgesetzt, entzündet sich gleichfalls von selbst. Davon liefert der Oberarzt der russischen Armee in der Türkei im Jahre 1808, Staatsrath Dr. Minderer, der einen solchen, mit gestoßener Leinsaat gefüllten und mitten unter Charpie auf einem Wagen eingelegten Sack in glühende Kohle verwandelt, und die Charpie in Brand gerathen sah.

Kräuter, welche in den Apotheken zur Verfertigung von Balsamen und Salben mit Oel oder anderem Fette gekocht, und gleich darauf filtrirt werden, entzünden sich nicht selten. Obgleich noch kein Beispiel von einer Feuersbrunst, die daraus entstanden, bekannt geworden (wie vieles bleibt in solchen Fällen unbekannt), so ist doch ein solches Unglück leicht möglich, wenn Papier, andere trockene Kräuter, spirituöse Sachen ꝛc. in der Nähe sind; ein

Unglück, welches die geistigen Präparate und die zerspringenden Glasflaschen doppelt schrecklich machen.

Die Steinkohle, welche wir als eine Zusammensetzung aus Pflanzenkohle und Steinöl ansehen können, gehört in diese Klasse von selbstentzündlichen Körpern. Duhamel giebt von einer doppelten Feuersbrunst Nachricht, die durch angehäufte Steinkohlen entstand. In Brest füllte man die Hälfte einer Scheune mit Steinkohlen an, die sich entzündeten, und diese Hälfte des Gebäudes in Asche verwandelte. Da man die wahre Ursache dieses Brandes nicht vermuthete, so wurde die andere Hälfte der Scheune gleichfalls angefüllt, die aber gleichfalls abbrannte, obgleich man alle Vorsicht gegen anderweite Ursachen eines Brandes angewandt hatte. Auch spricht Duhamel von Selbstentzündungen von Steinkohlenvorräthen auf Schiffen, als von einer bekannten Sache.

Auch der Torf ist der Selbstentzündung fähig, besonders wenn Schwefelkies ihm beigemengt ist. Ist es leichter Torf, dessen Theile noch nicht die völlige Umänderung erlitten haben, so geschieht die Entzündung wie bei dem Heu, wenn es noch feucht in Scheunen aufgestellt worden. Ist's aber schwerer, schwarzer Torf, so kann er nach Art der Steinkohle sich entzünden.

Nach der oben gegebenen Erklärung der Selbstentzündungen, sowohl befeuchteter, als gerösteter, entzündlicher Körper wird man leicht begreifen, daß zweierlei leicht entzündbare Körper, Fett einerseits, und lockere vegetabilische Materien andererseits, oder wie bei der Steinkohle und dem Torfe, Kohle oder Pflanzenfasern und Bergöl bei einer erhöhten Wärme und Gegenwart von weniger eingeschlossener atmosphärischer Luft, sich allmählig zersetzen, und immer höhere Grade von Wärme erzeugen, die endlich zur Glühhitze wird, welche die förmliche Entzündung erzeugen muß, sobald sie die äußeren, der freien Luft ausgesetzten Theile erreicht.

Endlich muß der frisch gebrannte Kalk, obgleich selbst unentzündlich, als eine Ursache zu Entzündungen und Feuersbrünsten angesehen werden. Der Verfasser dieses Aufsatzes, als er die Bauten an der Dorpat'schen Universität leitete, erfuhr ein merkwürdiges Beispiel davon. Er ließ im Jahre 1821 gebrannten Kalk aus dem Gute Kabbal nach Dorpat kommen. Ungünstige Umstände hatten diese Zufuhr bis zum Abgange der Winterbahn verzögert. Das Thauwetter und ein anhaltender Regen befeuchteten diesen Kalk dermaßen, daß er sich bis zur Glühhitze erhitzte, und mehrere Wagen verbrannten förmlich, ehe man den Kalk abladen konnte. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß solcher Kalk, in Scheunen aufgestapelt, deren Dach nicht ganz wasserdicht wäre, dieselbe Wirkung erfahren, und die Scheune in Brand stecken würde.

Wir hoffen, daß es an den zahlreichen, hier angeführten Fällen [5]) genug seyn wird, um Jedermann zu warnen, und auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, welcher die Selbstentzündungen Waarenvorräthe, Häuser, ja ganze Städte aussetzen. Man glaube ja nicht, daß diese Fälle sich so selten ereignen. Von vielen Feuersbrünsten erfährt man nie die Ursache, und nur selten werden solche, die in einer Selbstentzündung ihren Grund hatten, öffentlich bekannt gemacht. Es wäre daher zu wünschen, daß die Polizei in jedem Lande solche Feuersbrünste zur öffentlichen Kunde brächte, theils um die Aufmerksamkeit rege zu machen, theils, weil vielleicht

5) In den Apotheken werden viele Präparate verfertiget, welche Selbstentzündungen und die Möglichkeit von Feuersbrünsten liefern. Alle solche Fälle hier anzuführen, wäre zu weitläufig und auch überflüssig, weil zu erwarten ist, daß die Pharmaceuten damit bekannt sind. Ihr eigenes Wohl muß sie anspornen, die gehörige Vorsicht bei solchen Arbeiten und bei der Aufbewahrung solcher Präparate anzuwenden.

dadurch mehrere noch unbekannte Selbstentzündungen entdeckt würden. Uns bleibt nur noch übrig, die Vorsichten kurz anzuzeigen, wodurch man die Gefahr der Feuersbrünste durch Selbstentzündungen entfernen kann.

Stellt man alle angeführten Thatsachen zusammen, so ergiebt es sich:

1. daß alle Selbstentzündungen nur dadurch entstehen, daß eine dem Scheine nach geringe Erwärmung der brennbaren Materien Statt gefunden hat;

2. daß die Erwärmung entweder im Innern durch eine Gährung, oder durch von außen hinzugekommene Wärme entsteht;

3. daß diese entzündlichen Körper ursprünglich eine lockere Gestalt haben, als z. B. Leinwand, Werg, Wolle, Hobel- und Sägespähne, Kienruß ꝛc.;

4. daß sie in Haufen gestapelt oder gepackt worden, wodurch ihre Wärme im Innern sich nicht leicht verliert, sondern gleichsam zusammengehalten wird, und sich allmählig vermehrt;

5. daß alle diese brennbaren Materien, wenn sie mit Oel getränkt sind, der Selbstentzündung besonders unterworfen sind.

Die Vorsichten zur Verhütung der Selbstentzüngen bestehen also darin:

a) daß man Pflanzen und Samen, Mehl jeder Art und gepulverte Wurzeln, überhaupt alle der Gährung fähige Körper nicht im feuchten Zustande auf einander häufe, und daß, wenn solche Anhäufungen zu gewissen Zeiten erforderlich sind, man darauf sehr aufmerksam sey, daß die Erwärmung nie einen zu hohen Grad erreiche;

b) daß man trockene, entzündliche Körper, die aufeinander gestapelt sind, keiner Erwärmung aussetze, sondern vielmehr oft lüfte. Diese Vorsicht möchte bei der jetzt beinahe allgemein werdenden Dampf-

schifffahrt in Rücksicht der dazu erforderlichen Kohlen besonders zu empfehlen seyn;

c) daß man entzündliche, mit Oel getränkte Körper niemals aufeinander häufe, oder gar fest einpacke; und falls dieses nöthig seyn sollte, man jede Ursache zur Erwärmung zu entfernen suche.

Schlüßlich kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß die Schrift des Herrn Professors Reuß zu Moskwa: De incendiis spontaneis eorumque legibus et causis [6]), bei der Aufsuchung der einzelnen Thatsachen mir sehr nützlich gewesen ist.

Parrot.

## VI.

## Ueber den St. Adelheids-Brunnen am Kloster Pützchen, in der Bürgermeisterei Vilich, Kreises Bonn, und den dortigen großen Jahrmarkt am 2. Sonntage im Monat September.

Vom

Herrn Bergmeister Leopold Bleibtreu zu Pützchen. [1])

Die Entdeckung des St. Adelheids-Brunnens verliert sich in das Reich der frommen Sagen. Dieses veranlaßt uns auch des jetzt aufgehobenen, nachbarlichen, adeligen Stifts Vilich wegen seiner örtlichen und geschichtlichen Verknüpfungen damit zu erwähnen.

Gegen das Jahr 985 erbauten Megengosus, Graf

6) Ueber Selbstentzündungen, deren Gesetze und Ursachen.

1) Der Hr. Verfasser dieses Aufsatzes ist gegenwärtig Besitzer des Klosters Pützchen. Durch seine vielseitigen industriellen, bergmännischen und landwirthschaftlichen Anregungen und Ausführungen verdankt ihm die nächste Umgegend sehr vieles, welches wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit näher zu schildern unternehmen werden. D. H.

von Geldern und dessen Gemahlin Geberga, Tochter Gottfried II., Herzogs der Ardennen und Moselaner, zu Vilich (Vylike) eine Kirche und ein Kloster für Chor-Jungfrauen. Sie gaben alle ihre zwischen Sieg und Rhein gelegenen Güter als Stiftungsfonds her, nachdem ihr einziger Sohn Gottfried in einem Feldzuge gegen die Böhmen gefallen war, und setzten allda Adelheidis ihre Tochter, welche zu St. Ursula in Köln Chorjungfrau war, zur ersten Abtissinn ein. Anfangs erhielt diese Stiftung nach dem Beispiel des besagten Klosters zu St. Ursula die Regel des h. Hieronymus; nach dem Tode Geberga's aber, die in ihrem gegen das Jahr 1001 erfolgten Witwenstande, bis zum Ende ihres Lebens zu Vilich lebte, ward die Regel des h. Benedictus eingeführt (v. Henr. Aquilii Chron. Gelr. et Vitam St. Adelheidis).

Kaiser Otto III. begabte Vilich im Jahr 988 mit besondern Freiheiten, stellte es den Abteien Gandersheim und Quedlinburg in Allem gleich und schenkte demselben alle Jurisdiction (Hist. d'allemagne T. 2. pag. 487). Megengosus, dessen einziger Sohn im Dienste Kaiser Otto III. heldenmüthig sein Leben aufgeopfert hatte, erhielt zudem Befreiung der dem neuen Stift zugeordneten Güter, freie Wahl der Abtissinn durch die jungfräuliche Versammlung u. s. w. wozu der päpstliche Stuhl und Kaiser Otto III., Thronfolger Kaisers Henricus, feierliche, urkundliche Erklärungen abgegeben haben.

Nachdem Adelheid auf Befehl Hereberts, Erzbischofs und Kurfürst zu Köln, die Abtissinnstelle zu St. Mariä in Köln einige Jahre zugleich verwaltet, starb sie zuletzt daselbst an einem Halsübel gegen das Jahr 1018 den 4. Februar, nicht ohne Ruhm der Heiligkeit. Sie wurde aber im Stift St. Petri in Vilich begraben; über das Grab selbst ist man ungewiß, seitdem Kirche und Stift Vilich auf dem Kriegszuge vom General Bandißin, Anfangs Octo-

der 1632 von den Schweden eingeäschert wurde. Sie war die jüngste von vier Schwestern, davon die erstere Irmendrudis, an den Herzog Friedrich von Lützenburg, Bruder der h. Kaiserinn Kunigunda verheirathet, die zweite Alvarada mit einem Grafen von Jülich vermählt worden, die dritte Bertrada den geistlichen Stand erwählt hatte und der Kirche St. Mariä zu Köln als Abtissinn vorstand. Bertrada hat das Leben der h. Adelheid aufgezeichnet, und darin unter andern das Wunder erwähnt, wie die Heilige einst einer Klosterfrau, welche schlecht sang, durch einen leichten Schlag auf das Haupt die Gabe verliehen habe, mit einer schönen Stimme ihre Chorsängerinnpflicht zu verrichten, welche Legende noch jüngsthin von der Dichterinn Adelheid von Stolterfoth zu einer poetischen Bearbeitung, jedoch mit großer dichterischer Freiheit und Ausführung, in dem von ihr herausgegebenen rheinischen Sagenkreis benutzt worden ist.

Der St. Adelheids-Brunnen am Kloster und Dörfchen Pützchen liegt auf dem rechten Rheinufer in halbstündiger Entfernung östlich von Bonn, und südöstlich eine viertel Stunde von Vilich, in einer vom Rhein aus sanft ansteigenden Ebene, welche im Fortgang einer viertel Stunde östlich von dem äußersten nördlichen Vorgebirge des Siebengebirgs, namentlich der Hardt und dem Ennert, begrenzt ist.

Nach der Sage, welche zum Theil auch auf geschichtliche Nachweisung sich gründen mag, ward kurz nach Entstehen des Stifts Vilich diese Gegend von einer so beispiellosen Dürre heimgesucht, daß der Wassermangel sowohl für Menschen als die fast verschmachtenden Heerden ungemein drückend war, als die h. Adelheid sich ihrer bedrängten Nachbaren erbarmend ihren abteilichen Stab in das Erdreich stoßend, auf wunderthätige Weise hier die Quelle hervorrief, welche der allgemeinen Noth ein Ziel setzte, und noch heutiges Tages nach der Stifterinn

St. Adelheids-Pützchen benannt ist. [2]) Dieselbe Benennung übertrug sich im Munde des Volkes der später hier entstandenen Einsiedelei, so wie auch noch später dem Kloster und Dörfchen.

Die Einsiedelei mag wohl durch die im Volke dem Brunnen zugeschriebenen wunderthätigen Eigenschaften, namentlich seine Heilkraft bei Augenübeln, bald nach Entdeckung desselben schon entstanden seyn, was von der am St. Adelheids-Brunnen stehenden Kapelle vielleicht ebenfalls anzunehmen ist. Zwei Eremiten bewohnten die Einsiedelei, welche an der Stelle stand, wo jetzt längs der Landstraße die Oekonomiegebäude des zu Anfang des 18. Jahrhunderts hier erbauten Carmeliten-Klosters stehen. Das baufällige Gebäude der Einsiedelei (welches jedoch der Bauart nach schon einmal erneuert gewesen seyn mag, und dem Kloster zuletzt als Brauhaus diente) kam im Jahr 1814 zum Abbruch, da der nahe Einsturz sich andeutete.

Bis zu den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts floß das Wasser des St. Adelheids-Brunnens in einen unter demselben angebrachten überbauten Behälter, welcher das Badhäuschen hieß, auch als Bad für verschiedenartige körperliche Gebrechen gebraucht wurde; Abbildungen, welche an Zimmerthüren im Kloster vor zwanzig Jahren noch angeheftet waren, machten wunderthätige Wirkungen dieses Bades anschaulich.

Im Jahr 1684 wurde der St. Adelheids-Brunnen ausgebessert, und so wie derselbe noch besteht, in Trachyt-Haustein gefaßt, auch in dieser Steinart der Brunnen 10 Fuß tief ausgemauert, aus dem ein eisernes Rohr den Wasserstrahl zum Abfluß

2) Eine Goldmünze von Valerianus, gegenwärtig im Besitze des Herrn Verf. dieses Aufsatzes, wurde vor etlichen Jahren einige hundert Schritt von dem St. Adelheids-Brunnen ausgegraben. D. H.

bringt. Ein an einer Kette befestigter eiserner Löffel dient den Vorüberziehenden zum Trinken und zum Waschen der Augen. Ein über dem Brunnen errichtetes Kreuz aus derselben Steinart hat zur Aufschrift:

H I W. C. P
1684.

Einer der letzten Eremiten Frater Henricus Hassert [3]) scheint sich mit besonderem Eifer und Erfolg der hiesigen Andachtsübung angenommen zu haben, wovon unter andern ein in der Sakristei der Kirche aufbewahrtes, von demselben eingeführtes Namenregister über die Mitglieder einer Scapuliers-Bruderschaft zeugt.

Hasserts eingeführtes Buch der Scapuliers-Bruderschaft zeigt wie ungemein schnell diese angewachsen; denn

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| von | 1688 | bis | 1698 | zählt man hierin | 6000 | Namen, |
| „ | 1698 | „ | 1706 | „ „ „ | 11000 | „ |
| „ | 1706 | „ | 1716 | „ „ „ | 16000 | „ |
| „ | 1716 | „ | 1725 | „ „ „ | 21000 | „ |
| „ | 1725 | „ | 1732 | „ „ „ | 23500 | „ |
| „ | 1732 | „ | 1741 | „ „ „ | 25800 | „ |

und es ist dasselbe bis zu den Kriegsbegebenheiten am Rhein in den 1790r Jahren fortgesetzt worden.

Eine Josephinische Bruderschaft, welche hingegen 1716 in diesem Buch beginnt, zeigt weniger Fortgang; man bemerkt hierin in Zwischenräumen von vielen Jahren keine eingetragenen Namen.

Das Andenken der h. Adelheid und die Heilkräfte

3) Der verstorbene Jubilarius Canonicus Hund im Stift Bilich, wollte wissen, daß der Eremit Hassert nicht auf die liebreichste Weise bei Errichtung des Karmeliter-Klosters von der bis dahin bestandenen Einsiedelei entfernt worden, und in äußerster Dürftigkeit im Anfange des vorigen Jahrhunderts in einer Scheune des nachbarlichen Dorfes Küdinghofen gestorben sey.

der gedachten Quelle, welche sich seit acht Jahrhunderten im Volksglauben erhielten, vereinigen sich hier zu einer Celebrität, die auch in neuerer Zeit, wenn es seyn kann, dadurch noch an Zutrauen gewonnen hat, daß auch auf natürlichem Wege aus den Bestandtheilen dieses Wassers einige Gründe hervorgehen, solches zuträglich bei Augenübeln zu halten. Im Geschmack giebt dasselbe nämlich schon zu erkennen, daß Eisenvitrioltheile ihm beiwohnen; eine Flasche, die man dazu nur einige Zeit gebraucht, belegt sich im Innern mit einem gelben Beschlag; reinigt man den Brunnen, woraus das Wasser entspringt, so trifft man auf dem Boden einen gelben Niederschlag vom stärksten Eisenvitriol-Geschmack. Wahrscheinlich ist der Ursprung der Quelle im benachbarten Braunkohlengebirge zu suchen und dadurch ihr Gehalt leicht zu erklären.

In einem Brunnen im Keller des Klosters wurde um das Jahr 1816 wegen Wassermangel ein Bohrloch niedergestoßen, um zu einer damals betriebenen Brantweinbrennerei das erforderliche Wasser sich zu verschaffen. Das so gewonnene Wasser hatte aber einen noch weit stärker vitriolischen Geschmack, als jenes des St. Adelheids-Brunnens und dabei einen widrigen Geruch. Als zu einem Versuch geschritten wurde, sich dieses Wassers zum Branntweinbrennen zu bedienen, so übertrug sich dem Branntwein derselbe Geschmack, und es mußte von der Anwendung desselben ganz abgesehen werden. Ein Brunnen oben der Kirche im Klosterhof, welcher aber im Grand und nicht wie jene Quellen im Thon des Braunkohlengebirges steht, hat indeß reinschmeckendes Wasser, welches von einem höhern Punkte als der St. Adelheids-Brunnen herzukommen scheint.

Das Karmeliter-Kloster am Brunnen der h. Adelheid entstand, wie bereits erwähnt, zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Nach Aufschrift der Jahreszahl 1706 auf verschiedenen dem Kloster geschenkten Fen-

stern, worauf Wappen und Namen der Geber gemalt sind, sollte man damals schon die Vollendung der in drei Flügeln, angelehnt an die Kirche, bestehendem Gebäude sich denken; nach Aufschrift auf dem Portal der Kirche ist, dieses jedoch erst 1724 durch Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz als Landesherr errichtet worden, und so mag denn die gänzliche Vollendung der weitläufigen Gebäude auch in diese Zeit fallen. Kirche und Klostergebäude mögen in Errichtung ihrer Fundamente große Schwierigkeiten verursacht haben, da das wasserreiche Terrain erst durch Abzugkanäle ertrocknet werden mußte. Um so mehr zu bewundern ist es, daß die durchaus im starken Mauerwerk aufgeführten Gebäude nirgend eine Spur von Nachgebung und Nachziehung zeigen, so daß das Werk also seinen Meister lobt.

Der Kostenaufwand, welcher die Anlage des Carmeliter-Klosters erforderte, ist größtentheils, wie alte Ordensmitglieder sich hierüber äußerten, von der Ordens-Provinz beigetragen worden, während das Uebrige durch eingesammelte Beiträge aufgebracht wurde. Im Innern der Kirche hat Kurfürst Clemens August, Erzbischof von Köln, der um diese Zeit eben seine vieljährige, für das Volk so beglückende Regierung angetreten, auf eigene Kosten den Altar, die Beichtstühle und andere innere Einrichtungen ausführen lassen; an ersterm sieht man noch das kurkölnische Wappen. Dieser Altar ist aus Holz, das noch die ihm von der Natur verliehene Farbe trägt, fleißig in Schnitzwerk gearbeitet, und soll die Arbeit eines Carmeliter-Bruders seyn. Die Kirche steht frei ohne unterstützende Pfeiler, ist hoch, geräumig und freundlich in der Fensterbeleuchtung.

Verschiedene Grabmäler angesehener Bewohner der Gegend befinden sich in der Kirche, welche in der ersten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts errichtet worden sind. Ein altdeutsches Gemälde auf Holz und Goldgrund, die Himmelfahrt der h.

Maria vorstellend, scheint nicht ohne Kunstwerth zu seyn. Das Portal der Kirche ist aus Wolkenburger Trachyt, mit vielem Fleiß, gearbeitet; die zehn Fuß langen Schafte der korinthischen Säulen sind jede aus einem Stücke dieser Steinart gefertigt.

Das Pfalz-Bayerische Wappen ziert das Portal, welches in folgendem Chronikon die Jahreszahl 1724 trägt:

ELECTOR. CAROLUS. STABILIT. PORTALE.
PHILIPPVS.
ECCE. MARIAPOLI. IANVA. FIET. EI.

Hoch an der Façade der Kirche befindet sich aus Trachyt gefertigt die lebensgroße Statue der heil. Adelheid; sie trägt eine Kirche auf der Hand; wahrscheinlich diejenige des Stifts Vilich der ältern Zeit.

Der mit der Façade der Kirche gegen den St. Adelheidsplatz und Brunnen in einer Linie stehende Flügel des Klosters hat ein Portal von Stenzelberger Trachyt.

Vom Standpunkt des Eingangs zur Kirche bietet sich in halbstündiger Entfernung zum westlichen Rheinufer die Aussicht nach Bonn, Poppelsdorf und dem Kreuzberg dar, und aus den verschiedenen Flügeln des Klostergebäudes sieht man, ausser dieser freundlichen Aussicht, in weiterer Ferne, Köln, näher Siegburg und die Landschaft längs der Sieg bis zu ihrem Einfluß in den Rhein, so wie eine Viertelstunde von Pützchen die Braunkohlengruben und Alaunhütten auf der Hardt, auch den durch seine wunderschöne Aussicht bekannten Berg Ennert (Foveaux's Häuschen), dann den Finkenberg, wovon ersterer oft die Bewohner des nachbarlichen Bonn's zu ländlichem Ausfluge einladet. Es ist einer der ausgezeichnetsten Punkte rheinischer Aussichten.

Außer den Schönheiten der Landschaften auf dem östlichen und westlichen Rheinufer in der Umgebung von Bonn und Siegburg und dem Siebengebirge, worauf das Auge wohlgefällig zu weilen nicht mü-

de wird, erblickt man von hier aus das Gebirge um den Laacherſee gegen Süden, und gegen Norden das ehrwürdige Köln, Bensberg und einzelne weitere Punkte in noch größerer Entfernung, ſo, daß eine Erſtreckung von etwa 18 bis 20 Stunden zum Bereich dieſer herrlichen Gebirgsausſicht gehört, welche ſich in die unüberſehbare niederrheiniſche Ebene verliert.

In Folge der für das deutſche Reich ſo unglücklichen Ereigniſſe des franzöſiſchen Kriegs in den 1790r Jahren und dem §. 35 des Reichsdeputationsſchluſſes vom 25. Februar 1803, welcher allen deutſchen Fürſten das Recht zur Säculariſirung der geiſtlichen Ordens-Corporationen ohne Unterſchied, ſowohl in ihren eigenen Staaten als in den zur Entſchädigung erhaltenen Landestheilen verlieh, wurde das Carmeliter-Kloſter zu Pützchen im J. 1804 von Kur-Pfalz-Bayern aufgelöſt.

Das zu dem Kloſter gehörige Eigenthum beſtand nur aus den, in den Ringmauern liegenden Wein-, Gemüs-, Obſt- und Grasgärten von 10 kölniſchen Morgen und wenigen Morgen Ackerland, Buſch und Wieſen außerhalb der Kloſtermauern.

Im Jahr 1814 ward das Kloſter, welches im Innern große Herſtellungen verlangte, vom bergiſchen General-Gouvernement auf 20 ſtete Jahre verpachtet und vor deren Ablauf 1825 dem jezigen Eigenthümer von den Königlichen Domainen käuflich überlaſſen, während die Kirche und Kapelle Eigenthum der K. Domainen blieb, jedoch der Gemeinde zum Gottesdienſt ferner eingeräumt, und von der K. Regierung im Inneren auf eine gefällig in's Auge fallende Weiſe renovirt wurde. Gleichzeitig räumte die K. Regierung einem Geiſtlichen, welcher als Caplan der hieſigen Andacht und dem Kirchendienſt vorſteht, im Dorfe bei der Kirche, Kapelle und dem St. Adelheids-Brunnen eine Wohnung ein.

In der Kirche ist täglich Gottesdienst, und an Sonn- und Feiertagen füllt sich diese fortwährend durch den Besuch der Pfarrgenossen nachbarschaftlicher Gemeinden, wodurch die Anhänglichkeit für eine Stiftung der Vorzeit, welche bei dem St. Adelheids-Brunnen sich im Volk von Geschlecht zu Geschlecht erhielt, sich auf das Lebhafteste ausspricht.

Der zufällige Umstand, daß der zeitige Kaplan, Herr Marcus Monheim, der in seiner Vaterstadt Köln in den Carmeliter-Orden aufgenommen, und in den Kriegsjahren auf unbestimmte Zeit in das hiesige Kloster versetzt worden war, und das einzige noch lebende Ordensmitglied des aufgehobenen hiesigen Carmeliterklosters ist, mit ganzer Seele an seiner ehemaligen Ordenskirche hängt, und mit einem im Volk allgemein anerkannten löblichen Eifer dem Gottesdienst hier vorstehet, trägt noch Vieles dazu bei, die erwähnte Anhänglichkeit für die hiesige Kirche zu erhalten und zu erhöhen.

Eine kurze Schilderung des hiesigen Jahrmarkts am Sonntage nach St. Maria-Geburt dürfte hier um so weniger an unrechter Stelle stehen, als dieser Jahrmarkt seit undenklichen Zeiten in den Rheinlanden zu den besuchtesten gehört, und man darf wohl sagen, daß ein so großes volksthümliches Treiben im Verkehr nirgends sonst in Deutschland — außer den Messen — anzutreffen sein werde.

Das Entstehen des Pützchens-Markts auf St. Maria-Geburt am 8. September, schreibt sich von der an diesem Tage stattgefundenen besonders feierlichen Andacht her, zu welcher Pilger aus weiter Ferne herströmten, die Stiftskirche in Vilich und das muthmaßliche Grab der St. Adelheid besuchten und schon am Vorabend sich in solcher Menge hier einfanden, daß die Kirche, Speicher und Kreuzgänge des Klosters sie über Nacht kaum fassen konnten. Von der frommen Menge sieht man alsdann stets den St. Adelheids-Brunnen umlagert, um das Heilwasser

zu schöpfen, welches nach erfolgter Weihung mit zur Heimath genommen wird.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte das Dörfchen Pützchen nur einige Häuser von Krämern und Wirthen, die sich von der Pilgerfahrt zu ernähren suchten. Wie nun die Volksmenge an diesem Tage immer bedeutender anwuchs, so entstand der Jahrmarkt, der dann gewöhnlich zwei Tage, den 8. uud 9. September, fortwährte.

Schon in der Mitte des verflossenen 18. Jahrhunderts und früher besuchte der an den Freuden seines Volks so gerne theilnehmende Churfürst Clemens August öfter den Pützchens-Markt, und so wie er auf einer zu Poppelsdorf veranlaßten kleinen Messe die ansehnlichsten Einkäufe zu machen pflegte, um die Verkäufer aufzumuntern, so setzte er einmal am Pützchen auf eine komische Weise die Töpferwaarenkrämerinnen in einen unerwartet schnellen Verkauf ihrer Waare. Der geliebte Fürst, für dessen Postzug der Weg vor dem Kloster breiter wie gewöhnlich gelassen war, ließ anstatt zum Kloster vorzufahren, gleichsam als ob es zufällig geschehen, auf die hier ausgebreiteten Töpferwaaren ausfahren. So richtete sein Wagen eine große Zerstörung und ein lautes Geprassel unter dieser zerbrechlichen Waare an, und die Verkäuferinnen, die sich auf einmal durch den scheinbaren Verlust ihrer Waare in Verzweiflung versetzt sahen, erhoben ein allgemeines Zetergeschrey und Schimpfen und gingen den Kurfürsten in den härtesten Worten an, welcher jemehr die Weiber ihn schimpften, destomehr sich über diesen komischen Auftritt belustigte. Doch wie bald verwandelte sich der allgemeines Aufsehen erregende Unwille in die freudigste Ueberraschung, als der joviale Baierfürst seine reiche Goldbörse den erzürnten Weibern hinwarf und so großmüthige Entschädigung leistete, gutmüthig die

Unbilden belachend, welche ihm von den Marktweibern in vollem Maaß zu Theil geworden waren.

Bis zum Jahr 1806 wurde der Markt, längs der Straße nach Küdinghoven, Obercassel ꝛc. gehalten, also oberhalb des St. Adelheids-Brunnens; seit der Zeit aber verlegte man selbigen unter das Dörfchen auf dem Wege nach dem nachbarlichen Dörfchen Bechlinghoven. Seit einigen Jahren wird der Mark anstatt auf den Tag von St. Maria-Geburt, am 2. Sonntag im Monat September gehalten, weil durch höhere Bestimmung jenes Fest am vorbemerkten Tage gefeiert werden soll.

Die Marktbuden nehmen auf der Straße vor der Kirche durch das Dörfchen gegen Bechlinghoven eine Straße in grader Richtung ein, zu deren beiden Seiten eine Menge Wirthszelte und große Buden für Sehenswürdigkeiten aller Art, wie man sie gewöhnlich auf Messen findet, sich anreihen. Der ansehnliche Leinwandmarkt und die Verkäufer von aller Art landwirthschaftlicher Geräthe haben hier im weiten Umfang ihre zum Verkauf ausgebotenen Waaren ausgestellt. Der Viehmarkt findet in einiger Entfernung von dem Zeltenlager Statt. Eine Menge Garküchen reihen sich ferner an, und bedienen sich zum Kochen meist in die Erde eingegrabener Heerde. Diese Restaurationen bieten Speisen und Getränke für alle Stände dar; man kann hier so gut wie in einem städtischen Gasthofe à la carte speisen und große Gesellschaften sieht man sich hierzu vereinigen, während der schlichte Landmann in einem Wirthszelt seine einfache Kost und sein wohlfeiles Getränk nach Gefallen verzehrt, und so die verschiedenen Stände dieser großen volksthümlichen Unterhaltung, jeder auf seine Weise, sich gütlich thun, und ihre ungetrübte Freude zu erkennen geben.

Schon mehrere Tage vor dem Markt zimmert und hämmert man an den großen Buden und es beginnt Alles im Dörfchen für die zu erwartenden

Gäste sich einzurichten, wobei jeder ungefähr aus Erfahrung weiß, wie viel Menschen sein Haus zur Schlafstätte aufnehmen kann; das Strohlager steht zu einem mäßigen Preis der Gesellschaft, wie sie der Zufall zusammen bringt, zu Dienst. Komische Auftritte fehlen dabei nicht, z. B. der Hauswirth giebt gegen Zahlung den Einlaß, zuweilen aber kehrt der Gast zurück, dem das Unterkommen zu gedrängt scheint, verlangt sein Schlafgeld zurück, vorgebend, daß kein Platz mehr vorhanden wäre; damit aber erklärt sich oft der Hauswirth nicht einverstanden; schon seit seinem Besten- (Groß-) Vater, wie er sagt, faßt das Haus 60 oder 80 Menschen, und mehr habe er nicht eingelassen. Das Haus ist hier also wie ein auf den Inhalt geaichtes Gefäß zu betrachten, und wem dieses nicht recht ist, der muß die Nacht im Bivouac oder in der Kirche zubringen, die besonders auch am Vorabend des ersten Markttages sich mit Pilgern anfüllt, welche die ganze Nacht über ihre frommen Gesänge wiederhallen lassen, und abwechselnd sich dem Schlaf überlassen, während die Kirche beleuchtet ist.

Wir erinnern uns hier aus den Räubergeschichten der niederrheinischen Banden wie seltsam der berüchtigte Anführer Fetzer sich hier angeführt sah. Es hatte derselbe sich unter die Pilger in die Kirche geschlichen, und einer schlafenden Frau einen schweren Korb entwendet, welchen er auf dem St. Adelheidsplatz öffnete, um sich mit seiner Beute näher bekannt zu machen. Doch wie sehr sah er sich getäuscht, als ein Kind aus dem aufgedeckten Korbe laut aufschrie. Als Fetzer bei einer spätern Untersuchung dieses selbst erzählte, fragte ihn der Untersuchungsrichter, was aus dem Kinde geworden? worauf derselbe entgegnete, daß er davon gegangen, ohne sich weiter darnach umzusehen, wie die besorgte Mutter wieder zu ihrem lebendigen Eigenthum gekommen wäre.

Bei der damals auf dem Lande, so wie in kleinen Städten überall sorglosen Polizei verweilte oft die Fetzersche Bande auch am Pützchen, und Weiland der alte Dorf-Barbier — Pauls Hannes genannt, — rühmte sich zuweilen, wie er den Köpfen oft den Bart abgenommen, die später in Köln und Aachen dem Messer der Guillotine anheim fielen.

Mit dem frühesten Morgen des ersten Markttag's — jetzt den 2. Sonntag im Monat September — sind die fünf verschiedenen Wege nach Pützchen stets mit einer wogenden Volksmenge bedeckt, welche rasch gegen den Gnadenort und seine unterhaltende und geschäftige Umgebung einherschreitet. Es sind dieses die Wege von Bonn und dem gegenüber liegenden Beuel, von Vilich und der untern Sieggegend, von Siegburg, Hennef, Ueckerath und dem hinterliegenden Gebirge, dem Siegkreis bis zum Siebengebirge und dem Wiedischen am Wiedbachthal, u. s. w. dann die Straße von Königswinter, Linz und andern Rheinorten.

Die fliegende Brücke von Bonn nach Beuel ist an diesem Tage stets mit Menschen, Wagen und Pferden bedeckt; man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß vor Mittag sich hier schon mindestens 20,000 Menschen versammelt finden, und wie nun viele nach Besuch der Kirche ꝛc. und ihren Einkäufen abgehen, so sieht man dagegen wieder andere aus entferntern Gegenden ankommen, so daß die Wege nicht aufhören von Menschen bedeckt zu seyn. Bei einer solchen Volksmenge ist das Durchkommen selbst auf den Hauptwegen zwischen den Buden nur mit Anstrengung, in dem wogenden Hin- und Herströmen, zu bewirken. Oft muß man sich wie das Fahrzeug ohne Ruder, dem Volksgedränge und seiner gewaltsamen Strömung überlassen; befindet man sich in Gesellschaft, so ist es nicht selten davon getrennt zu werden, und hat man sich kein Rendez-vous zur Wiedervereinigung gegeben, so

mag man, wenn der Zufall nicht will, Stundenlang in dem Labyrinth einer wogenden Volksmasse umherirren, ehe man sich wieder zusammenfindet.

Beginnt aber der Gottesdienst oder endigt sich solcher, so ist der Weg zu und von der Kirche so gefüllt mit Menschen, daß man diese wogende Menge vorüberziehen lassen muß, ehe in einer entgegengesetzten Richtung an ein Durchkommen zu denken ist.

Auf einen Blick stellt sich selbst auf der Frankfurter Messe z. B. am Maynufer oder dem Römerberg, dem Auge nicht so viel Volk dar, als hier, wenn man einen Standpunkt wählt, von wo man das ganze Feldlager — wie wir's nennen möchten — übersehen kann. Denke man sich nun hinzu die von allen Seiten aus den Dorfschenken, Wirthszelten und vielen Buden, erschallende Musik, die sich überall ankündigende Freude und Tanzbelustigung, so kann man sich den ersten Eindruck vorstellen, den es auf den Ankommenden macht, wenn er die sonst so einsame Gegend plötzlich in das rauschendste Gewühl versetzt findet. Bei trockener Jahreszeit gehört der feine Staub, der sich vom Boden erhebet, zur Kehrseite des Vergnügens einer solchen Wanderung, so wie freilich bei Regenwitterung die kothigen Wege eine noch unangenehmere Beschwerde hier veranlassen, da an Benutzung von Regenschirmen nicht zu denken ist, wo man alle Noth hat, zumal bei dem Zudrang nach dem Obdach darbietenden Dorfe, sich nur durchzupressen. Von dem Geschäftsverkehr kann man sich aber einen flüchtigen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß Verkäufer aus fünf Regierungs-Bezirken sich einfinden, und insgemein 1000 bis 1200 Marktscheine gelöst werden. Es sind selbst Jahre vorgekommen, wo die Anzahl bis auf 1400 stieg.

Die Buden, welche durch hoch flatternde bunte Fahnen, ausgehängte Abbildungen und marktschreierische Beschreibungen die Sehenswürdigkeiten man-

cher Art verkünden, bieten, schon von der Außenseite angesehen, belustigende Auftritte dar.

Im umstehenden Volk stellt sich des Komischen nicht wenig dar, wenn es sich an den derben Späßen der Bajazzo's erfreut, welche im abentheuerlichsten Anzug unter schmetterndem Trompetenschall sich einander im Witz zu überbieten und zu überschreien streben, um sich wechselseitig Rang und Zuspruch streitig zu machen. Auch die mitunter eleganten Corousselś, locken die Landleute an, und fröhlich sieht man die jungen Bursche, sonst gewohnt den muthigen Hengst zu tummeln, die Holzpferdchen besteigen, und im Kreislauf die Ringe abstechen, um, wenn's Glück wohl will, noch einige Male gratis die Bahn zu umkreisen.

Alles dieses anzusehen in der muntern Volksmenge ist schon ein eigener Genuß, der durch die verschiedenartigsten komischen Situationen fortwährend neu belebt wird.

In dem Volksgedränge mag jedoch jeder seine Taschen und besonders die Uhren in sorgfältige Obhut nehmen; denn Taschendiebe und Glücksritter jeder Art lauern auf den günstigen Augenblick, eine Beute zu erhaschen, veranlassen selbst nicht selten ein künstliches Gedränge, um desto sicherer den ausersehenen Coup auszuführen. Doch wehe dem, der als Schüler im Diebshandwerk hier einen Mißgriff macht; eben so schnell erfaßt dann die kräftige Faust eines rüstigen Landmanns den Verwegenen auf frischer That, der nun von Glück sagen kann, wenn er schnell zur polizeilichen Haft gebracht wird, und so einer prompten und fühlbaren Justiz von Seiten der Umstehenden glücklich entgeht.

Doch außer diesen Taschenspieler-Kunstgriffen ist es zu bewundern, wie die Ordnung und Eintracht bei diesem Volksgedränge sich gleichsam von selbst aufrecht erhält und handhabt, was we-

sentlich dem Umstand zuzuschreiben seyn mag, daß diese Aufrechthaltung gleichsam im Interesse Aller liegt, und jede Störung als gemeinschädlich für die Freuden des Tages betrachtet wird. Jedenfalls zeugt dieses für den gutmüthigen Charakter des Volks, — denn die im Uebermaaß mitunter genossenen geistigen Getränke, müßten sonst, sollte man sagen, häufigere Raufereien und Unregelmäßigkeiten herbeiführen, welche bei solchen Volksmassen von den blutigsten Folgen seyn möchten. So etwas kommt jedoch sowohl bei Tag als bei Nacht, im Verhältniß der Menschenmenge äußerst selten vor; einzelne Betrunkene werden zur Ruhe verwiesen, wenn sie Störungen veranlassen, und es wird überhaupt die Ordnung in jeder Beziehung auf die löblichste Weise gehandhabt, und doch besteht die dem Hrn. Bürgermeister hierbei zur Seite stehende starke Hand nur aus einem Polizeisergeanten, zwei Gensdarmen und einer Wache von 16 bewaffneten Landleuten. 3)

So wie nun bei Herannahung des Abends sich die Volksmenge größtentheils zu verlieren pflegt, so beginnt dagegen nun an nachbarschaftlichen Orten, besonders in Beuel für die nachhausekehrenden Gesellschaften der nahen Stadt Bonn die Einladung zu neuer Freude und Unterhaltung in den verschiedenen Tanzsälen der Gastwirthschaften am Rhein. Es wird hier eingekehrt, und in gutgewählter Gesellschaft der Abend oder noch ein Theil der Nacht zugebracht, wozu die über Nacht fahrende fliegende Brücke erleichternde Gelegenheit giebt. Die einbrechende Nacht stellt aber am Pützchen ein neues überraschend in's Auge fallendes Schauspiel dar; man sieht alle Buden beleuchtet, und dieses sowohl als die überall brennenden Feuer dieses gro-

3) Dem Herrn Bürgermeister Pfingsten in Vilich gebührt im Allgemeinen besondere Anerkennung für seine vielseitigen und erfolgvollen Bestrebungen zur Förderung des großartigen Jahrmarkts. D. H.

ßen Bivouacs vergegenwärtigen ein Feldlager in allen seinen Eigenthümlichkeiten. Durchwandert man dieses, so begegnet das Auge überall frohen Zechern, die in den Wirthszelten hausen und schmausen. Die Musik ladet hier und im Dörfchen zum Tanz ein, und an Schlaf wird nicht gedacht.

Den folgenden Tag und die diesem folgende Nacht geht's am Pützchen und in den nachbarschaftlichen Orten auf dieselbe Weise zu, nur daß der Besuch zum Markt sich etwas verringert, doch noch immer eine Volksmenge von beiläufig 10 bis 12000 Menschen hier vereinigt hält, wobei die lustwandelnde elegante Welt noch eben so zahlreich als am ersten Tage repräsentirt ist.

Am dritten Tage geht's nun an's Abbrechen der Buden im Allgemeinen, wenn nicht noch einige Künstler die Woche über ihre Stellung behaupten, um eine Nachlese zu versuchen.

Aber noch die ganze Woche hindurch sieht man den Weg zum Gnadenort, besonders von der Straße von Bonn, durch Besuchende belebt, welche Besuche aber nur frommen andächtigen Zwecks sind, der Kirche, dem St. Adelheids-Brunnen und der Kapelle gelten und, wie dieses freilich selbstredend, vorzugsweise aus dem schönen Geschlecht bestehen.

Manche Flasche St. Adelheids-Wasser wird an diesen Tagen am Brunnen kredenzt, manche auch nach vorheriger Weihung mit nach Hause genommen, um in vorkommenden Fällen das kranke Auge zu laben. Ueberhaupt aber ist das Wasser, zumal bei trockener Jahreszeit für den häufigen Gebrauch der vielen Kochwirthschaften und für Menschen und Vieh, schwer in gehöriger Menge zusammen zu bringen, und eine Umlagerung des Brunnens die nothwendige Folge.

Der Sonntag nach dem Markt ist hier Beschluß der St. Adelheids-Andacht. Am Nachmittag versammelt sich das Volk in großer Menge in der

Kirche, welche Alle nicht fassen kann, und in feierlicher Prozession erfolgt der Umgang um den St. Adelheids-Brunnen. Nach dem Segen ist dann der Gottesdienst beendigt. Tanzbelustigungen am Pützchen und den Nachbarorten beschließen den Tag.

Hiermit wäre also der Versuch einer Skizze der Merkwürdigkeiten am St. Adelheids-Brunnen und des hier stattfindenden großen Jahrmarkts für diejenigen entworfen, welche sich diesen noch nicht angesehen haben, und welche es nicht gereuen möchte, an Ort und Stelle sich den Genuß der Anschauung eines Festes zu verschaffen, das in unserer schönen Rheingegend so volksthümlich begangen wird, und mit der Erinnerung an eine ehrwürdige Vergangenheit von acht verflossenen Jahrhunderten verpaaret gehet. Ist's doch schon an und für sich bei einem so weit gemessenen Zeitraum merkwürdig, daß dasjenige, was dem Volke der Vorzeit ehrwürdig und theuer war, es auch den Nachkömmlingen geblieben ist!

Wer erblickt hierin nicht den vorwaltenden Charakter-Zug des deutschen Volkes, den Stiftungen seiner Vorfahren gern diejenige Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit zu widmen, welche uns bei jedem Denkmale der Vorzeit so bewundernd ergreift.

## VII.

## Ein Wollmarkt in Köln,

### als Förderungsmittel der rheinischen Schafzucht betrachtet.

Vom Herrn Gutsbesitzer Simons auf Haus Vogelsang bei Köln.

(Vorgetragen in der General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Vereins am 7. März 1835.) [1])

Die Schafzucht ist kein unwichtiger Gegenstand der ländlichen Industrie in der Rheinprovinz, wie

1) Es war für den Theilnehmer eine angenehme Erscheinung, wie sich das rege Interesse für den Zweck

vielleicht Manche, bei der in einigen Gegenden weit fortgeschrittenen Theilung des Bodens, zu glauben versucht seyn möchten. Nach einer Berechnung, wozu die Daten aus der rheinischen Statistik entnommen sind, fallen

a) im Reg. Bez. Coblenz auf 1,202,707 Morgen Acker, Wiesen, Weiden, Wild- und Schiffelland, mit Ausschluß der Waldungen u. Oeden, 169,140 Stück Schafe, mithin auf je 7 1/10 Magd. Morgen 1 Schaf;

bei dieser General-Versammlung, wozu die Lese- und Erholungs-Gesellschaft zu Bonn ihr neu erbautes Lokal mit zuvorkommender Gefälligkeit eingeräumt hatte, sowohl durch die große Zahl der versammelten Mitglieder, als durch viele lehrreiche Vorträge und Besprechungen, bethätigte. Bei solchem fortgesetzten Streben — welches von dem lobenswerthen Eifer des Herrn Präsidenten, Freiherrn von Carnap, dem trefflich zusammengesetzten Vorstande, und von zahlreichen mit gleicher Thätigkeit arbeitenden Mitgliedern mit Recht erwartet werden kann — darf sich die Provinz zuversichtlich die besten Früchte von dem Vereine versprechen. Es fehlte derselben auch wohl früher nicht an wackern Elementen zur rationellen Bearbeitung der Landwirthschaft und verwandter Zweige der Industrie, aber wohl mangelte ein gemeinsames Organ dafür, durch welches die Erfahrungen und Ideen zum Austausche gelangten und die Anregung durch vorgeführte Beispeile gefördert werden konnte. Nach dem Vorgange mehrerer anderer Provinzen unseres Staates und des Auslandes, erreicht nun aber der Verein auch diese Zwecke in eben so angenehmer, als leicht zugänglicher Form. — Von den Verhandlungen jener General-Versammlung sind uns mehrere von den Herren Verfassern, im Vertrauen auf die Gemeinnützigkeit und Verbreitung der Prov. Bl., für dieselben gütigst mitgetheilt worden. Das vorliegende Heft enthält davon so viel, sein noch übriger Raum fassen konnte; das folgende wird fernere Ausbeute aus gleicher Quelle darbieten. Unsern besten Dank dafür den Herren Verfassern. D. H.

b) im Reg. Bez. Trier auf 1,374,725 Morgen derselben Grundgüter 207,786 Stück Schafe, mithin auf je 6⁷⁄₁₀ Morgen ein Schaf;

c) im Reg. Bez. Aachen auf 892,043 Morgen Grundgüter derselben Qualität 135,706 Stück Schafe, mithin auf je 6⁵⁄₁₀ M. ein Schaf;

d) im Reg. Bez. Köln auf 899,084 Morg. Grundgüter gleicher Natur 64,915 Stück Schafe, mithin auf je 12⁴⁄₁₀ Morg. ein Schaf, und endlich

e) im Reg. Bez. Düsseldorf, wo eines Theils die Bodenparzellirung am weitesten vorwärts geschritten ist, andern Theils auch die vielen üppigen Niederungsweiden meistens durch Rindvieh benutzt werden, fallen auf 1,246,612 Morgen Acker, Wiesen und Weiden 79,231 Stück Schafe, mithin auf je 16⁴⁄₁₀ M. ein Schaf.

Demnach zählen wir in der ganzen Provinz auf 5,615,271 M. Morgen der sub a) bezeichneten Grundgüter 656,778 Stück Schafe. Wir glauben aber bei Annahme der runden Zahl 700,000 Stück unbedenklich der Wahrheit um Vieles näher zu rücken; denn ohnerachtet der großen Mortalität in den Jahren 1831, 32 u. 33 haben die Herden in manchen Reg. Bez. sich bedeutend vermehrt, und bei der allgemeinen Furcht, daß die Größe des Viehstandes auf die Ansätze der Klassensteuerquoten influiren möge, ist die Stückzahl bei dem schwer zu kontrollirenden Schafbestand durchgängig zu niedrig angegeben worden. Jene 700,000 Stück Schafe liefern zu 3 Pf. Wolle p. Stück (wobei ein etwaiger Ausfall bei den Schafmüttern, durch die nicht veranschlagte Wolle der Lämmer gedeckt wird) jährlich ein Wollquantum von 2,100,000 Pf., die nach den letztjährigen Preisen im Durchschnitt zu 12 Sg. abgeschätzt, das beträchtliche Einkommen von 840,000 Thl. gewähren. Hiebei bleibt noch der Umstand zu erwägen, daß der, in den reichen Fruchtgegenden

des Jülicher- und Kölnischen Landes einzig auf den Getreidebau angewiesene, Benutzer größerer Güter in dem Erlös aus Schafen und Wolle eine Stütze für seine Wirthschaft findet, deren sie bei dem gegenwärtigen, außer allem Verhältniß zum Produktionspreise stehenden, Kaufwerth der Cerealien, in dieser drückenden Krisis, so sehr bedarf, und wohl mag es dringend an der Zeit seyn, daß die Staatsverwaltung dem durch viele Unfälle heimgesuchten [2]), trostlosen Landwirth die hülfreiche Hand entgegen bietet. Fabriken und Handel erfreuen sich im Preuß. Staate des bevorzugten Schutzes und der kräftigsten Unterstützung; nur die Landwirthschaft liegt, sich selbst überlassen, verwahrlost darnieder. Auch sie verdient wahrlich eine bessere Würdigung. Der Karakter des ackerbautreibenden Staates ist nicht Reichthum, aber auch nicht Elend, sondern Wohlstand bei wohlgeordneten öffentlichen Einrichtungen und zu diesen rechnen wir für die Provinz die Errichtung eines Wollmarktes in Köln.

Für beide Interessenten, den Fabrikanten wie den Produzenten, erscheint ein Wollmarkt von durchgreifendem Vortheile. Der Fabrikant, wenn vordersamst auch nur solcher, die hiesige Wolle verarbeitet, ist der Mühe überhoben, mit großem Zeitverluste bei den Oekonomen die Runde zu machen; er findet auf dem Markte die Produkte in Auswahl zusammen; er kann dort mit dem Züchter über Fehler der Wolle und deren Abhülfe berathen, und dadurch dem Staate, sich und dem Landwirth zugleich nützlich werden. Der Schäfereibesitzer trifft dagegen unter den Käufern mehr Konkurrenz; diese giebt ihm die Ueberzeugung, daß die Waare nach

2) Wir meinen hier den, in den Ebenen der Provinz weit verbreiteten verderblichen Mäusefraß im verwichenen Herbste; den dadurch herbei geführten Futtermangel und den durchgängig schlechten Stand des Wintergetreides u. s. w.

ihrer innern Güte und den jedesmaligen Handelskonjunkturen den wahren Werth erreicht hat und er nicht mehr der Habsucht und oft der Prellerei einzelner kleiner Zwischenkäufer Preis gegeben ist. *) Eigennutz und Ehrgeiz, diese mächtigen Triebfedern der menschlichen Handlungen, gewinnen auf dem Markte freieres Spiel und wirken wohlthätig zur Aufhülfe der Schafzucht. Der auf dem zahlreich besuchten Markte leicht verbreitete Ruf die beste Qualität unter den einheimischen Sorten zu besitzen, befriedigt neben den hohen Preisen das Selbstgefühl des Züchters, und erzeugt oder vermehrt die Liebe und Sorgfalt für seine Herde. Nicht gerne mag ein Verkäufer gegen seinen Nachbar mit geringeren Wollsorten zurückstehen und mit niedrigeren Preisen vorlieb nehmen; jeder Groschen, welcher der Eine für's Pfund Wolle mehr erhält, wird für den Andern ein scharfer Sporn zu gleicher Nacheiferung. Und sollte vielleicht manchem unserer Fabrikanten der Wollmarkt weniger erheblich erscheinen, weil die hiesigen Wollen bisher ihren Bedürfnissen und Wünschen weniger entsprachen, als die sächsischen, schlesischen und böhmischen, so dient

3) Wenn auf dem Markte Aussichten zu einem sichern Absatze sich eröffnen, und dort mehr feststehende Preise sich bilden: dann wird auch ein nützlicher Zwischenhandel für jene Besitzer kleinerer Herden, z. B. für die Betheiligten der Bauerherden in der Eifel, erstehen, für die es nicht wirthschaftlich seyn würde, mit unbedeutenden Quantitäten einen entfernten Markt oder Käufer zu suchen. Produzenten und Fabrikanten werden Vortheil davon haben, wenn dieses Gewerbe im Wohlstande steigt. Selbst auf den großen Wollmärkten vermehrt sich die Zahl der Zwischenhändler im Wollfache. Seit dem Jahre 1831 besuchen immer weniger Fabrikanten den Breslauer Markt, hingegen ist die Zahl der Großhändler gestiegen. In Berlin waren auf dem letzten Markte circa 8—10,000 Ztnr. Wolle in zweiter Hand.

dagegen die Bemerkung, daß die Vorzüge jener Sorten nicht in klimatischen und andern örtlichen Verhältnissen gründen, vielmehr einzig als der Erfolg einer bessern, der unsern entgegengesetzten, Behandlung zu betrachten sind. 4) Lasteyrie fand im hohen Norden zu Gronsoe in der Provinz Upland in Schweden eine Herde von Abkömmlingen aus Spanien eingeführter Merinos, welche nach 55 Jahren einem zweiten von dorther bezogenen Transport weder an Schönheit noch an Feinheit nachstanden. Gleichmäßig gute Ernährung der Schafe ist Grundbedingung jeglicher edeln Zucht; unsere Herden leiden jedoch meistens Mangel im Winter. Es entsteht dadurch in der Wolle ein Absatz oder Knick, an welchem das Haar bei der Prüfung des Nagels bricht, und der feinere Kenner weiß aus den einzelnen Wollhaaren den Zeitpunkt zu bezeichnen, in welchem es den Schafen an zureichender Nahrung fehlte. Eine mangelhaft genährte Herde erzeugt eine matte, kraftlose, hungrige Wolle. Die daraus verfertigten Tücher haben weder Sanftheit, Geschmeidigkeit, noch Glanz, und das veranlaßt die nachtheiligen Urtheile unserer Fabrikanten über einheimische Wolle. Nie werden die rheinischen Herden die Nachfrage der zahlreichen Fabriken, weder an Quantität, noch in den hochfeinen Sorten, befriedigen, und fremde Zufuhr stets Bedürfniß blei-

4) Wir sind weit entfernt zu glauben, daß der Kölner Wollmarkt je die Bedeutung gewinnen und sich zum Markte für ganz Europa erheben wird, wie jener zu Breslau und an andern Orten; aber für eine Provinz, die jährlich 21,000 Ztnr. Wolle selbst erzeugt, dabei auf ihrem Gebiete 383 größere Tuchfabriken, 8 Flanellfabriken, 6 Sayettfabriken, 68 Siamoisenfabriken, 15 Wollendecken-Fabriken, 50 Wollhandlungen u. s. w. zählt, scheint ein Wollmarkt wirkliches Bedürfniß zu seyn. Auch die geringeren Sorten finden hier ihre Käufer.

ben. Das kann unsern Landwirthen jedoch gleich gelten, wenn nur ihre Produkte werthvoller gemacht, einen höhern Absatz finden. Steigt der oben angegebene Durchschnittspreis der Wolle durch Veredelung nur um 3 Sgr. p. Pfund, dann hebt sich das Einkommen der Provinz von 840,000 Thl. auf 1,050,000 Thl. und liefert mithin ein jährliches Plus von 210,000 Thl., eine Summe, die, meines Erachtens bedeutend genug ist, um die Aufmerksamkeit der Staatswirthe auf die Förderungsmittel zur Veredelung der Schafzucht hinzulenken.

Köln scheint mir zur Anlage eines Wollmarktes der geeignetste Ort der Provinz. Eine große Stadt, worin bei reichen Bankiers die erforderlichen Geldmittel disponibel liegen, mit den nöthigen Lokalitäten versehen, an einer großen Wasserstraße gelegen; der Sammelpunkt vieler Chausséen befördert ihrer Lage, eine bequeme Zufuhr für Verkäufer, und die Nachbarschaft vieler Fabrikorte verbürgen einen zahlreichen Besuch der Ankäufer. [5])

Die Untersuchung der Frage: ob immer steigende Veredelung unserer Schafe nützlich und bis zu welcher Höhe hin für hiesige Verhältnisse am einträglichsten erscheint? behalten wir einer zweiten Abhandlung zu gelegener Zeit vor. Das wichtigste Förderungsmittel für Feinheit der Wolle und Ausdehnung der Zucht, wenn anhaltend niedrige Cerealienpreise letztern räthlich machen, bleibt immerhin der Wollmarkt. [6]) Dieser Hebel liegt näher und

5) Im Jahre 1834 fanden sich auf dem Wollmarkte in Breslau 19,800 Ztnr. Wolle. Käufer kamen dahin: 193 Großhändler (darunter 42 Engländer), 340 Fabrikanten, und auch noch 3 jüdische Kaufleute aus Oesterreich, 55 aus Schlesien und 199 aus dem Großherzogthum Posen.

6) Der einzige bemerkbare Nachtheil der Wollmärkte soll, nach einer Notiz des Hrn. Moriz Beyer in einer sächsischen ökonom. Zeitschrift darin bestehen: daß die

wirkt weit mächtiger auf das Emporkommen der rheinischen Schafzucht, als die beßte Abhandlung, die von Vielen entweder nicht gelesen, oder doch unberücksichtigt bei Seite geschoben wird.

## VIII.

## Ueber die Verbesserung der rheinischen Pferdezucht.

Ein Vortrag gehalten in der General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Vereins vom 7. März 1835 von dem K. Veterinär-Assessor Herrn Mecke in Koblenz.

Wenn ich den von mir früher gegebenen Versprechen gemäß in der heutigen und folgenden Versammlung über einige Punkte unserer Hausthierzucht Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen mich unterfange, so geschieht dieses, obwohl ich Ihrer Nachsicht versichert seyn kann, dennoch mit einer gewissen Schüchternheit, weil der Gegenstand dieser Vorträge, nicht allein einer sehr mannigfaltigen Beurtheilung fähig ist, sondern weil mir auch die zahlreichen Hindernisse bekannt sind, welche der von mir als nothwendig erkannten Verbesserung unserer Hausthierzucht im Wege stehen. Gelingt es mir indessen, auch Sie, meine hochverehrte Herren, von der Nothwendigkeit der Verbesserung unserer Hausthierzucht zu überzeugen, so wer-

Käufer, das Angebot zur Nachfrage rasch überschlagend, die Preise zu drücken suchten. Wir glauben jedoch auf jene Bemerkung keinen großen Werth legen zu müssen, denn die Märkte erfreuen sich fortwährend eines steigenden Zuspruchs der Schäfereibesitzer. — Nach den Zeitungsberichten ist auf dem letzten Wollmarkte zu Breslau den Engländern jenes Manöver nicht gelungen.

den Sie mir Ihre Unterstützung nicht versagen und dann dürften sich durch vereinte Thätigkeit gar viele jener Hindernisse beseitigen lassen. In dem heutigen Vortrage werde ich mich auf einige Bemerkungen und Wünsche über unsere Pferdezucht beschränken. Sie werden mit mir einverstanden seyn, daß die rheinische Pferdezucht noch immer nicht auf derjenigen Stufe der Cultur sich befindet, welche unsere Landwirthschaft, unsere Industrie und unsere politischen Verhältnisse verlangen; von den Anforderungen des Luxus gänzlich zu schweigen.

Mit der Pferdezucht im eigentlichen Sinne des Wortes beschäftigen sich verhältnißmäßig noch zu wenige Landwirthe und unter diesen Wenigen wieder die Mehrzahl in der Art, daß sie nur ein oder das andere Pferd zunächst für die Zwecke ihrer Wirthschaft anzüchten. Pferdezucht als ein Zweig der landwirthschaftlichen Industrie, um nämlich durch den Verkauf der selbst gezogenen Pferde die darauf verwendeten Naturalien in Geld zu verwandeln und wo möglich noch Gewinn zu machen, ist ganz unbedeutend. Die meisten Landwirthe kaufen ihre Pferde als ein halb-, ein- oder ein und einhalbjährige Füllen und erziehen solche bis zum 3.—4. Jahre, um sie dann zur Arbeit zu verwenden. Die Folgen hiervon sind, daß wir die Mehrzahl der für die Landwirthschaft, für die Schifffahrt, für das Fuhrwesen überhaupt nöthigen Pferde und, weil man bei der eigenen geringen Anzucht nur taugliche Acker- und Fuhrpferde im Auge hat, dieserhalb aber Mannigfaltigkeit, Verbesserung und Veredelung nicht sehr eifrig erstrebt, daß wir, sage ich, die Mehrzahl unserer gewöhnlichen Gebrauchspferde, unsere Militair- und Luxuspferde aber fast ausschließlich aus dem Auslande oder andern Provinzen unseres Staates beziehen müssen. Wenn Sie nun bedenken, meine Herrn, daß wir jährlich einige Tausend Füllen und Pferde aus andern Gegenden und nament-

lich aus dem Auslande kaufen müssen, daß das Bedürfniß der Pferde immer größer wird, sowohl wegen des zunehmenden und Eile erfordernden Verkehres, als auch, weil bei der Vervollkommnung unserer Straßen viele Landwirthe, die sich jetzt noch zum Transporte ihrer Produkte des langsamen Ochsens bedienen müssen, vortheilhafter finden werden, für ihr Fuhrwesen Pferde zu gebrauchen, daß wir also bei einem langsamen Fortschreiten unserer Pferdezucht in Betreff der Anschaffung der Pferde von den Gegenden außerhalb unserer Provinz noch mehr abhängig werden, so wollen Sie mich gern eines weitern Beweises entheben, daß es wirklich zeitgemäß ist, auf Beschleunigung eines ausgedehnteren Betriebes der Pferdezucht Bedacht zu nehmen. Ist aber, höre ich Sie sagen, der jährliche Bedarf von Pferden in unserer Provinz so groß, als ich denselben angegeben und wird derselbe noch stets zunehmen, so werden unsere Landwirthe von selbst darauf kommen, der Pferdezucht eine größere Ausdehnung zu geben, wenn sie anders Vortheil dabei finden. Diese Ihre Meinung theile auch ich und stütze mich hierbei auf die Erfahrung, daß in unserer Provinz seit einigen Jahren ungleich mehr Pferde als früher angezogen werden: allein ich fürchte nur, die Zunahme unserer Pferdeanzucht dürfte ohne besondere Anregungs- und Hülfsmittel zu langsam seyn und ich wünsche auch nur Beschleunigung, weil es wohl zu keiner Zeit wie in der jetzigen, in allen Unternehmungen so sehr darauf ankommt, irgend einen Vorsprung rasch zu gewinnen. Worin es übrigens liegt, daß unsere Pferdezucht bisher keinen höhern Aufschwung erreicht hat, das mag hier wohl eine kurze Andeutung verdienen. Die Kriegsdrangsale und mancherlei politische Verhältnisse früherer Zeiten blieben zwar nicht ohne hemmenden Einfluß, tiefer aber wirkten der ganz veränderte Betrieb unserer Agrikultur und einige allgemein ge-

wordene irrige Meinungen über die Pferdezucht selbst. Durch die steigenden Fruchtpreise wurde die Thätigkeit der Landwirthe hauptsächlich auf die Agrikultur gerichtet, Wald und Weiden dem Pfluge unterthan gemacht, außerdem noch durch die zum Theil große Zersplitterung des Grundbesitzes und die dadurch hervorgerufene mannigfaltige Kultur die Weiden jeder Art und ihre freie Benutzung mehr und mehr eingeschränkt. Während man die Rindviehzucht bei ganzer oder halber Stallfütterung mit Vortheil betreiben lernte, glaubte man nicht, daß dieses Verfahren auf die Pferdezucht anwendbar sey, vielmehr hielt man bei dieser ausgedehnte Weidebezirke unumgänglich nöthig und da man diese entweder nicht mehr haben oder das Land statt als Weide durch Bebauung mit Früchten und Futterkräutern einträglicher machen konnte, gab man die Pferdezucht entweder ganz auf, oder beschränkte sie wenigstens ganz außerordentlich. Man rechnete nach den damaligen Verhältnissen und Ansichten ganz richtig, daß dem Landwirthe die Anzucht der ihm nöthigen Pferde mehr koste, als wenn er solche aus einer Gegend, wo die Pferde wohlfeiler und mit weniger Mühe gezogen werden können, sich ankaufe. Von nun an wurde die Rheinprovinz ein sehr guter Markt für fremde Pferde, und Holland, Brabant, Westphalen und viele andere Gegenden schickten Pferde, die wegen Mangel an Concurrenz oft weit über ihren wahren Werth bezahlt wurden. Als indessen in neuerer Zeit die Bedürfnisse der Landwirthe stiegen und die Produkte nicht mehr so großen Gewinn gaben, hatte man auf Sparsamkeit in allen wirthschaftlichen Verhältnissen zu denken; man scheuete sich oder war oft nicht in der Lage, große Summen für den Ankauf der nöthigen Pferde zu verwenden und dieses, so wie die häufig gemachte Erfahrung, daß fremde ausgewachsene Pferde in unsern Gegenden und bei unserer gewöhnlichen Pflege häufig

nicht gut einschlagen oder durch Krankheiten zu Grunde gehen, machte endlich ein Verfahren allgemein, welches wir noch heute antreffen und welches ich bereits erwähnt habe, daß man nämlich statt ausgewachsener oder alter Pferde häufig Füllen kauft und solche bis zur Zeit der Gebrauchsfähigkeit selbst erzieht. So näherte man sich allmählig der Lösung eines Problems, welches früher als unlöslich galt, nämlich die Pferde auf dem Stalle oder wenigstens ohne besondere, für sie bestimmten, Weiden zu erziehen und es blieb der jetzigen Zeit vorbehalten, den weitern Schritt zur Selbstzucht zu machen. Daß dieser aber bis jetzt noch nicht häufiger gemacht ist, dürfte wohl mehr der starken Herrschaft einer alten Gewohnheit, als sonstigen haltbaren Gründen zuzuschreiben seyn. Nur zu oft erhebt man gegen die eigene Anzucht der Pferde die Behauptung, daß die Stuten durch ihre Trächtigkeit, durch das Säugen, zu viele und zuweilen unangenehme Störungen bei der Arbeit veranlaßten, und daß man dieserhalb, so wie wegen der Gefahren, welche der Stute und dem Füllen droheten, und auch wegen der besonderen Mühe, die man auf die Mutterstute und das Füllen zu verwenden hat, besser thue, sich die Füllen zu kaufen und solche groß zu ziehen. Diese Behauptung zeigt sich aber bei näherer Prüfung wenigstens größtentheils irrig, besonders wenn man von der Forderung absteht, auch der Bauer mit sehr geringem Grundbesitze, solle sich mit Pferdezucht befassen. Sorgt man dafür, daß die Stuten frühzeitig genug zum Hengste gebracht werden, damit die Füllen zu einer Zeit fallen, in welcher die ländlichen Arbeiten nicht sehr dringend sind oder wohl gar ruhen, befolgt man das Verfahren, welches Hr. Rolshofen mit so vielem Glücke ausgeführt hat, giebt man sich die Mühe, Stute und Füllen nach richtigen Grundsätzen zu pflegen, so wird man durch die Pferdezucht nicht allein in seinen Arbeiten wenig

oder gar nicht gestört werden, sondern auch Füllen erziehen, die durch ihre guten Eigenschaften für die darauf verwendete Mühe lohnen und, erwachsen, jedenfals fremden Pferden vorzuziehen sind, sollten diese vielleicht auch einige Thaler weniger kosten. Der Landwirth wird durch die jährliche Zuzucht von Pferden seinen Pferdestand stets in guter Beschaffenheit erhalten und dadurch in den Arbeiten mehr leisten können; er kömmt nicht leicht in die Lage, große Summen für die Anschaffung nöthiger Pferde verwenden zu müssen oder dem Wucherer in die Hände zu fallen, vielmehr wird er zuweilen im Stande seyn, durch den Verkauf eines oder des andern Füllens oder Pferdes sich die Mühe und das verwendete Futter recht gut bezahlt zu machen. Diese Vortheile, welche die eigene Anzucht der Pferde in der Regel gewährt, erwähne ich hier auch noch aus dem Grunde, um Sie, meine Herren, darauf aufmerksam zu machen, daß dieselben von einigen landwirthschaftlichen Rechnern, die durch leidige Zahlen zu Gegnern der Pferdezucht verführt worden sind, gewöhnlich nicht in Anschlag gebracht werden.

Wollen wir uns indessen in der Pferdezucht einen neuen Industriezweig schaffen, wollen wir es dahin bringen, daß unsere Pferde den mannigfaltigen Anforderungen innerhalb und vielleicht auch außerhalb der Provinz entsprechen, einen gewissen Ruf und damit leichten Absatz erhalten; wollen wir es dahin bringen, daß unsere Truppen einen Theil ihrer Remonte bei uns wählen und überhaupt, daß wir durch die Menge und die Vortrefflichkeit unserer Pferde die Vertheidigung unserer Provinz sehr erleichtern können, so ist es nicht genug, daß wir unserer Landespferdezucht eine größere Ausdehnung geben, sondern wir müssen auch auf deren innere Verbesserung und Veredelung Bedacht nehmen. Hierunter verstehe ich aber nicht diejenigen Methoden und Grundsätze, welche man in einem Gestüte

anzuwenden hat, um einen nach unsern dermaligen Begriffen edlen Pferdeschlag zu züchten oder durch Einführung von Pferden einer mehr oder weniger edlen Abstammung einen eigenthümlichen Pferdeschlag zu schaffen. Vielmehr muß ich nach dem heutigen Standpunkte unserer Pferdezucht den Begriff der Verbesserung und Veredelung darauf einschränken, daß wir uns zu bestreben haben, durch zweckmäßige Wahl der Zuchtthiere und durch die Anwendung richtiger Grundsätze in der Erziehung und Pflege der Pferde sie selbst schöner, kräftiger und für einen mannigfaltigen Gebrauch fähiger zu machen. Dieses Ziel liegt uns auch nicht ferne, wenn wir einen Blick auf unsere Pferde werfen. Die Pferde der Ebenen in den Regierungsbezirken Aachen, Köln und Düsseldorf, welche meistens zu dem sogenannten holländischen Schlage gerechnet werden, lassen nicht so sehr in Rücksicht der Größe und Schwere, als in Rücksicht ihrer körperlichen, mitunter fehlerhaften Formen und Eigenschaften, ihrer Schnelligkeit und Energie noch Vieles zu wünschen übrig. Durch die Verbesserung und Veredelung dieses Schlages würden wir tüchtige Acker-, Wagen- und auch solche Pferde gewinnen, die zum Theil als schwere Kutschen- und Gewerbspferde, so wie auch für die Artillerie und schwere Kavallerie geeignet seyn können. — Die Pferde unserer Gebirgsgegenden in den Regierungsbezirken Coblenz, Trier und Aachen, unter einander verwandt und nach einigen geringen Abweichungen als Eifeler, Hunsrücker, Ardennen-Hochwald-Schlag unterschieden, sind zwar wegen ihrer Ausdauer bekannt und geschätzt, allein ihre zuweilen sehr häßlichen Körperformen, ihre Kleinheit beschränken deren Gebrauch auf wenige Zwecke, während diese Pferde, in ihrer körperlichen Form verschönert und zu einem kräftigen Mittelschlag erhoben, nicht allein als gewöhnliche Reit- und leichte Acker-, Wagen- und Gewerbspferde, sondern auch

brauchbar für die leichte Kavallerie befunden werden würden. Es hat nun zwar in der neueren Zeit die Verbesserung und auch die Veredlung unserer Pferde hie und da ihren Anfang genommen, allein es ist doch nicht zu läugnen, daß die Fortschritte derselben sehr geringe und langsam sind und daher möchte ich wünschen, daß unser Verein der Pferdezucht eine ununterbrochene Theilnahme widme. Mag das rheinische Landgestüt eine größere Ausdehnung bekommen, was wohl nicht zu bezweifeln ist, mögen von den angeordneten Schauämtern jährlich immer bessere Hengste angeköhrt werden, und möge hierdurch überall für Zuchthengste von guter Qualität und in hinreichender Zahl gesorgt seyn, so bliebt doch noch Vieles zu thun übrig. Die Masse unserer Landwirthe ist durch die bisherigen Verhältnisse und Gewohnheiten entweder der Pferdezucht entfremdet oder sie treiben solche nach althergebrachter fehlerhafter Weise; es fehlen ihnen Beispiele, Ermunterung, gar häufig die Kenntniß jener Regeln, ohne welche in unserer Provinz, wo die Kunst das ersetzen muß, was man in andern weidenreichen Ländern der Natur überlassen kann, eine gute Pferdezucht nicht möglich ist.

Dieserhalb dürfte unser Verein zum baldigen Gelingen einer bessern Pferdezucht sehr wesentlich mitwirken, wenn derselbe

1) durch Vertheilung von Prämien an diejenigen Landwirthe, welche sich entweder durch den guten Betrieb ihrer eigenen Pferdezucht auszeichnen, oder durch Bekämpfung der in einer Gegend herrschenden Vorurtheile oder durch Einführung zweckmäßiger Methoden in der Erziehung und Pflege der Pferde besonders verdient gemacht haben, Ermunterung und Beispiele hervorrufen wollte;

2) wenn derselbe durch Verbreitung zweckmäßig abgefaßter Schriften, insbesondere aber durch

persönliche Mitwirkung der Vereinsglieder, die fehlerhaften Maximen bei der Pferdezucht auszurotten und die Kenntnisse in der Pferdezucht bei den Landwirthen zu vermehren suchte;

3) wenn derselbe, nachdem durch eine eigene Kommission, bestehend aus mehreren mit unsern Local- und Handelverhältnissen vertrauten Männern, die noch obschwebenden Hindernisse eines leichten und vortheilhaften Absatzes unserer Pferde genau erforscht sind, die geeigneten Schritte zu deren Entfernung thuen wollte, welche Vorschläge hiemit Ihrer weitern geeigneten Prüfung ganz ergebenst zu empfehlen ich mir die Freiheit nehme.

## IX.

## Beobachtungen und Erfahrungen über die Wässerung der Wiesen [1])

Die hohe Vollkommenheit, (heißt es im Monats-Blatt der königl. Märk. ökonom. Gesellschaft zu

1) Es ist notorisch und bedarf keines nähern Beweises, daß wir am Rhein hinsichtlich der Wiesenkultur im Allgemeinen noch weit hinter unsern gewerbfleißigen Nachbaren, den Siegerländern, zurückstehen. Die nachstehenden Beobachtungen aus dem Lande dieser, verdienen also wohl Beherzigung und hoffen dürfen wir, daß ihr besseres Bekanntwerden und ihre Anwendung gute Früchte — d. h. viel und gutes Heu tragen werde. Wo aber die Wiesenkultur angemessen befördert werden soll, muß die Beflößung nicht blos von der richtigen Technik, sondern auch von einer angemessenen gesetzlichen Regulirung unterstützt seyn. Aus diesen Gründen hat schon vor vielen Jahren die Nassau-Oranische Regierung im Fürstenthum Siegen eine Wiesen-Beflößungs-Ordnung einführen lassen, wodurch der Wiesenbau so befördert ist, daß dieses Ländchen in solcher Beziehung als ein vorzügliches Muster dient.

Potsdam) welche der Wiesenbau im Siegen'schen erlangt hat, beschränkt sich nicht allein auf die kunstgerechte Anlage und den sorgfältigen Bau derselben, sondern betrifft auch insbesondere die Wässerung, die als einer der wichtigsten Theile der Wiesenkultur angesehen und nicht selten dem neugierigen Fremdling verborgen gehalten wird. Eigentlich hat ja auch der Bau der Wiese nur den Zweck, die Wässerung ganz nach Willkühr ordnen und regeln zu können, und würde ohnedem nur ein nutzloser Kostenaufwand seyn.

Was diesen Wiesenbau an und für sich betrifft, und ob es überall erforderlich, oder gar nur anräthlich sey, ihn überall mit solcher Pünktlichkeit auszuführen, wie es im Siegerlande geschieht, ist eine Frage, auf deren Erörterung ich mich hier nicht einlassen

Bei dem vierten westphälischen Landtage ist deswegen der Wunsch ausgesprochen worden, daß auch in den angrenzenden gebirgigten Theilen der Provinz Westphalen, wie im Siegenschen, die Beflößung der Wiesen durch eine gesetzliche Bestimmung in der Art erleichtert werde, daß einzelne Contradicenten nicht im Stande sind, durch unbegründeten Widerspruch nützliche Anlagen dieser Art zu verhindern. Der eben erschienene Allerhöchste Landtags-Abschied vom 30. Dec. v. J. für den 4. westphälischen Provinzial-Landtag enthält darüber Folgendes: „Der auf Antrag anderer Provinzial-Stände abgefaßte, die Benutzung der Gewässer betreffende und die Wiesenkultur durch Bewässerung mitumfassende und bereits den Provinzial-Landtagen der Provinzen Brandenburg, Pommern, Preußen und Posen zum Gutachten vorgelegte Gesetz-Entwurf soll dem nächsten westphälischen Landtage zu gleichem Behufe mitgetheilt werden." Es möchte wohl ein beachtungswerther Gegenstand der Prüfung für die Stände in der Rheinprovinz seyn, ob in dieser Beziehung nicht ebenfalls nähere gesetzliche Bestimmungen für diesen Landestheil oder für einzelne Gegenden desselben rathsam zu erachten wären. D. H.

kann. Nur so viel ist gewiß, daß die Wiesen, welche überhaupt ihrer Lage nach einer Bewässerung fähig sind, sowohl mit Flößungs- als auch mit Entwässerungsgräben in solch hinreichendem Maße versehen seyn müssen, daß nirgends stehendes Wasser bleiben und die Wiese mithin versumpfen könne.

Die Aufräumung und Instandsetzung dieser Flößungs- und Entwässerungsgräben ist das Erste, was der sorgsame Landwirth unmittelbar nach dem Schnitte des Grummets besorgt, weil er den überaus großen Werth der Herbstflößung aus der Erfahrung kennt. Er benutzt daher zu dieser Arbeit, wo möglich, schon die Heumacher in der letzten Schur, wo ohnedem gewöhnlich Morgens früh der Boden noch zu naß bethaut ist, um das Heu auszubreiten. Ja nicht selten sieht man den Siegen'schen Landwirth mit den Vorkehrungen zur Herbstflößung so sehr eilen, daß er das geschnittene Grummet so fort auf nahes Ackerfeld schafft, um es dort zu trocknen, um desto früher seiner Wiese Wasser geben zu können.

Bei uns findet fast nirgends eine so zeitige Herbstwässerung Statt, und sehr wahrscheinlich liegt darin ein Hauptgrund, weshalb manche Wiese bei weitem den Heuertrag nicht liefert, der sonst billig davon zu erwarten wäre.

Man macht bei der Bewässerung der Wiesen einen Unterschied zwischen weichem und hartem Wasser [2]) und in manchen Gegenden will man dem Letztern in dieser Beziehung jeden Nutzen absprechen.

2) Man erkennt das weiche und harte Wasser am sichersten und leichtesten durch gewöhnliche Seife, indem jenes damit vermischt oder als Seifenwasser zugeschüttet, eine gleichförmig trübe Flüssigkeit bildet; das harte Wasser aber wie geronnene, käseförmige Flocken erzeugt, welche ihre Bildung der Kohlensäure verdanken.

Dem ist nun aber nicht so, und wenn man auch dem weichen Wasser unbedingt einen sehr großen Vorzug vor dem harten Wasser einräumen muß, so ist dieses doch darum nicht so ganz unbrauchbar und nachtheilig, sondern gewährt, bei richtiger Anwendung, immer noch sehr lohnenden Erfolg.

Wo dem Landwirthe weiches Wasser zu Gebote steht, da kann vom Herbste an bis zum Eintritt des Winters ohne Unterbrechung geflößt werden, indem die Herbstflößung immer die vorzüglichste ist, und dabei niemals etwas verdorben werden kann. Dieses hat seinen Hauptgrund darin, daß einestheils die den ganzen Sommer hindurch verzettelten Düngertheile durch die Herbstfluthen mitgenommen werden, und daß die in dieser Jahreszeit still stehende Vegetation keine Erzeugung anderer, dem Graswuchse nachtheiliger Pflanzengebilde befördert.

In dem Maße, wie man sich dem Winter nähert, muß der Landwirth immer sorgsamer darauf Acht haben, daß kein Eis auf der Wiese gefriert, sondern bei eintretendem Frostwetter dieselbe sogleich trocken legen. Der Nachtheil ist jedesmal im folgenden Jahre sehr augenfällig und bedeutend auf den Stellen, wo das Flößwasser gefroren gewesen war. Noch weit größer ist aber der Schaden am Grase, wenn die Sonne dieses Eis wieder wegscheint. Hierdurch wird jedesmal ein großer Theil der Grasnarbe fortgefressen, und man darf in solchem Falle an diesen Stellen erfahrungsmäßig nur ein Drittel des gewöhnlichen Grasertrages erwarten. Wofern also durch Mangel an gehöriger Aufsicht oder durch einen sonstigen Zufall Eis auf der Wiese gefroren ist, da sorge man vor allen Dingen dafür, daß man es, sobald die Witterung es zuläßt, mit neuem Flößwasser wieder wegwässert. Ist dieses bald geschehen, so wird

man im nächsten Jahre nur wenig Nachtheil davon verspüren.

Treten im Februar milde Regentage ein, wo kein Frost zu befürchten ist, so kann auch nun mit diesem weichen Wasser die Beflößung fortgesetzt werden, daß kein Eis auf der Wiese gefriere.

Bei der Flößung zu Ende März und den April hindurch hat man sorgfältig einen andern Umstand zu beachten. In dieser Jahreszeit kann nämlich nur dann mit Vortheil die Wässerung vorgenommen werden, wenn keine Sonne scheint, nämlich während der Nacht und an dunkeln trüben Tagen. Wird um diese Zeit bei Sonnenschein geflößt, so erzeugt sich alsbald eine grüne Materie (eine Konferve) in dem Wasser, welche die jungen Grasspitzen mit einer sehr verderblichen grünen Haut überzieht, worunter die Grasnarbe vergeht, und man kann in diesem Falle kaum die Hälfte des gewöhnlichen Ertrages erwarten. Was diese Decke durchbricht, ist meistens saures und hartes Gras, und nicht selten ist der bessere Graswuchs für mehrere Jahre verdorben.

Von der letzten Hälfte des Aprils bis gegen Ende Mai muß die Bewässerung ausgesetzt werden, und kann erst dann mit Vortheil wieder beginnen, wenn das Gras so weit herangewachsen ist, daß das Wasser unter den Gräsern durchrieselt und die Spitzen überall über demselben hervorragen. Sobald die Gräser diese Höhe erreicht haben, ist die Wässerung der Wiese wieder überaus vortheilhaft; jedoch muß dabei ebenfalls mit Sorgfalt verfahren, das Wasser nicht zu stark aufgelassen werden, um nicht die schwachen Halme und Blätter niederzureißen, und nur abwechselnd mit Unterbrechungen in der Art, daß man nur 36, höchstens 48 Stunden flößt, darauf aber jedesmal 48 Stunden lang das Wasser wieder abhält.

Dieses sind die Hauptregeln beim Flößen der

Wiesen mit weichem Wasser, welche die fleißigen Bewohner des Siegerlandes aus langjähriger und sorgfältiger Beobachtung geschöpft haben, und die auch sämmtlich in dem Wesen der Vegetation ihren Grund finden. Wenn man auch mit diesem wohlthätigen Wasser nicht so leicht Fehler machen kann, als mit hartem Wasser, so besteht doch in dortiger Gegend das Sprichwort:

„Wer wässert im Hartemond (Januar) und Mai,
Bekommt Wiesen ohne Heu!"

Mit weit größerer Sorgfalt muß der Landwirth zu Werke gehen, wenn ihm zur Bewässerung seiner Wiesen nur hartes Wasser zu Gebote steht, welches aus Gebirgen, Waldungen oder Torfmooren kommt, und in manchen Gegenden will man ihm gar allen Nutzen zu diesem Behufe absprechen. Diesem ist nun zwar nicht so, aber es wird dabei größere Aufmerksamkeit erfordert, und ein veranlaßter Fehler ist nicht so bald wieder gut zu machen.

Bei hartem Wasser kann mit der Flößung nicht zu zeitig im Herbste begonnen werden, und der Landwirth hat deshalb hier um so mehr sein Augenmerk darauf zu richten, so früh als immer möglich die Gräben in Stand zu setzen, und das Wasser aufzulassen. Damit wird nun ununterbrochen fortgefahren bis zum Eintritt des Winters, jedoch ebenfalls Sorge getragen, daß kein Eis auf der Wiese gefriere. Sollte dieses geschehen seyn, so ist der Nachtheil noch größer, als bei der Wässerung mit weichem Wasser, und es muß dabei ganz in derselben Weise verfahren werden, indem man nämlich baldigst sucht, das Eis wieder fortzuflößen, ehe die Sonne es, wie man es nennt, wegscheint.

Darauf muß die Bewässerung gänzlich eingestellt werden bis zum April. Dann aber tritt wieder ein Zeitpunkt ein, wo dieselbe aber-

mals mit Vortheil vorgenommen werden kann; nur muß fortwährend dafür gesorgt werden, daß nur bei Nachtzeit oder an dunkeln Tagen das Wasser aufgelassen wird. Es ist überaus nachtheilig, in diesem Monate bei Sonnenschein zu flößen.

Haben gegen den Ausgang des Monats Mai die Gräser eine solche Höhe erreicht, daß das aufgelassene Wasser nicht mehr bis an deren Spitzen reichen kann, so wird die Bewässerung aufs neue begonnen, und damit etwa bis zum 20. Juni fortgefahren. Dabei ist aber, eben so wie bei der Wässerung mit weichem Wasser gesagt ist, zu verfahren, nämlich: daß das Wasser nur sparsam unter dem Grase fortriesele, und nach jedesmaligem 36 oder 48stündigem Wässern eine eben so lange Pause gemacht werde, wo die Wiese trocken liegt.

Die genaue Beobachtung dieser aus Erfahrung entnommenen und durch langjährige Anwendung vollkommen bewährten Regeln der Siegen'schen Wiesenbauer darf ich unbedingt zur Nachahmung empfehlen.

Außer der schon oben erwähnten Sorge für die Reinigung und Zurichtung der Flößungs- und Entwässerungs-Gräben, welche möglichst bald nach der letzten Schur zu bewerkstelligen sind, giebt es noch zwei Dinge, die Wiesenkultur betreffend, worauf ich glaube, hier aufmerksam machen zu müssen.

Erstens ist die Beweidung der zur Heugewinnung bestimmten Grasländereien ein Gegenstand, der wohl von der Art ist, daß er Beachtung verdient. Wenn schon die Bewässerung der Wiesen während des ersten Wachsthums der Gräser nicht ununterbrochen fortgesetzt werden darf, und man später nur Nachtheil davon sieht, wenn bei der Flößung das Wasser bis über die Spitzen des Grases

reicht; so läßt sich schon vermuthen, wie nachtheilig jede Störung in dieser Periode seyn müsse. Diese Vermuthung bewährt sich namentlich im Siegerlande vollkommen, und man hält ganz allgemein jeden Landwirth daselbst für sehr unklug, welcher im Frühjahre Vieh in die Wiesen treibt. Der Nachtheil ist sehr bedeutend, und man schätzt ihn in der Regel auf ein Fünftel des Ertrages an Heu, so danach weniger gewonnen wird. Die Ursache liegt weit weniger an dem Zertreten der Grasnarbe und der Wässerungsgräben, welche zur Noth wieder herzustellen sind, als an der Störung, welche die jungen Pflanzen in ihrer ersten Entwickelungsperiode durch den Biß und Fußtritt des Weidevieh es erleiden, und welche sehr nachtheilige Rückwirkung auf die Wurzeln hat, die erst um diese Zeit ihre feineren Saugfasern bilden, die der Pflanze die Nahrung zuführen müssen. Wer deßhalb eine Weidenutzung von seinen Wiesen haben will und muß, der nehme sie bloß im Herbste, nicht aber im Frühjahre, und auch dann nicht so lange, daß die Herbstwässerung dadurch über die Gebühr verzögert wird. In den meisten Gegenden des Siegerlandes ist aus dem Grunde die Frühlingshude gänzlich abgestellt, und einstimmiger Tadel trifft denjenigen, der sie dennoch zuläßt.

Ein Anderes ist endlich das in vielen, meistens sonst sehr guten Wiesen ungemeine Ueberhandnehmen des großen Huflattichs (Locken, Tussilago Petasites), welcher manche Flächen in dem Maße überzogen hat, daß kein Grashalm mehr durchzudringen vermag. Hier giebt es, so viel bekannt, bis jetzt nur noch ein Mittel, dieses böse Unkraut zu vertilgen, und zwar dadurch, daß man vom ersten Frühjahre an bis zum Herbste so oft die Blätter abmäht, als sie mit der Sense gefaßt werden können. Ob hier die Pflanze durch die wiederholte Verwundung verblu-

tet, oder ob die hohlen abgeschnittenen Blattstiele, worin das Wasser sich hält, die Fäulniß bis zur Wurzel bringen, oder ob endlich die Pflanze selbst, wenn sie ihres Blattorgans während der Vegetationsperiode beraubt bleibt, ersterben müsse, ist noch nicht ausgemacht; aber der Erfolg ist ganz sicher, und ich habe selbst Wiesen gesehen, die früher vollständig davon überwachsen waren, nun aber, nach einer zweijährigen Behandlung solcher Art auch nicht die mindeste Spur dieser Pflanze mehr sehen ließen. C. v. Bönninghausen.

## X.

## Literatur, Landkarten, Lithographien.

1) Neue Forschungen über die römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier. Von Joh. Hugo Wyttenbach. Nebst einem Anhange, die Ruinen bei Fließem betreffend, von Landrath Hesse in Bitburg. Trier, 1835. b. J. J. Lintz. 102 S. 8. br. 13 Sg.

Es ist sehr erfreulich, einmal wieder nähere Kunde über die römischen Baureste des in dieser Beziehung so merkwürdigen Triers von dem wackern vaterländischen Archäologen Hrn. Wyttenbach, zu erhalten; — es sind die Resultate seiner fortgesetzten Forschungen und Ermittelungen, und sie betreffen gerade die Hauptsachen solcher Art in und bei der alten Stadt. Mehr als anzudeuten, wovon hier die Rede, kann von dem uns hier zu Gebote stehenden beschränkten Raum nicht gefordert werden; es genügt, um die Aufmerksamkeit eines jeden auf die Schrift zu lenken, der nur die Namen der höchst interessanten Gegenstände und den des Verfassers, des erfolgvollsten Alterthumsforschers seiner Stadt, kennt. Die Schrift zerfällt nämlich in folgende Rubriken. Einleitung; die Porta martis, auch Porta nigra im Mittelalter genannt; Reste des unrichtig sogenannten Constantinischen Pallastes (der Verf. sieht darin ein großes Theater für see-

nische Spiele oder für sonstige öffentliche Belustigungen); die Reste der römischen Thermen — Bäder —; die Ueberreste des Amphitheaters; die antiken Reste der Moselbrücke; das Monument zu Igel; Nachtrag: die Ruine bei Fließem, vom Hrn. Landrath Hesse. (Dieser Aufsatz ist aus den rhein. Prov. Bl. 1834 B. III. S. 201 ff., jedoch ohne Anführung derselben, wieder abgedruckt.) Trev.

2) Die letzten zwanzig Jahre am Rhein. Von Zeiler. Frankf. a. M. 1835 b. W. Schäfer. 146 S. 8. br. 21 Sg.

Dieses Werk gehört unter die interessanteren Erscheinungen unserer rheinländischen Literatur. Kenntnisse, Kraft und Lebendigkeit der Darstellung verbinden sich in demselben mit einer Fülle von Phantasie, die dem ganzen Werke einen edeln Geist einathmen, und ihm eine Form geben, deren schönstes Kolorit ein rein religiöser Sinn und eine geläuterte Moral sind. Besonders gilt dies von dem Theile des Werkes, welcher von dem Stufengange der geistigen Entwickelung des Menschen handelt, und in dem viele Originalität herrscht. Aber dennoch dringt sich einem, wenn man das Ganze gelesen, unwillkürlich die Frage auf: Was ist das Ganze? Eine Sittengeschichte der letzten 20 Jahre am Rhein? Nein! Ein Roman? Nein! Was denn? Ich weiß es nicht!

Wir treten mitten in eine Gesellschaft von Menschen, von denen wir nichts wissen, und die wieder verschwinden, ohne sie kennen gelernt zu haben. Was sie sagen, ist sehr wahr, sehr gut; aber wir wollen in einem solchen Werke mehr als philosophische Gedanken, mehr als staatswirthschaftliche Ansichten, mehr als statistische Angaben. Wir wollen, daß unser Herz, unser Gemüth etwas habe: wir wollen keinen Torso, sondern ein vollendetes Ganze, in dem alle einzelnen Strahlen sich in einem Brennpunkte concentriren, der uns das Ganze, sey es durch Worte, sey es durch die Handlung selbst, zum Bewußtseyn bringt. Dieser Anforderung ist nicht entsprochen, desfalls das Ganze als Ganzes verfehlt. Die Seele des Buches ist keine Geschichte der Seele, welche aber der Art ist, daß wir die angedeuteten Mängel gern übersehen, weil sich uns die Ueberzeugung aufdringt, daß sie nur eine schöne Seele zur Quelle haben konnte. J. H. B.

3) Die Bohr-Methode der Chineſen oder das Seilbohren. Gründliche Anweiſung in der Kunſt Bohrlöcher ohne Anwendung der Geſtänge, mit einem an einem Seile hängenden Bohrer niederzuſtoßen. Mit beſonderer Rückſicht auf die Anlegung der arteſiſchen Brunnen, nach eigenen Erfahrungen aufgeſetzt von C. W. Frommann, Premier-Lieutenant im Königl. Preuß. Ingenieur-Korps. Mit drei Steindrucktafeln. Koblenz, 1835. in Comm. b. K. Bädeker. X u. 197 Seiten 8.

Dem Techniker iſt die vorliegende, durchaus praktiſche, klar abgefaßte Schrift über einen Gegenſtand der ſchon mehrmals in unſern Prov. Bl. berührt wurde, eine ſehr willkommene Erſcheinung, auf welche wir um ſo lieber die Aufmerkſamkeit richten, als das Bohren nach chineſiſcher Art, ohne Anwendung des Geſtänges, ſeine erſte Ausführung in Deutſchland in unſerer Provinz erhalten hat. Der Gegenſtand iſt von dem Verf., dem tüchtige, eigene Erfahrungen zur Seite ſtehen, überall gründlich behandelt, und um nicht ungründlich zu werden, dürfen wir es nicht wagen, das Wie näher auszüglich zu erörtern. Wer von der Sache Anwendung machen will, muß die Schrift nothwendig beſitzen, und daher möge es hier genügen, nur noch ganz allgemein aus der Schrift anzuführen, welche große Vortheile das Seilbohren gegen die ältere Bohrmethode gewährt:

1) Die Beſchaffung und Unterhaltung des Bohrapparates verurſacht weniger Koſten.

2) Die Bohrwerkzeuge und das Bohrverfahren werden dadurch vereinfacht; mithin bei der Ausführung viel an Zeit gewonnen und dadurch die Bohrkoſten ſehr ermäßigt.

3) Bei ſehr tiefen Bohrlöchern gebraucht man bei der Anwendung des Geſtänge-Bohrers mehr Arbeiter zu den Bohrarbeiten, als wenn man ſich des Seilbohrers bedient, ohne das man dadurch ein größeres Tagewerk auszuführen im Stande ſey; bei tiefen Bohrlöchern insbeſondere werden daher die ökonomiſchen Vortheile, welche der Seilbohrer gewährt, ſehr groß ſeyn.

4) Die eigne Schwere des Geſtänges wird, bei der durch den Stoß erzeugten Fibration oft die Urſache, daß in ſehr tiefen Bohrlöchern die Bohrſtangen abbrechen; bei dem

Seilbohren ist das Zerbrechen irgend eines Eisentheiles so leicht nicht möglich.

5) Unter Anwendung des Seilbohrers ist es weit leichter die lothrechte Richtung des Bohrloches, beizubehalten, als mit dem Gestänge-Bohrer, vorausgesetzt, daß dasselbe von Anfang auch genau lothrecht angesetzt worden sey. N.

4) Rheinländische landwirthschaftliche und Garten-Zeitung. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren praktischen Oekonomen und Gartenbesitzern v. C. F. Petsch. Neuwied, Fürstl. Wied. Hof-Buch- u. Kunsthandlung. 4. — Vierteljährig franco 13 Sg.

Die Zeitschrift ist bereits im Laufe des vorigen Jahres erschienen. In der äußern Gestalt und in der Größe des Formats hat sie seit diesem Jahre gewonnen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 4 Quartseiten, auch dann und wann werden Beilagen, Steindrücke zugegeben. — Manche gute Erfahrung und viel Originelles aus dem Gebiete der Blumistik, Landschaftsgartenkunst, des Gemüsebaues, der Obstbaumzucht, des Weinbaues und der Landwirthschaft hat sie bereits dargeboten. Der Herausgeber scheint ein großer Freund von kleinen Poesien, Charaden ꝛc. zu seyn. Bei einer Zeitschrift von so bestimmt ausgesprochener Tendenz würde wohl mancher Leser es gerne sehen, daß in Zukunft dergleichen poetische Auswüchse gänzlich weg bleiben und nicht ferner das zur Kultur dargebotene Feld beengen möchten. Wir empfehlen sonst die Zeitschrift gerne und aus guter Ueberzeugung, besonders da sie gerade auf unsere Provinz vorzüglich Rücksicht nimmt.

## XI.

## Miszellen aus der Provinz.

### Industrie und Handel im Reg. Bez. Köln.

Die hiesigen Fabriken haben sich nicht nur in ihrer Betriebsamkeit erhalten, sondern es beabsichtigen sogar mehrere Kaufleute dieselbe durch Anlegung neuer, wie z. B. einer Beinschwärze- und einer Stärkefabrik, zu erweitern.

Es sollen wie verlautet, die Unterhandlungen wegen Anlegung der Eisenbahn von Antwerpen nach Köln wieder

angeknüpft werden. — Im Handel war ziemlich bedeutender Verkehr; die Preise des raffinirten Zuckers und des Getreides sind gestiegen und auch in Wildhäuten hatte ein bedeutender Umschlag Statt. Von letzteren werden noch große Zufuhren erwartet. — Im Wechselhandel waren Papiere auf Amsterdam gesucht und selten; und für den Cours auf Frankfurt und Antwerpen zeigte sich ebenfalls mehr Geld als Papier. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Köln v. M. Febr. 1835).

### Einige Worte über die Zeichnen- und Malerschule des Herrn Katz in Köln.

Im 1. Bande des 2. Jahrganges dieser Blätter heißt es im Berichte über Köln's Kunstinstitute, S. 36: „Die Schule des Herrn Katz genügt dem Dilettanten." Dieses Urtheil bedarf einer Berichtigung. In der seit 28 Jahren blühenden Anstalt des Herrn Katz haben Maler vom ausgezeichnetsten, wie von höchst ehrenvollem Rufe ihre Vorschule, es haben darin Zeichnenlehrer und Lehrerinnen, Baumeister, Lithographen, Kupferstecher, Gold- und Silberarbeiter und andere Künstler, und vorzüglich Professionisten, deren die Anstalt von Anfang an immer sehr viele zu ihren Schülern zählte, die zu ihren besondern Fächern erforderliche volle Ausbildung im Zeichnen und Malen gefunden. Neben dem Herrn Prof. Begas, den Malern Herrn Goblet, Odendall, Fromm, Monte (gegenwärtig in München), Hilgers, Beckers, Gruben, Häke, Söller, Greven und Corbusier (gegenwärtig in Rom), den Architekten Herren Brüdern Leydel, Weyer, Ark, Pesfenhausen, Rodius, Peipers und den Porzellanfabrikanten Cremer und Bruckmann Sohn, ließe sich eine Menge angesehener Männer namhaft machen, welche Schüler dieser Anstalt waren. Von hier bezogen die höher Strebenden die Schulen zu Paris und München und in der jüngsten Zeit die zu Düsseldorf. Wie aber auf Gymnasien, höhern Bürgerschulen und andern öffentlichen Lehranstalten manche Fächer nicht des materiellen, sondern oft blos des formellen Zweckes wegen vorgetragen werden: so sollen auch Kunstschulen nicht blos dazu dienen, Künstler von Profession heranzubilden, sondern auch überhaupt die allgemeine Bildung, den Geschmack, das Kunsturtheil zu fördern. Die Anstalt des Herrn Katz, welche von ihrem ersten Entstehen an bis zum heutigen Tage das vollste Zu-

trauen des kölnischen Publikums besessen, hat sich nun immer einer sehr großen Frequenz auch von Seiten solcher Schüler und Schülerinnen zu erfreuen gehabt, welche lediglich den letztern Zweck verfolgten. Höchst unrichtig werden solche aber mit dem Namen Dilettanten bezeichnet.

Wie sehr Herr Katz als Künstler und Lehrer den Anforderungen an seine Anstalt entspricht, ist längst von dem Publikum und sogar von kompetenten Behörden und Höchsten Ortes anerkannt. Aber erwähnt zu werden verdient es, daß er die Früchte seines Fleißes seinem Bildungszwecke gewidmet und so ein Institut in's Leben gerufen hat, das seines Gleichen unter gleichen Verhältnissen schwerlich findet. Er besitzt eine sehr große Sammlung durchaus klassischer Kupferstiche, welche den Lernenden die Darstellungen der Hauptmeisterwerke der Malerkunst in ihrer Art zu vergegenwärtigen geeignet sind, viele Handzeichnungen und radirte Blätter. Seine Antikensammlung enthält eine Auswahl der schönsten Gypsabgüsse zum Studium und zum Nachzeichnen. Seine im Aus- wie im Inlande bekannte Sammlung von mehr denn 250 Gemälden aus der zur Entwickelung des Geschmacks und des Kunstsinnes am meisten geeigneten italienischen Schule, eine der größten Privatsammlungen in Köln, welche von allen kunstliebenden Fremden besucht wird, dient zur Weckung des schlummernden Talents und jedenfalls zur Belebung des Schönheitssinnes bei der Jugend, welcher die Anschauung dieser Meisterwerke vergönnt ist.

So ist es nun gewiß zu bewundern, daß ein Privatmann einzig durch eigenen Fleiß, ohne alle öffentliche Unterstützung, sein Werk zu dieser Höhe gebracht und so viele Jahre hindurch ein der allgemeinen Bildung so förderliches Institut in stets zunehmendem Flor zu erhalten gewußt hat. Die Anerkennung eines solchen Verdienstes glauben auch wir bei dieser Gelegenheit aussprechen zu müssen.

### Handel und Gewerbe im Reg. Bez. Düsseldorf.

Für die Baumwollenzeug-Webereien ist die früher so drohend sich darstellende Conjunktur glücklich vorüber gegangen; die Jahreszeit hat bis jetzt die Zufuhr der englischen Garne fast ununterbrochen gestattet, und da gegenwärtig schon Bestellungen für Sommerstoffe gemacht werden, so fehlt es auch nicht an Arbeit. — In den Tuchmanufakturen hat die Thätigkeit etwas abgenommen, an-

geblich wegen dem fortdauernd hohen Preise der Wolle.— Dagegen erfreuen sich die Seidenmanufakturen eines lebhaften Geschäftsbetriebes und besonders auf seidene Stoffe gehen viele Bestellungen ein.— Seidene Modeartikel gehen weniger gut und darum ist man da, wo diese hauptsächlich verfertigt werden, mit dem Geschäftsgange nicht so zufrieden; auch haben deshalb eine nicht unbedeutende Anzahl Stühle ausser Betrieb gesetzt werden müssen. — Auf die Fabrikation der Eisen- und Stahlwaaren, äußern die politischen Unruhen in Spanien einen nachtheiligen Einfluß. — Der Kohlenhandel an der Ruhr kann bei der Gelindigkeit des Winters nicht aufleben; die Magazine zu Ruhrort überfüllen sich bei der bedeutenden Förderung mehr und mehr und die Ruhrschifffahrt beschränkt sich fast ausschließlich auf die Versendung von einem Magazine zum andern (Zeit. Bericht der Königl. Reg. zu Düsseldorf vom Monat Januar).

Neue steinerne Brücke zu Barmen.

Im vorigen Monat wurde eine schöne und in jeder Beziehung wohl gelungene steinerne Brücke von 75 Fuß Bogenweite gänzlich vollendet, welche die Stadt Barmen dicht vor Elberfeld am sogenannten Haspel über die Wupper durch den Baumeister Heyden nach dessen Plan hat ausführen lassen. Es ist ein tüchtiges und schönes Werk, was der Gemeinde und dem Baumeister ohne Zweifel ein Ehrendenkmal werden wird. (Dieselbe Quelle).

Denkmal der von Schill'schen Offiziere zu Wesel.

Am 31. März d. J. wird in Wesel eine seltene Festlichkeit stattfinden und zwar sehr elegischer Art. Es wird nämlich an diesem Tage den 11 Offizieren vom Corps des Major von Schill, welche Napoleon im Jahr 1811 zu Wesel erschießen ließ, ein Denkmal gesetzt. Die Gebeine derselben sind wieder ausgegraben und zusammen in einen Sarg gelegt worden; an diesen Ort wird auch das Monument gestellt. Die ganze Armee hat zu dem Denkmale beigetragen und von Seiten des Militairs und der ganzen Bürgerschaft wird eine angemessene Feierlichkeit veranstaltet, wobei viele auswärts stehende Offiziere zugegen seyn werden.

Eine Escadron Uhlanen wird den Zug eröffnen; die Bürgergarde zu Pferde und zu Fuß wird dabei seyn, 11 Kanonen und eine bedeutende Infanteriemasse werden folgen. Man ist mit den Anstalten bereits beschäftigt. (Briefliche Nachrichten vom 12. März d. J.)

## Zusammenstellung aller während des Jahres 1834 im Regierungsbezirk Düsseldorf zur Anzeige gekommenen Vergehen und Verbrechen.

| Nro. | Namen der Kreise. | Selbstmord. | Todtschlag. | Mord. | Kindermord. | Gewaltsamer Einbruch. | Straßenraub. | Diebstahl. | Brandstiftung. | Fleischliche Verbrechen. | Zoll-, Forst- und Wegefrevel. | Körperliche Mißhandlungen | Betrug und Prellerei. | Falschmünzerei und Verbreitung derselben. | Bemerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Düsseldorf . . . | 5 | — | — | 1 | 14 | 4 | 87 | 1 | 1 | 555 | 68 | 4 | — | |
| 2 | Elberfeld . . . . | 2 | — | 1 | 1 | 31 | — | 164 | 2 | 4 | 106 | 150 | 28 | 2 | |
| 3 | Solingen . . . . | 5 | — | 2 | 1 | 8 | — | 56 | 1 | 1 | 4 | 78 | 3 | 9 | |
| 4 | Lennep . . . . | 1 | — | 1 | 1 | 23 | — | 35 | 5 | 1 | 75 | 83 | 5 | 1 | |
| 5 | Duisburg . . . | 4 | — | — | 1 | 20 | 1 | 98 | — | 3 | 41 | 19 | 3 | 1 | |
| 6 | Rees . . . . . | 2 | 1 | — | 1 | 4 | 1 | 45 | — | — | 7 | 2 | — | — | |
| 7 | Cleve . . . . . | 1 | 1 | — | — | — | 2 | 35 | 1 | — | 467 | 41 | 2 | 1 | |
| 8 | Geldern . . . . | 2 | — | 1 | — | 10 | — | 6 | 1 | 2 | 13 | 11 | — | — | |
| 9 | Kempen . . . . | 2 | — | 2 | — | 2 | — | 10 | — | 1 | 4 | 10 | — | — | |
| 10 | Crefeld . . . . | 2 | — | — | 1 | 2 | 1 | 27 | — | — | 18 | 19 | 2 | 6 | |
| 11 | Gladbach . . . . | 3 | — | — | — | 6 | — | 7 | 1 | — | 7 | 34 | 1 | — | |
| 12 | Grevenbroich . . | 1 | — | 1 | — | 12 | 2 | 33 | — | 2 | 64 | 37 | — | — | |
| 13 | Neuß . . . . . | 1 | — | — | 2 | 4 | 7 | 35 | 1 | 2 | 8 | 33 | 2 | — | |
| | Summe . . . | 31 | 2 | 8 | 9 | 136 | 18 | 638 | 13 | 17 | 1369 | 585 | 50 | 20 | |
| | Für das Jahr 1833 waren nachgewiesen | 16 | 5 | 5 | 6 | 154 | 13 | 564 | 16 | 16 | 1414 | 467 | 40 | 30 | |
| | mithin sind) mehr . | 15 | — | 3 | 3 | — | 5 | 74 | — | 1 | — | 18 | 10 | — | |
| | für 1834 ) weniger | — | 3 | — | — | 18 | — | — | 3 | — | 45 | — | — | 10 | |

(Zeitungsbericht.)

Die am Rheine und der Ahr gewonnenen Weine, welche im Herbste ziemlichen Absatz hatten, werden in diesem Augenblicke weniger gesucht. Dagegen beginnt die Nachfrage nach dem Moselweine zuzunehmen. [1]) — In der Bürgermeisterei Sinzig (Kr. Ahrweiler) ist im October v. J. ein Braunkohlen-Bergwerk in Betrieb gesetzt worden, bei welchem 22 Arbeiter den Winter hindurch ihren Broderwerb gefunden haben. Die gute Qualität dieser Kohlen

1) Die Prov. Bl. — immer nach strenger Wahrheit strebend — benutzen diese Gelegenheit gerne, um eine Berichtigung und Erläuterung zu ihrem vorigen Hefte aus der Rhein- und Moselzeitung vom 16. März selbst aufzunehmen. Sie lautet: St. Goar, den 13. März. Die rhein. Prov. Bl. theilen in ihrem 2. diesjährigen Hefte interessante Notizen über die Weinpreise zu Diebach, Manubach und Steeg aus dem 15, 16. u. 17. Jahrhunderte mit. Die in der Einleitung enthaltene Aeußerung:

„Es mögen aber unter den angeführten Jahren wenige gewesen seyn, wo so gekauft wurde, wie in dem verflossenen; denn in Steeg, Manubach, Diebach, Engehöll war in einer Woche der neue Wein all aufgekauft,"

bedarf aber einer Berichtigung. Zuerst ist in Diebach nur sehr wenig Wein verkauft; und bei Weitem der größere Theil der vorigjährigen Erescenz liegt noch in den Kellern der Produzenten. Sodann war in den Jahrhunderten, aus welchen die Prov. Bl. die Weinpreise mittheilen, Regel, was jetzt Ausnahme ist. Es fand nämlich damals in den vier Thälern (Bacharach, Steeg, Diebach und Manubach), in jedem Herbste ein Weinmarkt statt, auf welchem die Weinhändler aus der Nähe und Ferne sich einfanden, und gewöhnlich einen festen Preis machten, zu welchem dann sämmtliche Weine in wenig Tagen verkauft wurden. Diese Marktpreise sind es, welche der Ref. der Prov. Bl. aus den alten Marktbüchern von Bacharach ausgezogen hat. Daß sie nur bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts reichen, mag wohl weniger den Kriegsunruhen, als veränderten Handelsverhältnissen beizumessen seyn, in Folge welcher die Weinmärkte allmählig ganz aufhörten, und die Käufer einzeln, nach Zeit und Gelegenheit, zum Einkaufe sich einfanden."

Der Hr. Verf. des angeführten Aufsatzes in unserer Zeitschrift lebt nicht in der obern Weingegend unserer Provinz. Erhaltene falsche Nachrichten über den Absatz des Weines der vorigjährigen Erescenz, welche Speculanten so gerne in ihrem Interesse verbreiten, können ihn getäuscht haben, weshalb aber die von ihm mitgetheilten alten Markt-Weinpreise als Hauptsache ihren geschichtlichen Werth doch nicht allein behalten, sondern es wird derselbe durch die Aufklärung, welche der Zeit. Artikel darüber enthält, noch gesteigert. D. H.

und die Mächtigkeit des Lagers berechtigen zu Hoffnungen, welche um so erfreulicher sind, jemehr die Theuerung des Holzes mit jedem Jahre zunimmt. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Koblenz v. M. Febr.)

Handel, Gewerke und Kommunikation im Reg. Bezirk Trier.

Der Weinhandel begann wieder etwas aufzuleben, doch nicht in einem, den Wünschen der Winzer und den vorhandenen Vorräthen entsprechenden, Maaße; fast nur nach dem vorigjährigen Produkte war Nachfrage und in den noch reichlich lagernden Weinen der frühern Jahrgänge geschahen meist nur Nothverkäufe.

Im Handel mit Rindvieh und Schweinen zeigte sich in mehrern Kreisen lebhafterer Verkehr, und standen namentlich auch Schaafe in hohem Preise. Der im vorigen Monat zu Trier stattgehabte Viehmarkt war gegen frühere Jahre ungemein stark besucht. — Die Eisenhüttenwerke, deren Betriebskraft jetzt durch größern Wasserzufluß neu belebt und verstärkt worden ist, erfreuten sich fortwährend eines guten Absatzes; die Fabrik- und Manufakturanlagen des Kreises Saarlouis beschäftigten eine angemessene Arbeiterzahl, und auf den Werken zu Dillingen wuchs dieselbe bis auf 150 an. — Die Schifffahrt war namentlich auf der Saar in Folge des hohen Wasserstandes sehr belebt, und hat nicht nur bedeutende Steinkohlenvorräthe, sondern auch die während des vorigen Sommers und Herbstes in den Magazinen gesammelten Glas- und sonstigen Waaren der Mosel zugeführt. — An Kommunikationswegen ward ungeachtet der ungünstigen Witterung theilweise fleißig gearbeitet, und der Ausbau der Straße von Berncastel nach Longcamp mit Thätigkeit begonnen. (Zeit. Bericht der K. Reg. zu Trier vom M. Febr.)

Handel und Fabrikwesen im Regierungs-Bezirk Aachen.

Es sind gegen die Verhältnisse, wie sie im Monat Januar statt fanden, wenig Veränderungen eingetreten. Die Fabrikation von Levantiner-Tüchern in Eupen hat denselben erfreulichen Fortgang. Auch die Tuchfabriken in Aachen, Düren und Montjoie sind in reger Thätigkeit, wenn sie sich gleich nicht ganz der vortheilhaften Verhältnisse rühmen können, welche der Stadt Eupen augenblicklich zu Statten kommen. Dagegen erfreuen sich die hiesigen Nadelfabri-

len eines ununterbrochenen bedeutenden Absatzes. (Zeit. Ber. d. K. Reg. zu Aachen v. M. Febr.).

Erneuerte Aufforderung an die Inhaber von Erfindungspatenten.

Schon im vorigen Jahrgang der Prov. Bl. erwähnten wir, daß durch die officielle Fassung der höhern Orts ausgefertigten Erfindungspatente die Absicht der vollständigen Bekanntwerdung dessen, was der Inhaber in dieser Beziehung wünschen kann, selten ganz vollständig erreicht werde. Wir knüpften daher hieran eine Bitte, welche wir bei der dermaligen größern Verbreitung der Prov. Bl. hier wiederholen zu glauben müssen. Es kömmt nämlich meist sowohl im Interesse der Patentinhaber, als desjenigen Publikums, welches von der Erfindung einen Gebrauch machen kann oder will, darauf an, näher zu erfahren, welche besondere Zwecke sie erreicht hat, welche Vorzüge sie darbietet, ob der Erfinder von dem entdeckten Verfahren selbst Anwendung machen wird, oder, wenn von einer erfundenen Vorrichtung, einem Apparate, einem Instrumente u. s. w. die Rede ist, ob diese käuflich zu haben sind, wo und zu welchem Preise, kurz — es bleibt dem dabei interessirten Publikum meist beim Lesen der officiellen Fassung eines Patents noch mancherlei zu fragen übrig, welches der Patentinhaber nur selbst ausreichend beantworten kann. Wir würden aber dergleichen Auskünfte durch unsere Blätter gerne verbreiten, wenn die Patentinhaber uns darüber die erforderlichen Materialien, entweder in eigenen Aufsätzen oder auch nur in brieflichen Notizen zu unserer eigenen Bearbeitung, zugehen lassen wollten. An alle Patentinhaber richten wir daher hiermit, in Betracht der Gemeinnützigkeit und in ihrem eigenen Interesse, die ergebenste Bitte, uns gefälligst zu solchem Zwecke geeignete Mittheilungen machen zu wollen. Der Herausgeber.

## XII.

## Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

### Indischer Mörtel.

In Indien setzt man zu dem gewöhnlichen Mörtel, aus Kalk und Sand, Melasse oder Zucker. Es soll dies ein

sehr hartes Cement werden. Für Fälle, wo diese Eigenschaft des Mörtels von ganz besonderm Werthe ist, möchte der Versuch auch bei uns anzurathen seyn. In gewöhnlichen Fällen wäre die Sache freilich viel zu kostbar.

### Düngung mit Knochenasche.

In Schlesien sind schon im Jahr 1804, nach den dortigen Prov. Bl. Januar 1835, Knochen zur Düngung benutzt worden, aber gebrannte und zu Asche zerstoßene. Es wäre nicht unwichtig, das Verhältniß zwischen Knochenmehl und Knochenasche, sowohl hinsichtlich des Kostenaufwandes, als der Resultate zu ermitteln.

### Anfrage über die Fütterung der Bienen mit Oelkuchen.

Die ökonom. Neuigk. Jahrg. 1833 S. 112 erwähnen der Erfahrung eines Herrn Mosso, Bienen mit fein gemahlenen Oelkuchen sehr gedeihlich ernähren und hierdurch ein zahlreicheres und öfteres Schwärmen dieses nützlichen Insektes befördern zu können. Es fragt sich nun, von welchen Oelkuchen ist hier die Rede? oder sind alle Gattungen Oelkuchen von gleich guter Wirkung?

In so fern es jede Oel- oder auch eine schleimige Nahrung seyn könnte, die den Bienen angenehm wäre, müßten wir dies besonders von dem Leinsaamen voraussetzen können; denn die Wirkungen anderer Oelgewächse sind schon im medicinischen Gebrauche so höchst verschieden, daß ich nur auf die betäubende (narcotische) Kraft des Mohnöls, des bittern Mandelöls mit seiner Blausäure aufmerksam machen darf, um diese Zweifel auch Andern faßlich zu machen. Wären es aber die Leinölkuchen, deren Bestandtheile schon zur Mast als sehr stark nährend anerkannt sind, so könnte Schlesien bei seinem starken Leinbau auch vorzügliche Vortheile für seine Bienenzucht daraus ziehen. Rübsen und Raps scheinen auch darum schon weniger für diesen Gebrauch geeignet, weil die rettig- und kohlähnliche Schärfe, so wie der Säuregeruch, den die Oele dieser Gewächse annehmen, den Bienen minder angenehm seyn dürften; allein die Biene, die den blühenden Senf zu ihrer Honigbeschaffung so reichlich zu benutzen weiß, daß die Waben, die sie zur Zeit dieser Blüthe mit Honig füllt, den Senfgeschmack annehmen, folglich auch von schärfern Ingredienzen Gebrauch zu machen weiß,

weis't uns um so mehr auf die bloße Erfahrung hin, als sie in ihrem geheimen Wirken so schwer zu belauschen ist. Ich erwähne neben dieser wahrhaften Magenstärkung des Senfhonigs noch einer besonders abführenden (laxirenden) Honigart zur Zeit der Blüthe des Faulbaumes (Rhamnus frangula), so daß es von entschiedenem Nutzen im medicinischen Gebrauche des Honigs erscheinen könnte, wenn man die einzelnen, in diesen Blüthenzeiten gefüllten Waben des Honigs zu unterscheiden und abzusondern vermöchte. Nähere Erläuterungen über diese gemachten Anfragen werden gewiß allen Bienenfreunden sehr willkommen seyn.

S. bei Rybnick in Oberschlesien. F. B. L.....

Diese Anfrage verdient aus der Provinz am Rhein Prüfung und Beantwortung, daher wir sie hier aus den ökonom. Neuigk. u. Verhandl. Nro. 1. 1835 aufgenommen haben. D. H.

## XIII.

## Verkehr der Redaktion.

Die eingegangenen Beiträge von B. in A., von B. in K., von B. in N., von L. in K., von W. in K., von P. in K., von G. in T., und von J. in K., erscheinen nächstens.

---

## Druckfehler.

Seite 251 Zeile 9 u. 10 von oben, statt: ostrheinischbestandene lies: ostrheinisch bestandenen.
„ 256 „ 18 v. ob. statt: ; lies: ,
„ 259 „ 12 „ „ „ fremdherrlichen l.: Fremdherrlichen.
„ 260 „ 17 u. 18 v. o. statt: vorgefundenen lies: Vorgefundenen.
„ 263 „ 10 v. o. statt: und auch lies: und auf.

# Inhalt des ersten Bandes, zweiten Jahrgangs neuer Folge.


Geschichte des Königsstuhls bei Rhense vom Hrn. Direktor Dr. Beck in Neuwied . . . . . S. 3
Kurze Nachrichten über die Kunst- und Alterthumsschätze in der Burg Rheinstein . . . . . 19
Die St. Gereons-Säule zu Köln . . . . . 117
Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerstein, von der Stiftsdame Adelheid von Stolterfoth . . . 119
Der Rheingrafenstein bei Kreuznach von Hrn. J. H. Kaufmann. . . . . 125
Einige Notizen über das Kloster Laach vom Hrn. Direktor Dr. Beck in Neuwied . . . . . 132
Verzeichniß der Aebte zu Laach von demselben . . . 140
Aufforderung, das im 16. Jahrhundert verschwundene Dorf Halen bei Duisburg betreffend . . . . 223
Ludwig XIV. von seinem Einfalle in die Niederlande bis zum Friedenskongreß zu Nimwegen. Von Hrn. Joh. Heinr. Böhm (Forts. folgt) . . . . . 224
Ueber den St. Adelheids-Brunnen am Kloster Pützchen in der Bürgermeisterei Vilich, Kreises Bonn, und den dortigen großen Jahrmarkt am 2. Sonntage im Monat September. Vom Hrn. Bergmeister Leopold Bleibtreu zu Pützchen. . . . . 279
Die Provinzialrechte in Rheinpreußen . . . . . 248
Gesetzliches Verhältniß des Privat-Forst-, Jagd- und Fischereiwesens in der Rheinprovinz, westseits . . 156
Köln's Kunst-Institute von Hrn. E. W. . . . . 27
Zwei rheinische Medaillen zu Ehren zweier um die Rheinprovinz hochverdienter Männer . . . . . 189
Die Wiederkehr des Halley'schen Kometen im J. 1835 51.
Göthe und seines Vaters Standuhr . . . . . 55
Bulwer's Urtheil über England und die Engländer. 57
Wegebau-Angelegenheiten . . . . . 61
Das englische, eiserne, für den Züricher See bestimmte Dampfboot „der Vulkan" genannt . . . 65
Ueber die Selbstentzündung von Steinkohlenklein oder sogenanntem Gries . . . . . 71
Zugabe. Warnung vor Selbstentzündung von Haidekraut oder Streusel, Kohlenpulver u. s. w. . . 76
Ueber Selbstentzündungen von Hrn. Parrot. . . . 268

S.
Warum sieht der Himmel blau aus? . . . . . 142
Angebliche Fährten urweltlicher Affen (Quadrumanen) in Sandsteinen vom Herausgeber . . . . . 143
Ueber einen Gegenstand der Forstnaturlehre vom Hrn. Prof. L. C. Treviranus zu Bonn. . . . . 264
Weinpreise in den vier Thälern Bacharach, Steg, Diebach und Manubach, vom Ende des 15. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Aus den alten Rathsbüchern gezogen) . . . . . 149
Die Bereitung des moussirenden Champagnerweins . 78
Ueber den Anbau zweier Futterrüben. Vom Hofgärtner Hrn. F. Th. Nietner in Schönhausen . . . 85
Bemerkungen über die Ursachen der in der Rheinprovinz vorkommenden Lungenfäule des Rindviehes. Vom Königl. Veterinair-Assessor Hrn. Mecke in Coblenz 88
Erwiederung auf die Anfrage des Hrn. Apothekers Voget in Heinsberg: „Giebt es ein zuverläßiges Vertilgungs- und Abwehrungsmittel gegen die, den Pappelpflanzungen so schädliche Raupe des Weidenspinners (Phalaena Bomb. sal.)? (Rhein. Prov. Bl. 11. Heft 1834) . . . . . 161
Pflanzung der Pyramidenpappel v. Hrn. Reeb . . . 165
Eine besonders erfolgreiche Methode von den gefüllten gelben Rosen alljährlich viel und schöne Blumen zu erhalten. Mitgeth. v. Lehrer Hrn. Görner in Straupitz 169
Ansichten über Pferdezucht am Niederrhein, in einem Briefwechsel mitgeth. von dem Gutsbesitzer Hrn. Simons auf Vogelsang bei Köln. . . . . 174
Ein Wollmarkt in Köln, als Förderungsmittel der rheinischen Schafzucht betrachtet. Vom Hrn. Gutsbesitzer Simons auf Haus Vogelsang. (Vorgetragen in der General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Vereins am 7. März 1835) 297
Ueber die Verbesserung der rheinischen Pferdezucht. Ein Vortrag gehalten in der General-Versammlung des niederrheinischen landwirthschaftlichen Vereins vom 7. März 1835, vom Hrn. Veterinair-Assessor Mecke in Coblenz . . . . . 304
Beobachtungen und Erfahrungen über die Wässerung der Wiesen, vom Hrn. C. von Bönninghausen. . 312

Literatur, Landkarten, Lithographien.

Siegl, J., Herr! laß sie alle ruhen in Frieden 94

Stodeler, Fr., Sammlung der Gesetze ꝛc. über das Elementar-Schulwesen . . . . . S. 96
Surville, M., die Eisenbahnen als finanzielle Spekulationen betrachtet. . . . . 97
Bildnisse der Professoren der rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität. . . . . 99
Steininger, J., die Ruinen am Althore zu Trier 206
Mering, F. E. v., und E. Weyden, Geschichte der Burgen, Rittergüter u. s. w. am Niederrh. 207
Camphausen, L., Zur Eisenbahn von Köln nach Antwerpen . . . . . 207
Wyttenbach, J. H., Neue Forschungen über die rom. architekt. Alterthümer im Moselthale von Trier. Nebst einem Anhange, die Ruinen bei Fließem betreffend, v. Landr. Hesse in Bitburg 320
Zeiler, die letzten zwanzig Jahre am Rhein. 321
Frommann, C. W., Die Bohr-Methode der Chinesen oder das Seilbohren . . . . . 322
Petsch, C. F., Rheinländische landwirthschaftliche und Garten-Zeitung. . . . . 323

Miszellen aus der Provinz.

Fabriken und Handel im Regierungsbez. Köln 101
Eisenbahnprojekt v. Köln bis zur belg. Grenze . 101
Eisenbahnprojekt auf der rechten Rheinseite . 102
Promotionen der kath. theol. Fakultät zu Bonn 102
Uebersicht der im Wintersem. 1834—35 auf der K. rhein. Friedr. Wilh. Univ. Bonn anwes. Stud. 104
Statistische Notiz über Bonn. . . . . 105
Einweihung des neuen Ball- u. Concertsaales der Bonner Lese- u. Erholungs-Gesellschaft 105
Steinkohlenhandel im Reg. Bez. Düsseldorf 107
Tollwuth in einer Schafheerde im R. B. Düsseld. 107
Asyl für entlassene weibliche Verbrecherinnen. 107
Leichenhaus zu Wesel . . . . . 107
Erdbeben zu Koblenz und in der Umgegend. 108
Weinhandel im R. B. Koblenz . . . . . 108
Salzbäder in Kreuznach . . . . . 108
Gesangverein in Kreuznach. . . . . 110
Krankheiten im R. B. Trier . . . . . 111
Handel u. Fabriken im R. B. Aachen . . . 112
Anfrage, die Conservation von Alterthümern in Köln betreffend . . . . . 208

S.
Der junge Künstler Hr. Karl Kramer . . . 209
Empfehlung einer Buchdruckerei in Koblenz . 210
Straßenbau im Reg. Bez. Trier . . . . . 210
Industrie und Handel im R. B. Köln . . . 323
Einige Worte über die Zeichnen- und Malerschule des Hrn. Katz in Köln . . . . . 324
Handel und Gewerbe im R. B. Düsseldorf . 325
Neue steinerne Brücke zu Barmen. . . . . 326
Denkmal der v. Schill'schen Offiziere zu Wesel 326
Zusammenstellung aller während d. J. 1834 im R. B. Düsseld. zur Anzeige gekommenen Vergehen 327
Handel und Industrie im R. B. Koblenz. . 328
Handel, Gewerbe u. Kommunik. im R. B. Trier 328
Handel und Fabrikwesen im R. B. Aachen . 329
Erneuerte Aufforder. an die Inhab. v. Erfind. Pat. 330

Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.

Basaltischer Boden . . . . . 113
Kaffee zu färben und zu bleichen . . . . . 113
Chocoladefabrikation . . . . . 113
Schnupftabakverbesserungs-Sauce . . . . . 115
Pariser Handschuhe aus Papier . . . . . 115
Jubelfest der schlesischen Provinzialblätter . . . . 116
Die vermeintliche urweltliche lebendige Kröte v. Lüttich 211
Das urweltliche Handthier von Hildburghausen . . . 212
Wie Berstein zu verkitten . . . . . 213
Neusilber und ähnliche Metallmischungen . . . . . 213
Die Kunst, kupferne Gefäße u. Kupferwaare überhaupt zu bräunen . . . . . 214
Reinigen von Messing und Kupfer . . . . . 215
Französischer Goldfirniß auf Kupfer, Messing, Bronze, Silber und Zinn . . . . . 215
Zinn zu lackiren . . . . . 217
Härten von Stahlwaaren in beträchtlichem Volum . . 217
Eisen vor Rost zu bewahren . . . . . 217
Ein Verfahren, das mit Chlor gebleichte Papier hinsichtlich seiner Brauchbarkeit zum Steindruck zu untersuchen 218
Gerberei in Baiern mit Bezug auf die Rheinpreußische 219
Vorschrift zur Bereitung einer guten Wichse für getäfelte Fußböden . . . . . 219
Neue Methode, Pianoforte's zu stimmen . . . . . 220
Ueber den Wurm an den Weinblüthen . . . . . 220
Bemerkung, die Weinhefe zu Verbesserung geringen Weins zu benutzen . . . . . 222
Indischer Mörtel . . . . . 330
Düngung mit Knochenasche . . . . . 331
Anfrage über die Fütterung der Bienen mit Oelkuchen. 331
Verkehr der Redaction. . . . . 332

# Verzeichniß der in der Rheinprovinz erschienenen neuen Bücher und Kunstsachen.

---

Carvela, F., Beobachtungen über die Heilung der Rhachitis. Aus dem Italien. von F. X. Melicher. Herausg. von F. Nasse. 8. Bonn, Habicht. 39 S. br. 7½ Sg.

Delbrück, F., Gelehrsamkeit und Weisheit. Zwei Reden, gehalten in Bonn im Jahre 1833. gr. 8. Bonn, Weber. 48 S. br. 7½ Sg.

(Duden, G.) einige Worte über den Rechtszustand in den Preuß. Rheinprovinzen und sein Verhältniß zu den Privilegien der Apotheker. gr. 8. Bonn, Weber. 29 S. br. 5 Sg.

Erläuterungen der Hermesischen Einleitung in die christkatholische Theologie. Erster — philosophischer Theil. Ein Versuch. gr. 8. Trier, Gall. 144 S. br. 20 Sg.

Fichte, J. H., über die Bedingungen eines speculativen Theismus. 8. Elberfeld, Büschler. 48 S. 10 Sg.

Kohlrausch, F., die deutsche Geschichte für Schulen bearbeitet. 3e Abthlg die deutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815 enthaltend. 7e vermehrte Aufl. gr. 8. Elberfeld, Büschler. 109 S. 7½ Sg.

Krummacher's, G. D., Hauspostille. In sechs Heften. 1s Heft. gr. 8. Meurs, Schulbuchhdlg. 112 S. br. 7½ Sg.

Nasse, F. u. H., Untersuchungen zur Physiologie und Pathologie. 1s Heft. gr. 8. Bonn, Habicht. 148 S. br. 22½ Sg.

Rose, K. W., Revision des Beschlusses der Kritik über die Theorie der Geologie. gr. 8. Ebendas. 23 S. br. 7½ Sg.

Morgan, Lady, die Prinzessinn oder die Beguine. Roman. Aus dem Engl. von P. Helling. 3 Bde. 8. Aachen, Mayer. br. 3 Thl.

Müller, J. G., die bildlichen Darstellungen im Sanctuarium der christl. Kirchen vom 5. bis zum 14. Jahrhundert. Mit 2 lithograph. Blättern. gr. 8. Trier, Lintz. 75 S. br. 12½ Sg.

Rechenbuch, praktisches, für Schulen. Herausg. von F. A. W. Diesterweg u. P. Heuser. 3s Uebungsbuch. 2e verbess. Aufl. 8. Elberfeld, Büschler. 135 S. 7 Sg.

Sack, F. F. A. u. K. H., Predigten. gr. 8. Bonn, Weber. 363 S. 1 Thl. 10 Sg.

Schulkalender. Tabellar. Nachweisung, wie der biblische Geschichtsunterricht in Uebereinstimmung mit dem Kirchenjahre zu ertheilen ist; mit Berücksichtigung von Bibel, Gesangbuch und Katechismus. gr. Fol. Meurs, Schulbuchhdlg. 3¾ Sg.

Simonidis Amorgini iambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker. gr. 8. Bonnae. Weber. 88 S. 12½ Sg.

Thomé, W., de corneae transplantatione. Dissertatio inauguralis. Cum tab. lithograph. gr. 4. Bonnae (Habicht) 32 S. geh. 15 Sg.

Vogel, C., Leitfaden für den Unterricht in der Erdbeschreibung für Stadt- und Landschulen. gr. 8. Bonn, Habicht. 136 S. br. 7½ Sg.

Wyttenbach, J. H., neue Forschungen über die Römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier. 8. Trier, Lintz. 102 S. br. 13 Sg.

Zimmermann, J. P. J., hebräische Interpunktionslehre. gr. 8. Bonn, Habicht. 56 S. 15 Sg.

---

Verlags-Werke von Gebrüd. Kehr & Nieſſen lithograph. Institut u. Kunsthandlung in Köln.

---

*Lessing, C. F., der Klosterhof im Schnee. Lithographirt von Borum. chines. Papier 3 Thlr.

*Hobbema, Landschaft. Lithogr. von Borum. Weiß Pap. 1 Thl. 10 Sg., chines. Pap. 1 Thl. 20 Sg.

Der Rheingrafenstein bei Kreuznach. Lithograph. von Borum. Weiß Pap. 15 Sg.

*Rubens, P. P., der h. Franziskus von Assisi. Lith. von Schreiner. Weiß Pap. 3 Thl.

Raphael, die heilige Familie. Lithogr. von Schreiner. Weiß Pap. 2 Thl., chines. Pap. 2 Thl. 20 Sg.

*Schmidt, A., die Lautenspielerinn. Lith. von Schreiner. Weiß Pap. 2 Thl. 15 Sg., chines. Pap. 3 Thl.

Baume, der Abschied des Rekruten. Lithogr. von Schreiner. Weiß Pap. 1 Thl., chines. Pap. 1 Thl. 10 Sg.

Heß, H., Sancta Maria. Lith. von Schreiner. Weiß Papier 12 Sg., chines. Pap. 16 Sg.

*Dolci, C., Mater dolorosa. Lith. von J. P. Kehr. Weiß Pap. 2 Thl., chines. 2 Thl. 15 Thl.

*Maas, N., die Mutter Rembrandts. Lith. von Weiß. chines. Pap. 2 Thl.

*Staveren, A. v., der betende Franziskaner. Lithogr. von Weiß. Chines. Pap. 2 Thl.

*Schrödter, A., die betrübten Lohgerber. Lith. von Weiß. Weiß Pap. 2 Thl., chines. Pap. 2 Thl. 15 Sg.

Picot, Amor und Psyche. Lithogr. von Weiß. Chines. Pap. 20 Sg.

Bartolomeo, Fra, Madonna mit dem Kinde. Lithog. von Müller. Weiß Pap. 1 Thl., chin. Pap. 1 Thl. 10 Sg.

Pater Abraham a santa Clara. Lith. v. Schreiner. Weiß Pap. 20 Sg., chines. Pap. 25 Sg.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Lithogr. von Weiß. Chines. Pap. 15 Sg.

Fohr, Carl. Lithog. von Weiß. Chin. Pap. 10 Sg.

Meister, S., Arnold Klütsch. Lith. von Weiß. Weiß Pap. 8 Sg., chines. Pap. 10 Sg.

Schadow, Sanct Johannes. Lith. von Dirks. Weiß Pap. 8 Sg., chines. Pap. 10 Sg.

---

Auf den Steinen vollendet oder in Zeichnung begriffen sind:

*Boude und Boudewyns, eine große, prachtvolle Landschaft. Lithogr. von Borum.

*Pistorius, die Kegelbahn. Lith. von Schreiner.

*Sohn, C., Rinaldo und Armide. Lith. von Weiß.

*Altitalien. Meister. Mater dolorosa. Lith. v. J. P. Kehr.

Napoleon, nach der Maske von Antommarchi. Lith. von Schreiner.

*Hildebrandt, die Kinder im Kahne. Lith. von Weiß.

Verschiedene. Die Decoration des Gürzenich. Erinnerung an den Karneval von 1835 zu Köln. Lith. von Levi.

Scheuren, das Nahe-Thal. Lith. von Borum und Brandmayer.

Simmler, Thier-Stücke. Lith. von Simmler.

---

## Subscriptions-Werke.

Kunst-Blüthen, Sammlung lithograph. Nachbildungen vorzüglicher Meisterwerke der alten und neuen Zeit am Rheine. Mit besonderem Hinblick auf die Akademie zu Düsseldorf. In 20 Lieferungen; jährlich werden 3—4 Lieferungen, jede zu 6 Thl. ausgegeben. Der Prospektus erscheint nächstens. Die mit * bezeichneten Blätter werden in die Kunst-Blüthen aufgenommen.

Das Nahe-Thal. Nach der Natur aufgenommen von J. C. Scheuren, Mitglied der Akademie zu Düsseldorf, auf Stein gezeichnet von Borum und Brandmayer. 24—30 Ansichten in 8—10 Lieferungen.

Thier-Stücke. Nach der Natur und auf Stein gezeichnet von Fr. Simmler, Mitglied der Akademie zu Düsseldorf. Studien für Landschafts-Maler und Zeichner und zum Gebrauche für Gymnasien. 12 Blätter in 3—4 Lieferungen.

Anmerkung. Sämmtliche Verlagswerke sind auf vorzüglichem Papier gedruckt und es ist fester Grundsatz der Verlagshandlung nur gute Abdrücke auszugeben. Jede solide Kunsthandlung nimmt Bestellung auf die einzelnen Blätter an; auf die Subscriptions-Werke jedoch nur die Verleger.

Auch übernimmt das Institut Bestellungen auf Rechnungen, Frachtbriefe, Wechsel, Adresse-Karten, Flaschen-Etiquetten u. s. w.

Köln im März 1835.

Gebrüd. Kehr & Nieſſen.

---

# Allgemeiner Anzeiger

zu den Rheinischen Provinzialblättern. 1835. 3s Heft.

---

## Subscriptions-Anzeige.

---

# Pantheon des Preußischen Heeres.

## Ein biographisches Handbuch

für Militair- und Civil-Personen, aus den Quellen bearbeitet und herausgegeben durch einen Verein von Freunden der Preuß. Kriegsgeschichte, unter dem Vorstande

des

## Freih. von Zedlitz (Z. N.)

### Inhalt.

Die wichtigsten Lebensverhältnisse, Schicksale und Thaten der seit dem Befreiungskriege gestorbenen Führer im Preuß. Heere, erzählt den Verewigten zum ehrenvollen Denkmal, den Lebenden aber zum Beispiel der Ausdauer und Treue im Dienste des Königs und des Vaterlandes.

Erster Band. (Erscheint zu Ostern 1835).

Der Zeitraum vom Befreiungskriege bis zum Ende des Jahres 1824.

Zweiter Band. (Erscheint im Sommer 1835.)

Der Zeitraum vom Anfange des Jahres 1825, bis zum Anfange des Jahres 1835.

Der Subscriptions-Preis pro Band zu einigen zwanzig Bogen in gr. 8. und sehr sauber brochirt, ist auf feinem Druckpapier 1¼ Thlr., und auf feinem Schreibpapier 1½ Thl.

Bestellungen nimmt an: J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker in Köln.

Stuhrsche Buchhandlung in Berlin.

Subscriptions-Anzeige
auf das in der Sander'schen Buchhandlung in Berlin erscheinende

Handbuch
für
# Civil-Verwaltungsbeamte
von P. J. Kur,
K. Preuß. Prem. Lieutenant a. D. und Regier. Diätarius.

Dieses Handbuch besteht aus 2 Theilen, wovon der erste die Vorbereitung zum Kreis-Sekretär und Kreis-Beamten, die gründliche Darstellung der Verhältnisse der Landräthe zum Kreis-Sekretär, den Bürgermeistern, den Magistraten, den Ober- und Untergerichten, den Grundherrschaften und Polizeibehörden enthält, und zerfällt in 15 Abtheilungen. Der zweite Theil umfaßt ein praktisches Handbuch für Landräthe, Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Kreis-Steuerbeamte, giebt eine Darstellung der Amtsverbindungen des Landraths mit der Königl. Regierung, mit den Ober-, Militair- und Landwehr-Behörden, mit den Kommunal-, Bau- und Forst-Beamten, mit den Kataster- und Kreissteuerbeamten, den Geistlichen und Schullehrern, mit dem Preis-Physikus, den Kreiswund- und Kreisthierärzten, eine Sammlung Formeln zu den hierbei vorkommenden Berichten und eine Nachweisung aller bezüglichen Gesetze und Verordnungen, und zerfällt in 12 Abtheil. — Beide Theile erscheinen in gr. Oktav-Format, und zwar in 2 Lief., wovon jede Lief. 30 Druckbog. stark, am 1. Juni u. Ende August d. J.; der erste Theil ist mit dem Bildnisse des Prinzen Wilhelm von Preußen, Königl. Hoheit (Sohn Sr. Maj. des Königs), Höchstwelcher auch die Dedication des Werkes anzunehmen geruht hat, geziert.

Der bis zum 1. Juni d. J. festgesetzte Subscriptionspr. ist für das Ganze 3 Thaler, welcher in 2 Term., bei Ablief. eines jeden Bandes mit 1½ Thl. zu bezahlen ist. Der später eintretende Ladenpr. ist auf 4 Thl. festgesetzt.

J. P. Bachem, Hof-Buchhändler und Buchdrucker in Köln, nimmt Subscription an.

X. Literatur, Landkarten, Lithographien.
1) Wyttenbach, J. H., Neue Forschungen über die römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier . . . . . S. 320
2) Zeiler, die letzten zwanzig Jahre am Rhein 321
3) Frommann, C. W., die Bohrmethode der Chinesen oder das Seilbohren . . . . . 322
4) Petsch, C. F., Rheinländ. landwirthschaftl. und Garten-Zeitung . . . . . 323
XI. Miszellen aus der Provinz.
Industrie und Handel im Reg. Bez. Köln. . 323
Einige Worte über die Zeichnen- und Malerschule des Hrn. Katz in Köln. . . . . 324
Handel und Gewerbe im R. B. Düsseldorf. 325
Neue steinerne Brücke zu Barmen. . . . . 326
Zusammenstellung aller während des Jahrs 1834 im Reg. Bez. Düsseldorf zur Anzeige gekommenen Vergehen und Verbrechen . . 327
Denkmal der v. Schill'schen Offiziere zu Wesel 326
Handel und Industrie im R. B. Koblenz. . 328
Handel, Gewerbe und Kommunikation im R. B. Trier . . . . . 328
Handel und Fabrikwesen im R. B. Aachen . 329
Erneuerte Aufforderung an die Inhaber von Erfindungs-Patenten . . . . . 330
XII. Miszellen aus andern Provinzen und dem Auslande.
Indischer Mörtel. . . . . 330
Düngung mit Knochenasche. . . . . 331
Anfrage über die Fütterung der Bienen mit Oelkuchen. . . . . 331
XIII. Verkehr der Redaktion . . . . . 332

Die gegenwärtige Umschlags-Seite möge mit den Namen derjenigen verehrten Männer ausgefüllt werden, welche zu der neuen Folge der Prov. Blätter bereits Beiträge gegeben, oder deren nächstens versprochen haben, wobei aber die Angabe der Titel dieser schätzbaren Mitarbeiter, wegen Mangel an Raum, umgangen werden muß.

Aldefeld in Aachen, Althans in Saynerhütte, Anschütz in Coblenz, Arndt in Bonn, Arndts in Düsseldorf, Augusti in Bonn, Bärsch in Trier, Beck in Neuwied, Bergemann in Bonn, G. Bischof in Bonn, C. Bischoff in Bonn, A. Bleibtreu in Erpel, L. Bleibtreu in Kloster Pützchen, Böcking in Saarbrücken, Böhm in Andernach, Brüning in Elberfeld, Borlatti in Lechenich, Buß in Creuznach, von Daniels in Köln, Diesterweg in Bonn, Eiler in Bonn, Eskens in Trier, Fallenstein in Coblenz, Fasbender in Düsseldorf, Fiedler in Wesel, Frommann in Saarlouis, Fulda in Bonn, Goldfuß in Bonn, Großman in Trier, Grube in Düsseldorf, Hahn in Coblenz, Hansen in Lisdorf, Hardt in Imgenbroich, Harleß in Bonn, Hesse in Bitburg, Heuberger in Coblenz, Hisgen in Trier, Jacobi in Siegburg, Jäger in Coblenz, Kraus in Langerwehe, von Knoppäus in Neuwied, von Lassaulx in Coblenz, Lenne in Honnef, Martins in Bonn, Mecke in Coblenz, Menn in Düsseldorf, Rees von Esenbeck in Bonn, Neumann in Aachen, Nitzsch in Bonn, Nöggerath in S. Johann-Saarbrücken, von Deynhausen in Bonn, Pauls in Coblenz, Ristelhüber in Brauweiler, Ritz in Aachen, von Rohr in Ottweiler, Schäffer in Sayn, Schmidt I in Berlin, Scholz in Bonn, Schulze in Düren, Scotti in Düsseldorf, Sello in Saarbrücken, Simons auf Vogelsang, Stierlin in Münster, von Stramberg in Coblenz, Treviranus in Bonn, Trimborn in Bonn, von Ulmenstein in Düsseldorf, Umpfenbach in Düsseldorf, Voget in Heinsberg, Wohl in Köln, Weyden in Köln, von Wittgenstein in Köln, Wolff in Malmedy, Wutzer in Bonn, und mehrere Ungenannte.

Widener Library
3 2044 098 612 344